This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

39170

III
761
B 19

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Politische kirchliche und literarische Zustände in Deutschland.

Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren

1838 und **1839**

von

Franz von Florencourt.

Leipzig,
in Commission bei Bernh. Tauchnitz jun.
1840.

T.ME

DD204
F4

Seinem Bruder

Wilhelm

und

Seinem Freunde

Palm

als ſchwacher Beweis ſeiner Dankbarkeit und Liebe gewidmet vom

Verfaſſer.

Ob dieſe Verſuche eines Mannes, der gern auf ſeine Weiſe thätig und nützlich ſeyn will, bei Fremden Intereſſe erregen werden, iſt ungewiß. Zwei theilnehmende Leſer werden ſie aber gewiß finden, Euch Beide, die mir ſo viele unverdiente Liebe erwieſen haben. Ich empfinde eine innige Freude, mein Gefühl gegen Euch, deſſen mein Herz voll iſt, auf dieſe Weiſe ausdrücken zu können, und hoffe, daß dieſe anſpruchloſe Veröffentlichung zweier Namen, die in ihrem ſtillen Werthe nie Anſpruch auf Publicität irgend einer Art gemacht haben, mir verziehen und mit meinem Drange, auf irgend eine Weiſe meine Dankbarkeit an den Tag zu legen, von Euch entſchuldigt werden wird.

Vorrede.

Der Verfaſſer dieſer Aufſätze iſt ſeit zwei Jahren eifriger Mitarbeiter einer Zeitſchrift, der literariſchen und kritiſchen Blätter der Börſenhalle. Wer ſchreibt, hofft damit Nutzen zu ſtiften. Es mag dieſes ſehr häufig eine freundliche Täuſchung ſeyn, aber der Schriftſteller bedarf dieſer Täuſchung, um muthig und friſch zu bleiben. Dieſer Wahn iſt ihm die ſtärkſte Springfeder ſeiner Thätigkeit, und ohne denſelben würde er zum feilen Lohnarbeiter herabſinken. So mag es denn auch mir verziehen werden, wenn ich einige meiner Beiträge zu jener Zeitſchrift hier in einer Sammlung meinen Zeit- und Vaterlandsgenoſſen übergebe, in der Hoffnung, daß der darin ſich ausſprechende Charakter hie und da anregen und zu kräftigern und bedeutendern Beſtrebungen anfeuern werde. Namentlich möchte ich vielen mir verſchollenen Jugendfreunden, zu denen jene Zeitſchrift vielleicht nicht gelangt, dadurch ein Zeichen meines Lebens geben und einen wohlthuenden Beweis, daß Vaterlandsliebe und Streben nach Wahrheit im Leben auch noch über die Univerſitätsjahre

hinaus, und ſelbſt in ungünſtigen Verhältniſſen und Zeitumſtänden ſich feſt und hartnäckig erhalten können. Sollte unſer alter Wahlſpruch „friſch, fröhlich und frei“ durch dieſe Verſuche in dem verkümmerten und verſauerten Herzen irgend eines alten Commilitonen wieder zum Aufblühen gebracht und die Bande, die Sorge und Noth und die ganze Gemeinheit und Jämmerlichkeit des jetzigen Lebens um daſſelbe gelegt haben, zerſprengt werden können, ſo würde eine ſolche Wirkung auch nur an einem einzigen alten Freunde mir die wohlthätigſte und freudigſte Stimmung gewähren. Die Ideale unſerer Jugendzeit für ein edleres und gerechtes, lebendig-geiſtiges Volksleben treten hier gewiß in ſehr modificirter Geſtalt auf, aber die Grundgeſinnung iſt dieſelbe geblieben. Das Leben iſt kurz; wer weiß, wie bald wir abgerufen werden; aber das Bewußtſeyn, einer Idee treu nachgelebt und der Jämmerlichkeit keine Conceſſionen gemacht zu haben, gewährt noch der letzten Stunde einen Gehalt, den alle Güter dieſer Welt nicht erſetzen können.

Dieſe Aufſätze ſind ſämmtlich unter dem geiſtigen Einfluſſe der Cenſur geſchrieben. Ohne dieſe würde der Ausdruck kräftiger und entſchiedener, und mancher nur angedeutete Gedanke würde lebhafter ausgeführt ſeyn. Alle gebildeten, beſſern und freiern Menſchen ſind wohl im Allgemeinen über den Charakter dieſer Einrichtung mit einander einverſtanden; daß dem ehrlichen und gewiſſenhaften Manne ſein gutes natürliches Recht auf Ausſprechen ſeiner Gedanken entzogen worden, daß er nicht frei mit ſeinen Zeit- und Vaterlandsgenoſſen, auf deren Verkehr

von Gott und Natur zur eigenen und fremden, sittlichen und geistigen Förderung er angewiesen, sich in Wechselwirkung setzen darf, daß die besten und tüchtigsten Keime auf diese Weise nicht angeregt und entwickelt und die Mitwelt in unserm Vaterlande um alles höhere Leben und Streben gebracht wird, daß dieses etwas entschieden Unerträgliches ist, darüber ist, wie ich glaube, jeder Mann von achtungswerthem Urtheile mit uns einverstanden. Aber Niemand empfindet doch das Lähmende und wahrhaft Demoralisirende der Censur stärker und mehr in der Nähe, als der publicistische Journalist, wenn ich diesen Titel, der eigentlich mit Recht in Deutschland noch gar nicht existirt, für mich in Anspruch nehmen darf.

Der Journalist begleitet mit seiner Reflexion das tägliche Leben seines Volkes Schritt vor Schritt; er soll den lebendigen Pulsschlag des Gewissens und des Bewußtseyns desselben repräsentiren. Ueber jedes Ereigniß, über jede Manifestation des Geistes soll er im Namen seines Volkes alsbald Rechenschaft ablegen und zur klarern Auffassung desselben behülflich seyn. Er soll der Spiegel seyn, worin sich das Bewußtseyn seines Volkes reflectirt. Was innerlich in ihm angeregt wird, das soll er sofort in Worte fassen. So entsteht in ihm eine Wechselwirkung zwischen Denken und Schreiben. Er hat keine Zeit, gleich dem Künstler oder dem Dichter noch eine Welt in sich zu haben, die unabhängig ist von der äußern Erscheinung, und in der er abgesondert von Zeit und Volk leben kann. Was er Abends denkt und empfindet, das muß am andern Morgen auf dem Papiere stehen und der Oeffentlichkeit

übergeben werden. Was er im geſelligen Leben hört, was er lieſt, Alles verarbeitet er ſofort in ſich zum Behufe ſeiner Tagesſchriftſtellerei. Wenn er nicht frei ſchreiben darf, ſo verlernt er auch allmählig das freie Denken. Er darf nicht wagen, einer Empfindung oder einer Gedankenreihe ſich hinzugeben, die er nicht alſogleich veröffentlichen darf, denn ſie ſtört ihn in ſeinem Berufe. Auf dieſe Weiſe erſtickt die Cenſur zuletzt jeden ſelbſtſtändigen Athemzug ſeines Charakters, ſie feſſelt jeden Schwung der Geſinnung nicht blos auf dem Papiere, ſondern auch in der innerſten Seele. Niemand iſt ſo ſtark, der auf die Länge einen kräftigen Widerſtand dieſem charaktermörderiſchen Einfluſſe entgegenſtellen könnte. Ein publiciſtiſcher Journaliſt wird, nachdem er zwanzig Jahre unter Cenſur geſtanden, ſtets ein verkrüppelter Charakter ſeyn.

Ich habe mir oft die Frage aufgeworfen, was beſſer ſey, ein dummer oder ein kluger Cenſor? Es läßt ſich gegen Beide Manches ſagen. Ein kluger Cenſor läßt ſich nicht hintergehen. Man mag den Gedanken in noch ſo milde Ausdrücke einwickeln, er erkennt ihn in ſeiner wahren Geſtalt und in ſeiner Tendenz. Und das iſt allerdings ein Nachtheil. Ein dummer Cenſor dagegen kann leicht durch die Form beſtochen werden; er läßt Manches durchſchlüpfen, was er nicht verſteht. Aber wie unwürdig iſt es und wie ekelhaft, auf die Ideenloſigkeit eines Andern ſpeculiren, ſich hinterliſtig wie eine Schlange winden zu müſſen, um etwas ehrlich Gedachtes durchſchmuggeln zu können. Wie ſehr empört es alles Selbſtgefühl, ſich nach Laune und Zufall von einem Manne den Mund verbieten

lassen zu müssen, der an Einsicht und Charakter in jeder Beziehung unter uns steht.

Ein kluger Censor wird in der Regel ein gewisses System haben; er wird einigermaßen feste Normen haben, die ihn bei der Ertheilung seines Imprimaturs leiten. Man lernt seine Ansicht kennen, man kann sich, wiewohl ungern, darnach richten, indem man das vermeidet, was er nicht will. Aber wer kann die Dummheit, die Ueberzeugungslosigkeit vorherberechnen? Heute läßt sie eine freie Aeußerung durch, morgen streicht sie das Unbedenklichste und Unschuldigste. Man ist in ewiger Ungewißheit; bei keinem Aufsatze kann man vorherwissen, ob er passiren wird, oder nicht. Kommt dazu noch eine servile Charakterlosigkeit, eine feile Liebedienerei, die es Allen recht machen will, die keine Aeußerung, und sey sie noch so wahr und ungefährlich für das Gemeinwesen, durchlassen will, sobald eine entfernte Möglichkeit vorhanden, daß sie nur irgendwo ungern gesehen werden könnte, so wird man mir Recht geben, wenn ich die Aufsicht eines einfältigen Censors für eine schlimme Schickung halte, zu deren Ertragung eine Engelsgeduld gehört.

Ich habe bereits eine ziemlich reichhaltige Sammlung interessanter und geistreicher Censurstriche mir angelegt, die später einmal Zeugniß davon ablegen sollen, wie cavalièrement man hier und da in Deutschland mit Literatur und Geistesfreiheit umspringt. Einstweilen bin ich der Ansicht, daß jeder Staat wenigstens o viel Respect vor dem geistigen Wesen seiner Bevölkerung an den Tag legen sollte, daß, wenn er die Censur leider nicht

aufheben will oder kann, er doch wenigstens einen urtheilsfähigen und charaktervollen Censor anstellt. Aber eine größere Verachtung vor dem, was uns zu Menschen macht, läßt sich nicht documentiren, als wenn man das stumpfsinnigste und niedrigst denkende Subject, was überhaupt nur zu finden, zum Richter über die Manifestationen des Zeitgeistes macht.

Freilich läßt es sich nicht verkennen, daß es nicht so leicht ist, einen geistreichen und edeln Mann zum Censor zu finden. Die Meisten werden eine solche Stelle nicht annehmen, und wer von ihnen sie annimmt, der wird im demüthigen Bewußtseyn seiner Unfähigkeit, darüber richten zu können, was im großen Getriebe des Geistes nützlich oder schädlich seyn könne, der Vorsehung nicht eigenmächtig durch frivoles Streichen in den Arm fallen wollen. Ein geistreicher Censor wird die Censur nicht im Sinne des heutigen Beamtenstaates handhaben können. Aber das allein spricht der ganzen Erfindung das Urtheil.

Eppendorf am 23. März 1840.

Fr. v. Florencourt.

Erſte Abtheilung.

Katholiſch-Preußiſche Angelegenheit.

Athanasius.

Von

J. Görres.

Erſter Artikel.

(Am 23. April 1838.)

Als der Staatsminiſter von Altenſtein nach Wegführung des Erzbiſchofs von Köln offen und frei dem preußiſchen Volke die Gründe dieſer Maßregel auseinanderſetzte, da ſchlug jedes preußiſche Herz höher voll Dankbarkeit und Selbſtgefühl. Allgemein wurde anerkannt, daß die einzig würdige Art ſolcher Verhandlung eine öffentliche ſeyn müſſe. Zutrauensvoll rief der König ſelbſt ſein Volk dazu auf, zu urtheilen und zu richten, denn er erkannte, daß es ſich um etwas handle, wo Jeder ohne Ausnahme ſeine eigene Ueberzeugung haben darf und ſoll, um das innerſte Heiligthum ſeines Lebens, um ſeinen Glauben, ſeine Religion. Er erkannte, daß jene Maßregel einen zu tiefen Eindruck auf jede Individualität machen müſſe, als daß ſie mit einem bloßen: car tel est notre plaisir, von oben herab, ſich abfertigen laſſe. Er fühlte das Gewicht der Sache, er fühlte den Werth und die gerechten Anſprüche ſeines gemäßigten, ſelbſtdenkenden Volkes, deſſen geiſtige Ausbildung ſeines Gleichen in der Geſchichte noch nicht gefunden hat. Er trat vor ſeine Landeskinder und legte Rechenſchaft ab durch den Mund ſeines Miniſters.

Welch neues, ſchönes Verhältniß entfaltete ſich dadurch vor den hoffenden Blicken ſeiner Getreuen. Seit vier und zwanzig Jahren, ſeit jenem ewig denkwürdigen Aufrufe an ſein Volk ſprach der König zum erſten Male wieder offen zu ihnen, zum erſten Male wieder appellirte er an ihr Urtheil, zum erſten Male wieder zeigte er ſein Zutrauen auf ihre Mündigkeit. Welche

Hoffnungen gingen nicht durch dieſen Schritt in dem Herzen jedes Preußen, jedes Deutſchen auf. Freie Debatte, freie Gedankenentwickelung, naturgemäßes Fortſchreiten — das Böſe, das Unwahre, das Einſeitige nicht mehr gehemmt durch Cenſur und Cabinetsbefehle, ſondern bekämpft, niedergeſchmettert durch die eigene, ſelbſtſtändige, geiſtige Kraft des Volkes — freie Ausbildung jeder Idee, die im Volke ruht, jedes Talentes, was ſeiner unbewußt ſchlummert und durch den Donnerton der freien Preſſe aus ſeiner Lethargie aufgeweckt wird — verſchwunden jede Heimlichkeit, jeder Argwohn, jedes Mißtrauen — freie Rede unter einander, wie es deutſchen Männern, deutſchen Proteſtanten, deutſchen Preußen im neunzehnten Jahrhundert geziemt — zwiſchen König und Volk eine zutrauensvolle Freundſchaft, eine erkannte, tiefe Verwandtſchaft, gleich wie der Dichter ſingt:

„Zwiſchen Beiden einer Liebe Wehen,
Und ein Gang nach einem Ziele hin!“

Freie Wechſelwirkung, gegenſeitige Befruchtung, Vaterlandsliebe in höchſter Blüthenpracht und Fülle — Alles dieſes, das ganze Bild eines wahren, großartigen, zeitgemäßen deutſchen Lebens, ging auf wie Morgenroth in dem Herzen jedes Norddeutſchen.

Doch dieſe Hoffnungen ſind eben ſo ſchnell wieder entſchwunden, als ſie entſtanden waren; mit einem Schlage ſind ſie bitter getäuſcht. Der Miniſter von Altenſtein legt dem Volke zu freier Beurtheilung die Handlungsweiſe der Regierung und ihre Gründe dazu vor Augen; das ſeltene Vertrauen entzückt, Alles lieſt, Alles prüft, Alles greift zur Feder. Stimmen der Gegenpartei rufen: audiatur et altera pars; ein alter Kämpfer, alt an Jahren, aber noch jung an Phantaſie und Kampfesfeuer, der es gewohnt iſt, daß ſeine leidenſchaftliche Stimme durch ganz Deutſchland hallt, tritt mit Heftigkeit gegen die Maßregel auf, er erhebt den Schild für ſeinen Glauben, den

us, und — man verbietet in Preußen ſein Buch.

Alſo jene ſcheinbare Offenheit war nur Täuſchung; jene Entwickelung, jene Gründe, die man ſo zutraulich uns darlegte, ſollten nicht geprüft, ſie ſollten nur geglaubt werden. Eine billigende Anſicht ſollte uns künſtlich aufgedrungen werden; nur die eine Seite ſollten wir ſchauen, die andere ſollte uns im Dunkel verhüllt bleiben. Wie hart, wie unwahr und wie unmöglich!

Und weshalb eine ſo geringſchätzende Behandlung des eigenen Volkes? Was fürchtet die Regierung? Und wenn wir einſtimmig anerkennen müßten, daß hier etwas Menſchliches paſſirt wäre, reißt das unſere Herzen von Preußen los? Sind wir, iſt der ganze Norden von Deutſchland darum nicht noch immer auf Leben und Tod, auf Seyn und Nichtſeyn mit Preußen verbunden? Hängt unſere einzige Hoffnung nicht einzig, nicht felſenfeſt an Preußen? Preußen mit ſeiner Geſchichte, ſeinen großen Männern, mit ſeinem Friedrich dem Großen, ſeinem Schwerin, Seidlitz, Ziethen; mit ſeinem Herzberg, Stein; ſeinem Scharnhorſt, Blücher; ſeinem Fichte, Schleiermacher, Hegel, Savigny u. ſ. w.; mit ſeiner muſterhaften, gerechten Verwaltung, ſeiner gerechten Juſtiz; ſeiner Gemeindeverfaſſung, ſeiner blühenden Induſtrie, ſeinen Schulen, Univerſitäten; mit ſeinem redlichen, ernſten Streben nach allen Seiten hin, mit ſeiner innewohnenden Kraft und Urſprünglichkeit, Preußen iſt und bleibt der Mittel- und Brennpunct des deutſchen Nordens, der Repräſentant und Pfleger des Proteſtantismus, der Forſchung, der Wiſſenſchaft.

Nicht immer ſind wir mit dem Gange der preußiſchen Regierung zufrieden geweſen; einzelne Thatſachen haben uns verletzt, gekränkt, erbittert. Aber jeder Norddeutſche, der ſein Vaterland liebt, kehrt mit ſeinen Hoffnungen und ſeinen Neigungen immer wieder zu Preußen zurück.

Preußen ſteht auf einer Höhe von Charakterbildung, daß die Form ſeiner Verfaſſung faſt gleichgültig wird. Ob

Hoffnungen gingen nicht durch dieſen Schritt in dem Herzen jedes Preußen, jedes Deutſchen auf. Freie Debatte, freie Gedankenentwickelung, naturgemäßes Fortſchreiten — das Böſe, das Unwahre, das Einſeitige nicht mehr gehemmt durch Cenſur und Cabinetsbefehle, ſondern bekämpft, niedergeſchmettert durch die eigene, ſelbſtſtändige, geiſtige Kraft des Volkes — freie Ausbildung jeder Idee, die im Volke ruht, jedes Talentes, was ſeiner unbewußt ſchlummert und durch den Donnerton der freien Preſſe aus ſeiner Lethargie aufgeweckt wird — verſchwunden jede Heimlichkeit, jeder Argwohn, jedes Mißtrauen — freie Rede unter einander, wie es deutſchen Männern, deutſchen Proteſtanten, deutſchen Preußen im neunzehnten Jahrhundert geziemt — zwiſchen König und Volk eine zutrauensvolle Freundſchaft, eine erkannte, tiefe Verwandtſchaft, gleich wie der Dichter ſingt:

„Zwiſchen Beiden einer Liebe Wehen,
Und ein Gang nach einem Ziele hin!“

Freie Wechſelwirkung, gegenſeitige Befruchtung, Vaterlandsliebe in höchſter Blüthenpracht und Fülle — Alles dieſes, das ganze Bild eines wahren, großartigen, zeitgemäßen deutſchen Lebens, ging auf wie Morgenroth in dem Herzen jedes Norddeutſchen.

Doch dieſe Hoffnungen ſind eben ſo ſchnell wieder entſchwunden, als ſie entſtanden waren; mit einem Schlage ſind ſie bitter getäuſcht. Der Miniſter von Altenſtein legt dem Volke zu freier Beurtheilung die Handlungsweiſe der Regierung und ihre Gründe dazu vor Augen; das ſeltene Vertrauen entzückt, Alles lieſt, Alles prüft, Alles greift zur Feder. Stimmen der Gegenpartei rufen: audiatur et altera pars; ein alter Kämpfer, alt an Jahren, aber noch jung an Phantaſie und Kampfesfeuer, der es gewohnt iſt, daß ſeine leidenſchaftliche Stimme durch ganz Deutſchland hallt, tritt mit Heftigkeit gegen die Maßregel auf, er erhebt den Schild für ſeinen Glauben, den Katholicismus, und — man verbietet in Preußen ſein Buch.

Also jene scheinbare Offenheit war nur Täuschung; jene Entwickelung, jene Gründe, die man so zutraulich uns darlegte, sollten nicht geprüft, sie sollten nur geglaubt werden. Eine billigende Ansicht sollte uns künstlich aufgedrungen werden; nur die eine Seite sollten wir schauen, die andere sollte uns im Dunkel verhüllt bleiben. Wie hart, wie unwahr und wie unmöglich!

Und weshalb eine so geringschätzende Behandlung des eigenen Volkes? Was fürchtet die Regierung? Und wenn wir einstimmig anerkennen müßten, daß hier etwas Menschliches passirt wäre, reißt das unsere Herzen von Preußen los? Sind wir, ist der ganze Norden von Deutschland darum nicht noch immer auf Leben und Tod, auf Seyn und Nichtseyn mit Preußen verbunden? Hängt unsere einzige Hoffnung nicht einzig, nicht felsenfest an Preußen? Preußen mit seiner Geschichte, seinen großen Männern, mit seinem Friedrich dem Großen, seinem Schwerin, Seidlitz, Ziethen; mit seinem Herzberg, Stein; seinem Scharnhorst, Blücher; seinem Fichte, Schleiermacher, Hegel, Savigny u. s. w.; mit seiner musterhaften, gerechten Verwaltung, seiner gerechten Justiz; seiner Gemeindeverfassung, seiner blühenden Industrie, seinen Schulen, Universitäten; mit seinem redlichen, ernsten Streben nach allen Seiten hin, mit seiner innewohnenden Kraft und Ursprünglichkeit, Preußen ist und bleibt der Mittel- und Brennpunct des deutschen Nordens, der Repräsentant und Pfleger des Protestantismus, der Forschung, der Wissenschaft.

Nicht immer sind wir mit dem Gange der preußischen Regierung zufrieden gewesen; einzelne Thatsachen haben uns verletzt, gekränkt, erbittert. Aber jeder Norddeutsche, der sein Vaterland liebt, kehrt mit seinen Hoffnungen und seinen Neigungen immer wieder zu Preußen zurück.

Preußen steht auf einer Höhe von Charakterbildung, daß die Form seiner Verfassung fast gleichgültig wird. Ob unum-

ſchränkte Monarchie, ob Repräſentativ-Verfaſſung — die öffentliche Meinung wird dort ſtets allmächtig ſeyn. Nie wird dort das Gegeneinanderkämpfen einſeitiger Parteien das nothwendige Lebenselement, das Triebwerk der Staatsmaſchine werden. Der preußiſche Staat kennt keine Parteien; unparteiiſche vernünftige Forſchung iſt ſeine Baſis. Der umſichtige Gedanke allein iſt es, der den Staat in Bewegung ſetzt, der alle ſeine Pulſe zum Schlagen bringt. Aber dieſem muß Freiheit gewährt werden, er muß ſich frei nach allen Seiten hin bewegen können. Kein Volk, kein Staat bedarf ſo ſehr der Preßfreiheit zu ſeinem Aufblühen, Wachſen und Gedeihen, ja zu ſeiner Sicherheit, als der preußiſche; keiner hat weniger Urſache, ſich vor Mißbrauch derſelben zu ſcheuen, als gerade er; und ſonderbar, keiner iſt es, deſſen gegenwärtige Regierung ſich mehr davor fürchtet.

Alle Stände ſind mehr oder weniger auf das preußiſche Syſtem eingegangen: gründliche Menſchenbildung, organiſche Entwickelung von unten herauf. Dieſes Princip hat jeder als eigenes Weſen anerkannt, iſt zur innerſten Ueberzeugung geworden. Alle Notabilitäten, alle Intelligenzen ſind davon durchdrungen; ſie alle lagern ſich um den Thron, als den Halt- und Stützpunct ihres Geſammtweſens. Glaubt man, daß eine ſolche Phalanx durch das Geſchrei einiger Phantaſten über den Haufen geworfen werde? Wenn der ganze Kern der Nation im Weſentlichen mit dem allgemeinen Streben der Regierung einig iſt, wie iſt da eine Revolution möglich? Die Proletarier, die Armuth und die Dummheit, die hochmüthige, unreife Jugend machen heut zu Tage keine Revolution; die Grundveſten des Staates können nur durch eigene Schwäche weichen, und dieſe Grundveſten ſind in keinem Volke ſo ſtark, auf ſo unerſchütterlichen Felſen ruhend, als in dem preußiſchen. Woher nun das Unſichere, Furchtſame, Schwankende jener kleinen Coterie, die

jetzt regiert? Iſt es Mangel an Erkenntniß, iſt es eigennütziges Standesvorurtheil?

Alſo noch einmal, die preußiſche Regierung kann viel irren, viel ſündigen — die Herzen der Vaterlandsfreunde wendet ſie damit doch nicht von Preußen ab. Sie kann ihren Irrthum eingeſtehen, und mit deſto mehr Liebe nimmt man ihre Partei. Wie ſchwer iſt es uns geworden, nur billig in vorliegender Sache über die Katholiken zu urtheilen! Wenn auch die Regierung ſich in dieſem Conflicte der Kirche mit dem Staate übereilt haben ſollte, ſie hat darum nicht nöthig, die Debatte zu unterdrücken, dem eignen Volke Sand in die Augen zu ſtreuen, den proteſtantiſchen Norden künſtlich zu überreden. Wahrheit, die keine Prüfung ſcheut, iſt das Lebenselement des Proteſtantismus. Soll uns nun gar dieſes Element von dem einzigen größern proteſtantiſchen Staate, von dem natürlichen Repräſentanten deſſelben zuerſt getrübt werden? Unſer Urtheil ſoll man uns laſſen; unſere Neigung, unſere Hülfskräfte werden ſtets auf Seiten der preußiſchen Regierung ſeyn. Unſer Gedeihen, unſer Fortſchritt hängt nur von dem Gedeihen, dem Fortſchritte Preußens ab, und dieſes wiederum nur von friedlicher Ausbildung des Gedankens, der Ueberzeugungen in den Gemüthern. Wenn erſt die Zeit erſcheint, wo alle Stockungen, alle Hemmniſſe des geiſtigen Fluidums im Staatskörper von Preußen aufhören, wenn es friſch und geſund durch alle Adern deſſelben hinſtrömt, dann beginnt Preußens welthiſtoriſche Rolle. Wir leben in dem Zeitalter der ſelbſtbewußten Geſtaltung des Lebens nach Ideen. Preußen vereinigt die Erforderniſſe dazu, Erkenntnißkraft und Willenskraft, in einem Grade, wie kein anderes Volk ſich rühmen kann. In dieſer Beziehung kann und wird es Muſterſtaat, Lehrerin für Mit- und Nachwelt werden. Eine ſeltene Erſcheinung in der Geſchichte mehr, ein harmoniſch ausgebildetes, völlig entwickeltes Volk! Ein Lichtpunct, der über Europa ſeine Strahlen wer-

breitet, von dem aus eine neue Lebensperiode ſich datiren wird. Die Preßfreiheit in der entſchiedenſten Ausdehnung iſt daher für Preußen ſo ſehr Lebensbedürfniß, daß auch die abgeneigteſte Regierung es zuletzt fühlen muß. Die Freiheit der Preſſe dringt ſich einem Staate, der der Freiheit des Gedankens allein ſeine Exiſtenz, ſein Leben verdankt, ſo unwiderſtehlich auf, daß wir ihrer baldigen ſiegreichen Einführung in Preußen mit Gewißheit entgegenſehen. Allein, der Mitlebende will doch auch den Genuß der Gegenwart; er kann nicht allein in dem Anblicke der Zukunft ſchwelgen. Unſer Leben iſt kurz und wie gern ſähe man nicht, ſo lange es währt, einige von den Keimen ſich entfalten, die man im fruchtbaren Schooße der Zeit zu erkennen glaubt. Es hält ſchwer, ganz ohne Groll auf die Männer zu blicken, denen man die Verzögerung der Erfüllung eines ſo dringenden Bedürfniſſes zuſchreibt. Wir müſſen uns mit unſerer menſchlichen Kurzſichtigkeit tröſten und mit dem Glauben, daß der Geiſt, der Alles lenkt, auch Alles zum Beſten lenkt.

Der alte Görres ſelbſt mag jenes Verbot vorher geahnet haben — er iſt ſolcher Verbote gewohnt — denn gleich im Anfange ſeiner Schrift proteſtirt er feierlich gegen ſolche Möglichkeit.

„Die Thatſache der Verhaftung," ſagt er, „liegt zwar ganz im Gebiete der Gewalt; aber das Publicandum der Regierung, unterzeichnet von den drei Miniſterien, und die Verfügung des einen derſelben an das Kölner Domcapitel, ſuchen ſie auf das Rechtsgebiet hinüberzuführen, indem ſie dieſelbe als eine durch Rechtsverletzungen des Erzbiſchofs unvermeidlich herbeigeführte Handluug bezeichnen. Die Gewaltthätigkeit dieſer Handlung wird nicht geläugnet, aber ſie ſoll durch die Umſtände geboten ſeyn; ſie wird nur als ein vorübergehendes Nothmittel erklärt, und durch die Aufforderung an das Domcapitel, über den ganzen Vorgang dem päpſtlichen Stuhle Bericht zu erſtatten und der Weisheit deſſelben die ferneren kanoniſchen Verfügungen anheim zu ſtellen, ſoll die Sache wieder in den

Rechtsweg hinübergelenkt ſeyn. Freilich iſt es eine ſeltſame Art, ſich über alle Form hinaus in die unförmlichſte aller Formloſigkeiten mit einem Sprunge hinein, und mit einem andern wieder hinaus zu verſetzen, und nachdem man an allen Geſetzen und Ordnungen vorbeigegangen, ſogleich wieder Geſetz und Ordnung anzurufen, daß ſie walten und ſich halten ſollen, als ſey nichts vorgefallen, denn eine kleine Unregelmäßigkeit, die nicht der Mühe werth erſcheine, daß man ihrer weiter gedenke. Indeſſen, die Regierung hat es geſagt und zugeſagt; wir wollen glauben, daß die alte Regel: jede Gewaltthat ſey die Mutter einer ganzen Nachkommenſchaft von Gewaltthätigkeiten, diesmal eine Ausnahme erfahre, und daß es wirklich gelinge, die jetzt verübte in ihrer Vereinzelung feſtzuhalten und zu iſoliren, und nehmen daher Abſehen von ihr, ſie in Bezug auf Rechtlichkeit, Räthlichkeit, Nothwendigkeit und Vermeidlichkeit einſtweilen auf ſich beruhen laſſend. Aber die katholiſche Confeſſion nimmt Act von dieſem Verſprechen als einem ſolchen, das die Verbindlichkeit hat für den, der es abgelegt, daß er auch dem Urtheil, auf das er compromittirt, wenn es erfolgt, ſich wirklich unterwerfe, und nicht durch wiederholte Gewaltthätigkeit ſich ſeiner Vollziehung entgegenſetze. Das Miniſterium aber, indem es die Sache auf dieſe löbliche Weiſe in den Rechtsweg verſetzt, hat ſich zugleich auch an die Oeffentlichkeit gewendet und in ſeinen Bekanntmachungen ihr ausgelegt, was es für Recht hatte in dieſer Angelegenheit. Es iſt alſo dadurch auch die katholiſche Seite aufgefordert, ihm in der Erwiderung auszulegen, was aus ihrem Geſichtspuncte Rechtens ſey in ſolchen Dingen, damit in Rede und Gegenrede die Wahrheit ſich ausmittle. Das hat aber die Stimme, die hier redet, ſich zum Zwecke geſetzt, und, indem ſie die Unterſuchung ganz und gar dem Gebiete der Leidenſchaft entzieht, und ſie auf das von Recht und Gerechtigkeit, Ordnung, Geſetzlichkeit und von Billigkeit hinüberverſetzt, hält ſie ſich gegen jeden Verſuch

gewaltthätiger Unterdrückung von der andern Seite vollkommen gesichert. Denn ein Versuch zur Hemmniß und Erstickung der Stimme der Wahrheit, die mit solcher Ruhe und Schonung die Sachlage erörtert, würde unmittelbar ein Bruch des gegebenen Versprechens seyn, und einen Maaßstab an die Hand geben, mit welchem Grade von Treue und Aufrichtigkeit man es zu halten gesonnen sey. Die Wahrheit mag für Ohren, die seit langer Zeit ihr entwöhnt, bitter zu hören seyn; aber wir sind uns einander die Wahrheit schuldig, die klare, ungeschmückte, unverfälschte Wahrheit, weil nur auf sie ein Abkommen begründet werden kann, ohne daß wir nach alter herkömmlicher Art uns unter einander, ein ergötzlich Schauspiel für unsere Feinde, zu Grunde richten, und zuletzt aus ihrem Munde die bitterste aller Wahrheiten hinnehmen müssen, wir seyen Thoren allzumal! Wir gehen also ohne Weiteres zur Sache."

Trotz dem ist jener Versuch gemacht. Wir haben schon oben unsere Ansicht darüber geäußert; sie stimmt mit der von Görres ziemlich überein, wiewohl wir uns nicht so starker Ausdrücke bedienen möchten.

Man kennt einmal die Weise des alten Kämpen, seine Meinung in Superlativen zu äußern, wodurch er sich nicht selten in eine Hitze hineinschreibt, die zu Uebertreibungen führt. Das Ringen nach den stärksten Ausdrücken, das gewaltsame Streben, dem Leser den Zustand, die Ansicht, die ihm vorschwebt, möglichst klar darzustellen durch Bilder und Vergleiche, ihn gewissermaßen zur Verständniß zu zwingen, sind wir aus Görres früheren Schriften gewohnt. Nicht immer gelingt dieses Streben; oft ist der Ausdruck treffend wie ein Blitz, oft aber auch wird Das, was Görres meint, immer dunkler und dunkler, jemehr er sich bemüht, es deutlich zu machen. Die Ursache davon mag oft darin liegen, daß Görres selbst kein ganz klares Bild von Dem hat, was er sagen will, daß er selbst

nicht völlig Herr ſeines augenblicklichen Stoffes iſt, und erſt während des Schreibens auf die eigentliche Offenbarung hofft, welche freilich dann in der Regel ausbleibt.

Es iſt ein ärgerliches Schickſal für unſere alten Heroen in der Literatur, die noch am Leben ſind und zuweilen noch ſich herablaſſen, die jüngere Generation anzureden, daß ſie alsbald von einer Schaar junger, übermüthiger Geſellen angefallen und abgeurtheilt werden, die nicht werth ſind, ihnen die Schuhriemen zu löſen. Es fällt einem unwillkührlich die Fabel vom ſterbenden Löwen dabei ein. Und unſer Görres erfährt dergleichen Mangel an Pietät vor allen Andern. Auch Referent muß ſich mit einem kleinen Erröthen zu jener Rotte zählen; er fühlt wohl, daß ein mächtiger Geiſt durch einen andern ſeines Gleichen bekämpft werden ſolle, und er ſelbſt nicht ebenbürtig iſt zu ſo ehrenvollem Turnier. Allein wo Alles ſchreit, mag man allein nicht ſchweigen; die Arroganz iſt in unſerer Journal-Literatur ein Miasma und ein Contagium zugleich, von dem ein Jeder befallen wird, der ſeine Hand einmal in dieſe Atmoſphäre hineinſteckt. Doch ſind wir in unſerer Unverſchämtheit noch nicht ſo verhärtet, daß wir den Namen Görres anders als mit der höchſten Theilnahme und in mancher Rückſicht mit Verehrung nennen, unſere Ausſtellung anders als in achtungsvollem und beſcheidenem Tone machen ſollten.

Zweiter Artikel.

(Am 25. April 1838.)

Unendlich ſchwierig würde es für uns ſeyn, wollten wir Görres Schritt für Schritt auf ſeinem Raiſonnement folgen, Schritt für Schritt jede Behauptung, mit der wir nicht übereinſtimmen, widerlegen. Bei aller Macht ſeiner Rede, bei al-

ten tiefen Blicken und treffenden Einfällen, die Görres in ſo reichem Maaße beſitzt, iſt ſeine Darſtellung doch höchſt willkührlich und unzuſammenhängend, oder deutlicher, der Zuſammenhang in ſeiner Darſtellung iſt nicht nothwendig, nicht wahr, nicht in der Sache begründet, ſondern entſchieden willkührlich, unwahr, gewaltſam zu Erreichung ſubjectiver, ſelbſtiſcher Reſultate gemodelt. Wir haben in Deutſchland keinen Schriftſteller, wie Görres, der Abſtractes und Concretes ſo durcheinander wirft, ohne allen innern Grund, blos um zu dem Ziele zu gelangen, das er ſich als Endzweck geſetzt; keinen, der wie Görres Wahres und Falſches ſo eng verbunden in eine Maſſe zu kneten weiß. Schon Hegel beſchwert ſich in ſeiner früheſten ſchriftſtelleriſchen Periode über die ſogenannten Naturphiloſophen, welche, das Geſetz der Polaritäten und deren Indifferenzirung mißbrauchend, ein leeres Spiel damit treiben, indem ſie willkührlich ſetzen, willkührlich ableiten und zuletzt zu jedem beliebigen Reſultate gelangen, und jeden phantaſtiſchen Einfall durch dieſe Formel zur objectiven Gewißheit zu erheben verſuchen. Er nennt keinen Namen, aber wen anders ſollte er damit meinen als Steffens, Kieſer, Windiſchmann u. ſ. w., und vor Allen unſern alten, unwirſchen Görres, der mit Allem, was dem Menſchen hoch und heilig, und werth und wichtig iſt, auf eine ſo heillos willkührlich-phantaſtiſche Weiſe umſpringt, daß einem der Kopf ganz wüſt und ſchwindelig wird. Das Geſetz des Gegenſatzes und ſeiner höhern Einswerdung iſt allerdings ein allgemeines, durchſtehendes; aber man glaube nur nicht, daß es ſo leicht und beliebig ſich handhaben ließe, man glaube nicht, daß man es nach Gutdünken als eine Formel bei jeder Sache brauchen und alle Dinge dieſer Welt darnach nach Gutdünken modeln könne. Je concreter die Erſcheinung, deſto ſchwerer iſt es zu erkennen, und die Geſchichte zumal iſt die concreteſte aller Erſcheinungen. Wohl mag es ſich dem tief mit der Wahrheit verwandten Geiſte dann und wann von ſelbſt darlegen auf dem

Standpuncte der höchſten Klarheit; aber man verſuche nur nicht, kindiſcher Weiſe ſich deſſen als Mittel zu bedienen, um aus der Verworrenheit erſt zur Klarheit zu gelangen; man ſuche es um Gottes willen nicht künſtlich zu machen, hineinzutragen, wenn man nicht das allerunerquicklichſte, leerſte Wortgewirre zuwege bringen will.

Schon mit den früheren Schriften von Görres ging es Referenten ganz eigen. Einige Stellen riſſen mich hin, vermöge ihrer Wahrheit; die Malerei einzelner Zuſtände erfüllte mich mit Bewunderung. Allein das Ganze machte einen verworrenen, unklaren Eindruck auf mich. Damals war ich jung und beſcheiden; ich legte die Schuld von dieſem Uebelſtande daher ganz allein mir bei. Wenn ich ganze Seiten daher ſinnlos durchblätterte, wenn ich von keiner der Görres'ſchen Schriften eine eigentliche Bereicherung, eine erquickliche Löſung, einen klaren Aufſchluß mit hinwegnahm, ſo ſchrieb ich das meiner Flüchtigkeit, meinem Mangel an Faſſungskraft zu. Ich hatte ja die vortrefflichſten Einzelheiten erkannt; wer ſolche ſchreiben konnte, dem traute ich keine Verworrenheit, keine Unwahrheit zu, zumal wenn er mit ſolcher heroiſcher Sicherheit auftrat.

Nun aber erſchien der Athanaſius nach längeren Jahren, und die Redaction der lit. u. krit. Blätter der Börſenhalle ſandte ihn Referenten zur Berichterſtattung. Ich las ihn, ich las ihn wieder und wieder. Ich konnte dem Verfaſſer nicht folgen. Ganz wieder derſelbe, frühere Eindruck; einzelne ſchlagende Ausſprüche, einzelne maleriſche Bilder. Doch ich fiſchte ſie heraus aus einem Meere von Worten und Phraſen, von denen ich wohl begriff, daß ſie Ideen ausdrücken ſollten; allein mir fehlte der Schlüſſel dazu, ich konnte den ſüßen Kern nicht ſchmecken.

Es iſt einer der höchſten Genüſſe, einem Schriftſteller in der Entwickelung ſeines Gedankens zu folgen, wenn er Schritt vor Schritt Das, was dunkel in uns liegt, allmählig ans Tageslicht zieht und mit der Fackel ſeines Geiſtes beleuchtet, das

erſte Wort ſchon feſſelt uns, die Ahnung ſeiner Abſicht, die Ahnung der Wahrheit kommt über uns, wir hören ihn kommen, wir ſchließen uns ihm an, wir ſchreiten von Stufe zu Stufe, von Befriedigung zu Befriedigung mit ihm fort, und ruhen endlich am Schluſſe aus, durch und durch erfüllt von geiſtiger Freudigkeit. Anders mit Athanaſius. Vergebens ſuchte ich jenen Genuß zu gewinnen, vergebens ſammelte ich mich mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſtand. Schon wenige Seiten des Buches verſetzten mich in eine unbehagliche Unruhe. Ich ſollte berichten, und wußte nicht was. Das Buch lag ſchwer und unverdaut auf meinem Geiſte, wie ein Stein im Magen. Ich blätterte hin und her und lernte blätternd das Buch faſt auswendig. Aber je geläufiger mir auf dieſe Weiſe die Worte wurden, deſto mehr erkannte ich auch den Verfaſſer auf ſeinen Schlichen und Tritten, deſto klarer erkannte ich deſſen Unklarheit, und deſto gewiſſer wurde mir die einzige Hauptwahrheit, die man aus dieſem Buche ſchöpfen kann, „daß es dem Verfaſſer um eigentliche Wahrheit gar nicht zu thun ſey.“

Görres iſt durch und durch Parteimann. Nicht für den Sieg der Idee auf dem Felde der Ueberzeugung kämpft er, ſondern für den äußern Sieg irgend einer Partei. Um dieſen herbeizuführen, gebraucht er die Waffen der Wahrheit; reichen ſie nicht mehr aus, ſo vertauſcht er ſie geſchickt mit dem Rüſtzeug der Unwahrheit, der Lüge. Kann er nicht mehr überzeugen, ſo ſucht er zu überreden, zu beſtechen. Unter der Maske, für das Ewige zu fechten, ficht er für das Zeitliche. Nicht allein das Wahre ſeiner Partei ſucht er in glänzendes Licht zu ſetzen, ſondern auch ſucht er den Irrthum zu bemänteln, die Schwächen zu verſtecken, das Schlechte zu beſchönigen. Nicht allein den Irrthum ſeiner Gegner ſucht er zu vernichten, ſondern auch ihr Beſtes und Schönſtes möchte er mit Füßen treten.

Mag in Criminalfällen der Advocat, um ein günſtiges Urtheil für ſeinen Clienten zu erringen, gegen eigene Ueberzeugung

die Thatſachen entſtellen, ſich Sophismen erlauben, vertrauend auf die Beſchränktheit der Richter: mögen in den geſetzgebenden Verſammlungen Frankreichs und Englands Männer gegen ihre Ueberzeugung ſtimmen, nur um die äußere Macht der Partei zu halten; — es läßt ſich Manches dafür ſagen. Es handelt ſich hier nicht um die reine Idee, ſondern um deren annähernngsweiſe Verwirklichung, um ihre Erhebung zur äußern Inſtitution. Alsbald tritt ſie in Verbindung mit dem Realen, mit den Menſchen, wie ſie in der Gegenwart ſind, mit allen jenen Leidenſchaften und Untugenden, die eigentlich ihre innerſten Feinde ſind, die ſie aber zu ihrer Realiſirung, zu ihrer Verkörperung vorläufig bedarf. Indem ſie ihre Fahnen entfaltet, ſammeln ſich auch Ehrgeiz, Eigennutz, Mißgunſt u. ſ. w. unter dieſelben; mit ihrem Schilde deckt ſie nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch unzählige andere, kleinliche Intereſſen, die einmal die leibliche Hülle alles Geiſtigen auf dieſer Welt ſeyn müſſen. Es hört auf ein blos geiſtiger, ideeller Kampf zu ſeyn. Die erhabenſte Geſinnung, die glühendſte Menſchenliebe ſtehen unter einem Panier mit dem ſchmutzigſten Egoismus, denn es handelt ſich nicht mehr um die reine Idee, ſondern um die Mittel zu ihrer äußern Verkörperung, zu ihrer Verflechtung mit der Wirklichkeit.

Aber was ſoll man zu Dem ſagen, der in Sachen der reinen Idee vor dem Richterſtuhle des Volkes und der Menſchheit ſich lügenhafter Advocatenkünſte bedient? der abſichtlich den reinen Brunnen der Wahrheit vergiftet? Giebt es ein Wort, ſtark genug, den ganzen Abſcheu auszudrücken, der einen ſolchen Frevler, einen ſolchen muthwilligen Verderber des eigenen Geſchlechtes treffen muß?

Solcher eigentlichen Lügenpropheten mit vollem Bewußtſeyn giebt es Gott Lob! nur wenige in der Geſchichte. Und wir Deutſchen können ſtolz darauf ſeyn, daß ſie unter uns nie haben gedeihen wollen. Ja, wir ſind das Volk des reinſten Wahrheitſinnes.

ſinnes! Daher unſere Gerechtigkeit, unſere Unparteilichkeit gegen andere Völker, gegen unſere Feinde. Aber wir haben zu wachen, daß uns dieſe innerſte Natur, dieſer reine Wahrheitsſinn, nicht durch das Beiſpiel der Nachbarvölker getrübt werden. Der Franzoſe vermöge ſeines Leichtſinns, der Engländer vermöge ſeines Mangels an Tiefſinn, nimmt es mit der Wahrheit nicht ſo genau; unbewußt miſchen ſich andere Zwecke in den Ideenkampf ihrer Literaturheroen. Lamennais, Chateaubriand, die St. Simoniſten, welche unendliche perſönliche Eitelkeit, die für uns Deutſche wahrhaft widerlich iſt, miſcht ſich nicht in den Inhalt ihrer Schriften. Aber das Beiſpiel iſt anſteckend; es tauchen am Horizonte unſerer Literatur allerlei bedenkliche Erſcheinungen auf, die den redlichen Deutſchen, der ſich ſein Beſtes nicht verkümmern laſſen will, wohl zur Wachſamkeit auffordern.

Was nun Görres anbetrifft, ſo ſind wir weit entfernt, zu behaupten, daß er ſich aller ſeiner Scheinbeweiſe, ſeiner Sophismen, ſeiner Sprünge, ſeiner gewaltſamen Uebergänge und logiſchen Abirrungen bewußt ſey. Das wäre zu hart. Aber ihn regiert jene düſtere Leidenſchaft, die Parteiſucht, die, halb bewußt, halb unbewußt, für die Mängel der eigenen Sache blind, für die der entgegengeſetzten mit tauſend Fernröhren und Mikroſkopen bewaffnet iſt, die, halb bewußt, halb unbewußt, nur durch die Brille ihrer Wünſche die Gegenſtände betrachtet, bald beſchönigt, bald anſchwärzt. Dieſe blinde Parteiſucht iſt freilich nicht zu verwechſeln mit jener kalten, überlegten Lüge des abſichtlichen Betrügers, aber iſt auch himmelweit entfernt von dem reinen Wahrheitsſtreben Deſſen, der Gott verehrt und das Vaterland liebt.

Die Liebe iſt überhaupt nicht Görres' ſtarke Seite. Im Gegentheil iſt ſein ganzes Weſen bitter, zornig, von Groll und Haß erfüllt. Ich habe den alten Veteranen unſerer Literatur nie geſehen, aber ich kann mir ſeine grämlich-ingrimmi-

gen Züge lebhaft denken. Nichts, was auf dieſer Welt beſteht, erfreut ihn, kein ſüßer, poetiſcher Duft durchweht ihm die wirkliche Schöpfung. Ueberall wittert er nur Moder- und Leichenduft; Alles iſt krank, verrottet, todt. Als Gegenſatz zu dieſer ſchwarzen Anſicht der Gegenwart ſtellt er dann irgend ein beliebiges Bild der Zukunft, baut er irgend ein Kartenhaus von ſieben Etagen auf, nicht mit wirklichen Farben, nicht mit wirklichen Bauſteinen, nicht in wirklicher, geſunder Lebensluft, ſondern das ganze Material beſteht aus leerer Phantaſterei. Aus Phantaſterei ſchneidet er ſich ſelbſt eine beliebige Elle, womit er die Wirklichkeit meſſen und züchtigen kann.

Aber eben in ſeinem Grolle entwickelt ſich ſein Genie; nicht allein die Augen der Liebe, auch die Augen des Haſſes ſehen ſcharf. Keine ſchwache Seite, keine Mängel und Gebrechlichkeiten an dem Körper ſeines Feindes entgehen ſeinen ſpähenden Blicken. Und ſey das Antlitz mit noch ſo täuſchenden Farben geſchminkt, ſey es mit ſiebenfachen Schleiern verhüllt, er ſieht durch und durch auf den Grund, er erkennt den Wurm, der am Herzen nagt. Dann erhebt er ſeine Stimme und macht der Welt das Verborgene bekannt; mit den Blitzen des Genies erhellt er das Verſteckte, rollt er das Bild Deſſen, was er geſehen, vor den Augen Aller auseinander; mit dem Donner leidenſchaftlicher Wuth poſaunt er aus in alle Weltgegenden Das, was er mit dem leiſeſten Ohre gehört hat. Keiner weiß, wie er, die wunde Stelle des Achilles zu entdecken, Keiner weiß, wie er, mit ſo ſchadenfrohem Jubel ſie zu bezeichnen.

Allein weiter geht ſein Genie nicht; gegen Alles, was lebensvoll aufgeht, was kräftig gedeiht, was vom Jubel des Daſeyns, vom Marke der Geſundheit durchdrungen iſt, iſt er blind und unempfänglich. Unter dem Moder, den er wittert, blühet oft ſchon eine neue, ganze Schöpfung in aller Pracht hervor — er ſieht ſie nicht. Zephyre erfüllen die Luft mit Roſen- und Veilchenduft — er hält es für Leichengeruch. Das Vergehende

weiß er zu durchdringen, das Werdende ſchließt ſich ihm nimmer auf.

Görres hat eine große Verwandtſchaft mit einem Schriftſteller, den jetzt die Erde bereits deckt, auf der es auch ihm nimmer wohl geworden. Wir meinen Börne, den Hochgefeierten, den tief in den Staub Getretenen. Beide leiden an demſelben Mangel, Beide ſind unglücklich. Beide haben nur Augen für den Jammer auf dieſer Erde; das Geſtirn der Liebe, die Sonne der Poeſie leuchtet nicht ihrem Auge. Sie erblicken nur überall das Gehäſſige, das Ungerechte, das Verkehrte, überall nur Häßlichkeit und Verweſung. Beide haſſen daher jede glückliche Stimmung, jedes in ſich einige und zufriedene Gemüth. Die tiefſinnige, poetiſche Weltanſchauung der Deutſchen, die Einigkeit mit dem Geſchicke und ſich ſelbſt bringt ſie zur Wuth; wer ſich behaglich fühlt auf dieſer Welt, iſt ein Schuft oder ein ſtupides Vieh; wer nicht mit jener allwaltenden Liebe zu rechten wagt, wer die ewige Schönheit der Welt zu durchdringen und zu bewundern ſtrebt, wer die Herrlichkeit ſeines Vaterlandes tiefer begründet glaubt, als daß ſie von einigen augenblicklichen Maaßregeln des jetzigen Geſchlechtes abhängig ſey, der widert ſie an. Ein Tropfen Süßigkeit an ihre Zunge gebracht, bringt die ganze Maſſe von Galle, über die ſie zu disponiren haben, in Aufruhr und Gährung.

Aber in einem Puncte unterſcheiden ſie ſich. Iſt auch Görres, vermöge ſeines weitern Blickes auf dem Felde des Wiſſens und vermöge ſeiner gewaltigen Phantaſie, reicher und tiefer in ſeinen Anſchauungen, ſo iſt doch Börne dagegen *ehrlicher* als jener. Wenn es bei Beiden auch nicht ganz ohne abſichtliche Selbſttäuſchung abgeht, ſo iſt ſich Börne deſſen gewiß weniger bewußt, als der Andere.

Wegen einer andern Eigenſchaft ſind Beide hart getadelt worden, die ich, ich geſtehe es offen, eben gern an ihnen haben mag. Wenn Görres oder Börne irgend eine ſchwache Seite

des Gegners entdeckt haben, ſo ſuchen ſie dieſelbe ins hellſte Licht zu ſetzen; ſie wählen die allerſtärkſten, bezeichnendſten Ausdrücke; ſie ſuchen die Pille nicht zu verſilbern, nicht mit vermittelnden, beſchwichtigenden Redensarten zu umwickeln, ſo daß der größte Theil ihrer Bedeutung, ihrer Kraft wieder aufgehoben wird, ſondern ſie ſprechen ihre Meinung vollwichtig aus, ſo eraß und ſchonungslos, wie nur irgend möglich. Eben dann zeigt ſich ihre eigenthümliche Anſicht, ihr kräftiger Charakter am deutlichſten; ein ſolcher Ausdruck, ein ſolches Bild prägt ſich für immer dem Gedächtniſſe ein. Dieſe Art des Stils bildet eben einen bedeutenden Theil ihres Gehaltes, ihres Weſens. Börne's König, den das Volk wegen ſeiner langen Naſe wegjagen darf, wie viel Zeter iſt über ihn geſchrien! doch hat mich dieſer Gedanke immer erfreut. Er iſt eben der Gedanke der Volksſouverainetät in ſeiner Vollſtändigkeit und Nacktheit, nicht verbrämt mit Allotrias und Flitterkram. In dieſer Beziehung können unſere politiſchen Schriftſteller, unſere Kammer-Deputirten von Börne lernen; ſie mögen ſchreiben, ihre Gedanken klar, körnig-männlich, ohne Verklauſulirungen, ohne ſüße Einmachungen, ohne ungeſunde Verſetzungen vorzutragen. Sie mögen ohne Leidenſchaft ſeyn und in den Schranken des Anſtandes bleiben, aber den Gedanken ſollen ſie ſchärfen ſo viel als möglich, und nicht in unmännlicher Aengſtlichkeit ihn abſtumpfen und ihm alle Schneide nehmen.

So erinnere ich mich eines Werkes von dem bekannten Herrn von Strombeck: „Was iſt Recht? wenn die Staatsgewalt ihre Pflicht übertritt?“ oder wie der Titel ſonſt lautet. Sie liefert folgendes Reſultat. „Frage: Soll ſie, die Staatsgewalt, etwa abgeſetzt werden? Antwort: Behüte Gott! Frage: Aber wenn ſie es ſehr ſchlimm macht? Antwort: Durchaus nicht! Frage: Aber im äußerſten Falle? Antwort: Auch dann nicht! Frage: Aber im alleräußerſten Falle? Antwort: Ja, im alleräußerſten Falle muß ſie abgeſetzt werden.“ Wer, wer

von Strombeck und Börne, ſprechen gerade dieſelbe Rechtsidee aus — welcher von ihnen thut es am klarſten, am redlichſten?

So auch macht mir Görres mit ſeinen „zweiſchlächtigen Baſtarden", woran man ſich von allen Seiten und ſelbſt höchſten Ortes ſcandaliſirt, keinen unangenehmen Eindruck. Es iſt ſo ein ächter Naturlaut, aus voller, grimmiger Seele herausgeſtoßen. Ein Schriftſteller wie Görres darf nicht beſchnitten werden, oder man nimmt ſeine ganze Kraft; ſolche Ausdrücke ſind Culminationspuncte ſeiner Darſtellung, ſind etwas Charakteriſtiſches. Nimmt man ſie weg, ſo bleibt freilich die Tendenz, die Abſicht der Schrift noch immer dieſelbe, nur der individuelle geiſtige Sinn, das individuelle Leben wird geſchwächt, Alles ſchmeckt matt und abgeſtanden. Laſſet den Tiger immerhin mit ſeinem Gebrülle die Wälder durchhallen; es klingt nicht unſchön für Den, der keine ſchwachen Nerven hat; aber es wäre ekelhaft, wollte man ihn zähmen und ſeinen Grimm in ein hinterliſtiges Grinſen hineinzwingen.

Bevor wir im folgenden Artikel zur Prüfung einzelner Behauptungen im Athanaſius übergehen, können wir nicht umhin, noch eines Momentes in der Perſönlichkeit von Görres zu gedenken, die Befremden und Bedauern erregt. Der Athanaſius nämlich iſt eine Streitſchrift für den unbedingten Katholicismus. Er predigt die gänzliche Ausrottung des Proteſtantismus, wenn auch nicht direct, doch wenigſtens mit zahlreichen Sätzen, aus denen dieſe Folgerung nur zu deutlich hervorgeht. Nur im Katholicismus iſt Heil, das iſt der langen Rede kurzer Sinn. Es giebt nur eine Kirche, und das iſt die römiſch-katholiſche. Auch ſtimmt er ſchon ſeinen Triumphgeſang an über die Ereigniſſe der letzten Zeit; er deutet ſie auf den nahen Sieg der katholiſchen Kirche über die andern Confeſſionen. Nun denn, wer ſo bitter kämpft gegen die Feinde der Kirche, wer ſo jubelt über ihren baldigen Sieg, der muß wohl auch im Innern ein wahrer, warmer Anhänger, der muß ein ächter Jün-

ger derſelben im Geiſt und in der Wahrheit ſeyn. Iſt dem nun wirklich ſo bei Görres?

Ach nein, Görres ſelbſt iſt im Herzen kein Katholik. Der Glaube, für den er mit allen Kräften ſeiner Seele ſtreitet, er hat ihn ſelbſt nicht. Die Begeiſterung, die er für die heilige Kirche aufwendet, ſie klingt nicht wieder in ſeiner eigenen innerſten Seele.

Auch ich habe in katholiſchen Ländern gelebt, und habe mich erquickt gefühlt durch die heitere Frömmigkeit des dortigen Volkes. Es war nicht jene nach ſchweren Kämpfen errungene des Lutherthums, die dann erſt eintritt, nachdem man ſich ſeiner gänzlichen Schlechtigkeit bewußt geworden. Es war nicht jene Frömmigkeit, die erſt aus langem Lebenskampfe ſiegend aus einzelnen gottverwandten Gemüthern aus eigener Kraft hervorbricht. Man mußte dort nicht erſt ſeinen Gott verlieren, um ihn ſpäter wieder zu finden. Solcher innerlichen Proceſſe in der Seele des Proteſtanten, den nur reichere, ſehnſüchtigere, kräftigere Gemüther durchführen können, jener Einheit, entſproſſen aus der Zerriſſenheit, bedurfte man dort nicht. Nein, es war ein leichter, kindlicher, fröhlicher Glaube. Während der Proteſtant von jeder Sünde, ſey es durch die Gnade, die innerlich über ihn kommt, oder ſey es durch Offenbarung Gottes aus der Geſchichte und der Natur, durch Weltpoeſie, ſich nur durch eigenen Seelenſchwung abſolviren kann, abſolvirte dort der Prieſter. In ſeine Hände, in die des Prieſters, legte man vertrauensvoll jede Laſt, die das Gemüth drückte, und er nahm ſie willig und kraft ſeiner Vollmacht von oben, und befreite die gequälte Seele ganz und völlig. Jeder Fehltritt ward auf dieſe Weiſe gebüßt, jeder Zweifel gehoben, und ſo lebte man fort und fort in Reue und darauf folgender Buße und Verſöhnung. In dem kindlichen Glauben an die Macht des Prieſters, an ſeine Vollmacht von Gott durch Chriſtus, darin beſteht das Weſentliche der katholiſchen Confeſſion als Unterſcheidung von andern.

Und dieſer Glaube iſt Vielen unendlich heilbringend. Er allein macht es möglich, daß alles Volk Theil nehmen kann an der Religion, er allein kann die Maſſen durchdringen. Es iſt ein leichter, bequemer Glaube, nicht beſtimmt, alle Tiefen des menſchlichen Gemüthes auszumeſſen und zu durchdringen; aber er iſt beſſer, denn gar keiner, beſſer wie die materielle Werthiertheit des norddeutſchen Pöbels, der in den Kirchen gedankenlos ſchläft, und deſſen Gewiſſen nur durch Hunger und Polizei repräſentirt wird.

Dieſer Glaube hat ſich durch ein Jahrtauſend eingewurzelt in dem Herzen des Volkes; das Kind empfängt ihn mit der Muttermilch, mit ſeinen Spielen, ſeiner täglichen Lebensgewohnheit. Ein alter Franziskaner-Guardian, mit dem Referent öfter Gedanken über Religion austauſchte, fragte denſelben einſt: „Was kann man von einer Religion mehr verlangen, als daß man glücklich darin lebt und ſelig darin ſtirbt?“ Und es iſt wahr, die untern Stände in jenen katholiſchen Provinzen leben glücklich und ſterben ſelig, während der norddeutſche Bürger und Bauer im Allgemeinen in Indifferentismus dahin vegetirt und im glücklichſten Falle in Indifferentismus dahin ſtirbt.

Aber wähne doch Niemand, der den wohlthätigen Einfluß des Prieſterglaubens anerkennt, daß er ihr dadurch ſelbſt ſchon beſitze! Einmal verloren, iſt er für immer verloren. Einmal dem Flügelkleide der Kinderjahre entwachſen, wächſt man nimmer wieder hinein. Vergebens zwängt man ſich die Knabenkleider wieder an; ſie paſſen nicht mehr, und riſſe man alle Nähte auseinander. Einmal proteſtirt — für immer Proteſtant; der kindliche Glaube an den Prieſter kommt nie zurück. Einmal den Weg der individuellen Selbſtſtändigkeit betreten, kann nur ein rüſtiges Fortſchreiten auf demſelben zum Ziele führen. Wohl kennen wir Alle von den heilbringenden Folgen des katholiſchen Glaubens für Viele durchdrungen ſeyn, die Ueber-

zeugung macht uns noch nicht katholisch. Alle mittelbaren Gründe geben uns das Unmittelbare nicht wieder. Die Reflexion, die Philosophie kann uns die Religion wiedergeben, nimmer aber die Confession; die für uns historisch veraltete Form kann nur in verjüngter Gestalt wieder erstehen. Der Anschluß an jene bleibt ewig nur Accommodation, Selbsttäuschung, trostlose Kraftverschwendung.

Und Görres ist Protestant in dem Sinne des Wortes, daß er die Einheit des Gemüthes im Glauben verloren oder nie besessen hat. Er selbst hat diese Entdeckung an sich gemacht und erschrickt. Er sieht die Zerrissenheit oder den Indifferentismus tausend protestantischer Herzen und will wieder zurück und will wieder Katholik werden. Aber nur sein Verstand wird katholisch, nicht sein Gemüth, seine innerste Seele. Er faßt nach einem willkührlichen, nicht nach einem nothwendigen Heilmittel. Und wenn er Gründe auf Gründe häufte, wenn er mit Engelzungen für den Katholicismus redete, wenn er Tausende und Tausende darin befestigte, dazu bekehrte; sich selbst, sein eigenes Gemüth kann er nicht bekehren. Kein Priester kann ihm die Sünde vergeben, kein Concilium ihm Gott offenbaren; der gesammte Clerus mit allen Heiligen und Märtyrern früherer Zeiten kann sein Leben nicht glücklich, seinen Tod nicht selig machen; die strengste Kirchenbuße gewährt ihm keine Einigung, keine Versöhnung.

Wenn Görres daher mit strengem Gerechtigkeitssinne nur für Glaubensfreiheit, für Religionsfreiheit der Katholiken kämpfte, so würde er von allen Seiten Beifall und Anerkennung finden. Wenn er die durch äußere Gewalt verletzte Kirche in Schutz nähme, und Nichts weiter erringen wollte als die Freiheit, die Befugniß für Jedermann, katholisch seyn und leben zu dürfen, so würde sein mächtiges Wort seine Wirkung nicht verfehlen. Allein er kämpft für den Untergang des Protestantismus, in blinder Selbsttäuschung wüthet er gegen seine

eigene Natur, will er mit Gewalt den Himmel erſtürmen. Während er ſo am Ende ſeiner Lebenslaufbahn für die Seligkeit tauſend Fremder eifert, deren natürlicher Vertreter er wahrlich nicht iſt, wäre es nicht beſſer, wenn er an ſeiner eigenen arbeitete, wenn er den Frieden ſuchte, ſtatt den Streit, wenn er betete und ſchwiege?

Sendschreiben an J. Görres.

Von

Heinrich Leo.

Erſter Artikel.

(Am 21. November 1838.)

Der heftige Waffenlärm auf dem Kampfplatze der Literatur über die Colliſion der preußiſchen Regierung mit der katholiſchen Kirche fängt an, allmählig zu verklingen. Zu einer Vermittlung, zu einem Frieden hat er freilich nicht geführt; in der Wirklichkeit ſtehen ſich die Parteien ſchroffer und gereizter gegenüber, denn je. Jeder iſt bei ſeiner Meinung geblieben, hat ſich vielleicht nur feſter und feſter darin verfahren; allein man hat das Wichtigſte, was man zu ſagen wußte, geſagt und ſo hat ſich wenigſtens das lebendigſte literariſche Intereſſe fürs Erſte abgenutzt, wenn auch im Leben ſelbſt der Conflict noch lange nicht ausgerungen iſt.

Wir beeilen uns daher, einige der wichtigſten Streitſchriften noch nachzuholen, bevor wir dieſe Debatte in unſern Blättern abſchließen. Die Schrift von Leo gegen Görres nimmt wenigſtens ihrem Rufe nach eine der erſten Stellen in dieſer anſehnlichen Reihe ein und ſomit ziemt es, ſie mit einigen Worten zu beſprechen.

Man kann den fulminanten Athanaſius füglich in zwei Theile eintheilen, die man in der Beurtheilung deſſelben durchaus trennen muß, will man anders unparteiiſch und billig ſeyn.

Zu dem Inhalte des erſtern rechnen wir Görres' Unterſuchung über die Verfahrungsart der preußiſchen Regierung gegen den Katholicismus in dem ſpeciellen Falle der gemiſchten Ehen. Er prüft darin die Rechtmäßigkeit des Geſchehenen von den beſtehenden Verträgen aus, die zwiſchen Rom und Preußen ge-

ſchloſſen ſind, er vertheidigt die Freiheit und Rechte ſeines Glaubens, abſtrahirend von der Wahrheit deſſelben. Er betrachtet den katholiſchen Glauben in Preußen als ein Factum, dem man ein gleiches Gebiet von Freiheit und Duldung mit der entgegenſtehenden Confeſſion eingeräumt hat, und fragt nun, ob die Regierung die rechtlichen Gränzen dieſes Gebietes überſchritten und Verträge gebrochen habe? ob das Princip der Freiheit des Glaubens durch dieſelbe verletzt ſey? Er beantwortet dieſe Frage mit „Ja" und führt bittere Klage darüber.

Leider läßt er ſich mit dieſer Unterſuchung nun nicht genügen; er geht aus der Defenſive in die Offenſive über und greift überhaupt den Proteſtantismus ſowohl als den Geiſt, der die preußiſche Regierung durchdringt, in ſeiner Wurzel an. Von dem Standpuncte der Nothwehr läßt er ſich verleiten, in der Hitze des Gefechts zu einem Eroberungskriege überzugehen. Er begnügt ſich nicht, den Angriff der weltlichen Regierungsgewalt aus dem geheiligten Beſitze ſeiner Kirche zurückzuweiſen, ſondern er überſchreitet nun ſeinerſeits die feſten Gränzen, die er ſo eben erſt reclamirt hat, und fällt wüthend in die innerſten Sitze der Gegner ein. Er beginnt einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Proteſtantismus, auf Seyn und Nichtſeyn, er verſucht einen Ausrottungs- und Vertilgungskrieg. Im übermüthigen Bewußtſeyn der Blöße, die der Feind gegeben, proclamirt er: „die Dynaſtie Luther hat aufgehört zu regieren" und zeigt auf dieſe Weiſe deutlich genug, daß das Rechtsprincip, mit welchem er früher nicht unglücklich zu ſtreiten wußte, doch eigentlich nur eine erborgte Waffe ſey, und daß es wenigſtens in ihm keine Wahrheit habe. Offenbar hat er dadurch der Wahrheit der Idee der Gerechtigkeit unendlich mehr Schaden als Nutzen gethan; er hat den Kampf auf ein fremdes Gebiet hinübergeſpielt. Die auf ſo heftige und rohe Weiſe in ihrem wohlerworbenen Eigenthume angegriffenen Proteſtanten wurden nun zu gleicher Leidenſchaftlichkeit entzündet. Auch ſie vergaßen

der Rechte der Gegner, um die es ſich im Anfange des Streites handelte, auch ſie begannen ihrerſeits den Vernichtungskrieg gegen den Katholicismus, und ſo ſah man die im neunzehnten Jahrhunderte allerdings höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß gemeines Schimpfen über den gegenſeitigen Glauben auf eine Weiſe herrſchend wurde, wie es vor drei Jahrhunderten nicht ſtärker der Fall geweſen ſeyn mochte. Drei inhaltreiche Jahrhunderte, inhaltreich wie keine andere Zeit in Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, ſchienen in dieſer Beziehung wenigſtens plötzlich aus der Geſchichte weggewiſcht zu ſeyn. Der Streit um das Heiligſte ſank wieder zu demſelben pöbelhaften Parteikampfe herab, ward wieder mit derſelben leidenſchaftlichen, rechthaberiſchen Rohheit und Bosheit geführt, wie in jenen Zeiten, über denen wir an Mäßigung, Milde, Humanität und tieferer hiſtoriſcher Lebensanſicht längſt zu ſtehen glaubten.

Wohl hätte es dem Proteſtantismus geziemt, ſich bei dieſem Anlaſſe umſichtiger und gebildeter zu zeigen, als die Gegner. Er hätte ſich auf die Invectiven des katholiſchen Fanatismus nicht einlaſſen, ihnen nicht dreifach die Schläge zurückgeben ſollen, die ſie empfingen. Nicht heller und leuchtender wäre ihr reiferer und ausgebildeter Standpunct zur Erſcheinung bei dieſer Gelegenheit gekommen, wenn ſie ſich auf die Abirrungen der Gegner nicht eingelaſſen, ſondern ſich nur auf das Weſen des Streitpunctes, auf Das, worauf es hier einzig und allein ankam, beſchränkt hätten. Sie hätten Toleranz zeigen müſſen. Toleranz — nicht jenen Indifferentismus, dem Alles gleich wahr iſt und gleich falſch, ſondern jene Toleranz, die eben die Ausbeute und das Reſultat unſerer neueren Bildung iſt, die da klar erkennt, wie jede geiſtige Richtung ihren hiſtoriſch-organiſchen Verlauf haben muß, wie ſich die nothwendigen Phaſen der Gottesoffenbarung in den Individuen nicht überſpringen laſſen. Sie hätten bedenken müſſen, daß jeder Irrthum ſich in ſich ſelber heilen muß, ſo wie jede äußere Krankheit

innewohnende, reagirende Naturkraft. Sie hätten nicht von außen her durch Invectiven den Katholicismus zu Grunde richten wollen, ſondern auf ſeine Standpuncte als nothwendige Bedingniſſe eingehen müſſen. Wenn man Jemand todtſchlägt, ſo curirt man ihn freilich von allen Krankheiten und Uebeln, aber damit macht man ihn noch nicht geſund.

Den Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus führt die Zeit nun ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten bewußt und unbewußt in Gedanken und Gemüth auf würdige und naturgemäße Weiſe. Warum dieſe einzig richtige Art auf einmal verlaſſen und zu der Weiſe roherer Jahrhunderte zurückkehren durch leidenſchaftliche Nichtanerkennung der organiſchen Entwickelung? Wenn ſich ein Mann, wie Görres, vergißt, wenn er plötzlich aus der Wahrheit eine Parteiſache macht, wenn er plötzlich alles Geiſtesleben verkennt und durch falſche, unwürdige Mittel zu wirken ſucht, warum ihm in gleicher Manier entgegentreten, die eigne tiefere, durch treues Forſchen gewonnene Bildung aufgeben, und ſich ſelbſt zur Partei in Dingen erniedrigen, die für den reineren, fortgeſchritteneren Menſchen jetzt nicht mehr Parteiſache ſeyn können? Wie weit wir in Erkenntniß göttlicher Dinge gekommen ſind, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; Das aber haben wir errungen, daß wir nicht mehr auf dem Boden rechthaberiſcher Ausſchließlichkeit ſtehen, die äußere Reſultate und Bekenntniſſe erzwingen will. Wir ſind zu der Einſicht gekommen, daß jede Wahrheit auch ihre ſubjective Begründung haben muß, und daß die organiſche Umänderung des Subjectes Schritt halten muß mit jeglicher objectiven Wahrheit. Durch dieſen Blick in die Natur der Wahrheit iſt es uns möglich, auch anders Denkende mit Liebe zu verſtehen, uns in ſie hineinzuleben und auch in *ihrem* Geiſte die raſtlos thätige Werkſtatt Gottes zu erſchauen. Auf dieſe Weiſe hat das Wort „Toleranz" Bedeutung erhalten. Wer in dieſem Sinne heutigen Tages nicht tolerant iſt, der iſt, als Pro-

teſtant und Deutſcher, unwürdig des neunzehnten Jahrhunderts; er ſteht, trotz aller Gelehrſamkeit, mit ſeinem ganzen Weſen noch in den Zeiten der Religionskriege. Statt die nothwendigen Grundbedingungen einer andern Individualität anzuerkennen, und ſich in ſie zu verſetzen, ſtrebt er anders nach Verſtändigung und Ausgleichung, will er ſeine eigene Individualität auf mechaniſch-deſpotiſche Weiſe zur objectiven Wahrheit erheben, ein kurzſichtiges und unwahres Beginnen, was, wenn es gelänge, wie es denn Gott Lob! nie gelingen kann, alle Wahrheit vernichten würde.

Auf dieſe Weiſe nun führt Leo den Streit. Die Vorwürfe, die Görres dem Proteſtantismus macht, giebt er dem Katholicismus dreifach zurück. Hält Görres dem Proteſtantismus ein Sündenregiſter vor, unbekümmert um den hiſtoriſchen Zuſammenhang und um alle die lebensvollen Keime, die ſich an dieſe Geſtaltungen knüpften, ſo entfaltet Leo ein noch gräulicheres Verzeichniß der katholiſchen Sünden. Beide handeln wie ein paar Advocaten, die in ihrem plaidoyer die Menge zu gewinnen ſuchen; Beide ſuchen aufzureizen, die Parteiſucht zu entflammen; Beide ſuchen in der innerlichſten Sache nur einen augenblicklichen äußern Sieg. Allein man verdenkt es dem Katholicismus weniger, wenn er ſeine Abſichten auf äußere Eroberung richtet, eben weil er die geiſtigen Phaſen des Proteſtantismus noch nicht durchgemacht hat und ſich noch eher einbilden kann, durch ſolch kurzſichtiges Treiben reelle Vortheile zu gewinnen; aber daß ihm auf dieſelbe Weiſe geantwortet wird, daß der Proteſtantismus ſich von überwiegender Genialität eines einzelnen Gegners verlocken läßt, den Kampf auf dem ſchmutzigen Terrain des Gegners anzunehmen, die unangemeſſenen Waffen deſſelben ebenfalls zu ergreifen, das kann nur unangenehme und widerliche Eindrücke erwecken.

Wir wollen auf die Ausartungen des Kampfes der beiden Gegner nicht eingehen. Wir ſind überzeugt, daß weder Gör-

res den Proteſtantismus todtſchlagen, noch daß Leo den Katholicismus vernichten werde; ja wir ſind überzeugt, daß Beide auch nicht eine Ueberzeugung umgewandelt, nicht einen Proſelyten gemacht haben.

Soweit aber Leo ſich an die eigentliche Sache ſelbſt hält, an den ſpeciellen Streit der Kirche und der Staatsgewalt über die gemiſchte Ehe, und wie er dem Athanaſius in dieſer Beziehung entgegnet, wollen wir ſeine Schrift mit einigen Bemerkungen beſprechen.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß der Ton und Sinn der Leoſchen Schrift denſelben Standpunct rechthaberiſcher Ausſchließlichkeit in Anſpruch nehme, wie er bei dem katholiſchen Gegner eben nicht zu verwundern wäre. Aber nicht allein zu dieſer falſchen Baſis hat er ſich fortreißen laſſen von ſeinem überlegenen Gegner, ſondern er ahmt auch, vielleicht unwillkührlich, deſſen ganze Darſtellungsweiſe, den bekannten, glänzenden Styl deſſelben auf eine ihm keinesweges vortheilhafte Weiſe nach. Aus der Schreibart Görres' ſtrömt ein grollender, phantaſiereicher Fanatismus in überreichen Wogen wie ein dicker Strom hervor; Bilder auf Bilder drängen ſich in phantaſtiſcher Fülle üppig wuchernd an einander. Für einen katholiſchen Fanatiker iſt das gewiß der angemeſſenſte Styl; er ſtammt direct aus ſeiner proſelytenmachenden, eifernden, ſinnlich-bilderreichen Kirche. Dem hätte nun auch der Proteſtant ſeinen proteſtantiſchen Styl entgegenſetzen ſollen; einfach, wahr, jedes Wort abwägend mit der Schärfe des Gedankens und mit ehrlichem, treuem Herzen. Keine Effectmacherei, kein falſches Pathos. Alsdann wäre auch ſchon in der äußeren Darſtellungsweiſe die tiefere Grundverſchiedenheit hervorgetreten, und Herr Leo hätte ſeine Confeſſion wenn auch ohne Gepränge, doch würdig vertreten. Allein auch in der äußeren Form hat ſich Leo ganz von Görres beſtimmen laſſen. Leo copirt auf eine in der Regel ſehr plumpe und ſteife Weiſe den überladenen aber pracht-

vollen Görresſchen Styl. Faſt ſcheint es, daß er auch in dieſer Beziehung mit ihm rivaliſiren, und den Beweis habe liefern wollen, daß es nur von ihm abhänge, ſo blendend und berauſchend zu ſchreiben, wie Görres. Allein er hat alsdann dabei vergeſſen, daß der Styl einen nothwendigen Zuſammenhang hat mit Denkweiſe und Charakter, und daß die Schreibart, die Görres wohlanſteht, die ihm eigenthümlich und lebendig und engverwachſen iſt mit ſeinem ganzen Weſen, daß dieſe Schreibart zur todten Manier und wirkungsloſer Nachäfferei herabſinkt, wenn ſie nicht mit der ganzen geiſtigen Natur des Mannes zu einem Guſſe zuſammengeſchmolzen iſt. Görres' Bilder drängen ſich von ſelbſt auf, ſie ſtehen ihm vor der Seele, die Bilder Leos ſind oft weit hergeholt und künſtlich erſonnen; Görres' pomphafte Rede fließt in ununterbrochenem Fluſſe, Leos nachgemachter Styl leimt mühſam Satz und Satz aneinander. Das Unklare und Verwirrende der Darſtellung, bei der uns der Gedanke und die Verbindung häufig unter den Händen entgleitet, gehört mit zu Görres' Plan und Weſen; er meidet oft abſichtlich die ſcharfe Beſtimmtheit der Logik; aber ſchlimm iſt es und nachtheilig für Leo, wenn die aufgezwungene Form ihn zu ähnlichen Unklarheiten, zu emphatiſchen Diatriben verleitet, die nicht eigentlich zur Sache gehören. Ueberhaupt iſt es ein Hauptfehler der Leoſchen Schrift, daß ſie nicht aus einem Guſſe, ſondern wie eine mühſam-ängſtliche Defenſionsſchrift künſtlich zuſammengetragen iſt. Daher kommt es denn auch, daß der pathetiſch-görresſche Styl ihn ſchon in der Mitte der Broſchüre im Stiche läßt, und er gezwungen iſt, andere Tonarten anzuſchlagen, ohne daß es ihm jedoch gelingt, ſeine eigenen, wahren Grundakkorde zu treffen, weil das Ganze einmal auf einer disharmoniſchen, unwahren Baſis ruht.

Wir geben hier eine jener Stellen, bei der die Copie der Görresſchen Schreibart recht deutlich hervortritt. Uebrigens iſt

ſie im Anfange, wo ſie das Weſen des Athanaſius ſchildert, äußerſt wahr und gelungen.

„Es iſt nicht leicht möglich, daß die Verwechſelungen und Vermiſchungen des Theuerſten, Innigſtbefreundetſten und andererſeits des Fremdeſten ein böſeſter Traum mir ärger zum Folterwerkzeuge componiren könnte, als es in dieſem Buche geſchehen iſt. Gedanken, Anſichten, in denen ich nur brüderliche Geiſter erblicken kann, ſind in die Gewalt geſpenſterhafter Weſen gegeben, und mit ihnen wie zu einem Körper verwachſen; ich möchte ſie mir ausſondern, und faſſe den einen an der Bruſt, ſiehe! an beiden Händen hängen ihm die Unholde; ich ſehe, ſie ſind an ihn gewachſen — wo aber iſt die Haarlinie des Zuſammenwuchſes? wo ich auch ſchneide, der Unhold behält an ſeiner Hand ein Stück der brüderlichen, oder das brüderliche Weſen an der ſeinigen ein Stück der unholdiſchen — in jenem Falle ſchneide ich in des theuren Blutsfreundes eignes Fleiſch; in dieſem bleibt dem Verwandten das Unheimliche; — es iſt ein unentwirrbares Dornicht und Rankicht von Vorſtellungen und Gedanken, guten und böſen, heilſamen und giftigen. Sie aber miſchen die Säfte dieſer Ranken in einander zu einem Getränk, was dem Verhältniß unſerer Natur nicht angemeſſen iſt, und will man alſo das Gute, was man mit Ihnen vertritt, nicht den Bauerknechten, die jetzt in ſo großer Zahl unſere Literatur auf der Futterſchneide der periodiſchen Preſſe bearbeiten, überantworten, daß ſie es mit Dem, was in Ihrem Buche von Uebel iſt, und was denſelben Niemand entziehen kann, zugleich zu Häckſel verſchneiden, ſo wird doch nichts übrig bleiben, ſelbſt wenn man perſönlich ſich nicht dazu getrieben fühlte, als die Feder zu ergreifen, und Ihrem Kriegsruf: „Hie Welf! Hie Welf!“ mit gleicher Friſche, wenn auch mit geringerer Waffenerfahrung, ein: „Hie Weibling! Hie Weibling!“ zu entgegnen.“

„Sofort in dem Vorwort der zweiten Auflage Ihres Buches, wie miſcht und mengt ſich da Wahres und Falſches. Ja

wohl iſt es, als wäre der Blocksberg wieder der Berg des Heiles geworden; ja wohl eilen ſie auf alten Beſen und Ofengabeln heran von allen Seiten und es freuen ſich die Juden und Judenzüchter, Peritomen und Akrobyſten, als wäre der Hexenſabbath nun vor der Thüre und Der zum zweiten Male zur Unterwelt gefahren, vor dem nicht Vorhaut gilt noch Beſchneidung. Wer aber hat den Sabbath angeſagt und für den Neumond zur Königstafel des alten Valand geladen, als Görres in München? der eine Feuerkugel geſchleudert, deren Leuchten alle Fledermäuſe toll macht, und der, was mit Dämmerungsaugen auf Motten und Nachtgewürm eben nur noch armſelige Jagd machte, an das Licht taumeln macht, daß es ſich zu gebaren ſucht, als ſey es mit dem Adler verwandt und dürfe ſich ſeiner Sache rühmen. Wahrlich nicht unſer Aufgebot iſt es, was ſich ſo rüſtet und tummelt; ſondern wo der Schuhu auf die Rabenhütte geſetzt wird, da ſammeln ſich die Aasvögel reichlicher als um das Haus des Geſillers — und wer hat mit kecker Hand den Nachtvogel auf die Jule gefeſſelt, als Görres in München? Wer hat den Ruf intonirt, auf welchen plötzlich alle altbegrabenen Rationaliſten, alle jungdeutſchlichen Miſtfinken, alle Ziegenmelker und Nachtſchwalben der Revolution locke geworden ſind, als bräche nun ihr Feſt an und als begönne der Tag, wo mit dem Papſt in Rom abgethan werden ſollte auch Alles, was in Deutſchland noch glaubt an des Zimmermanns Sohn aus Galiläa — Wer, frage ich, als Görres in München? Wer hat das Gezücht heraufbeſchworen aus der Sodde, wo es ſeinen Weltwinter zu verſchlafen anzufangen ſchien, als die Zauberpfeife, die Görres bläſt in München? Wahrlich Meiſter Görres, Ihr habt uns einen Tanz aufgeſpielt im Kleinen, wie wir ihn von Rom ſo oft im Großen gehört haben, ſo oft als wir ein Mal in einiger Ruhe glaubten ſitzen und uns auf Frieden verlaſſen zu können, in Vertrauen auf die gemeinſame Baſis, auf der wir ſtehen."

ſchloſſen ſind, er vertheidigt die Freiheit und Rechte ſeines Glaubens, abſtrahirend von der Wahrheit deſſelben. Er betrachtet den katholiſchen Glauben in Preußen als ein Factum, dem man ein gleiches Gebiet von Freiheit und Duldung mit der entgegenſtehenden Confeſſion eingeräumt hat, und fragt nun, ob die Regierung die rechtlichen Gränzen dieſes Gebietes überſchritten und Verträge gebrochen habe? ob das Princip der Freiheit des Glaubens durch dieſelbe verletzt ſey? Er beantwortet dieſe Frage mit „Ja" und führt bittere Klage darüber.

Leider läßt er ſich mit dieſer Unterſuchung nun nicht genügen; er geht aus der Defenſive in die Offenſive über und greift überhaupt den Proteſtantismus ſowohl als den Geiſt, der die preußiſche Regierung durchdringt, in ſeiner Wurzel an. Von dem Standpuncte der Nothwehr läßt er ſich verleiten, in der Hitze des Gefechts zu einem Eroberungskriege überzugehen. Er begnügt ſich nicht, den Angriff der weltlichen Regierungsgewalt aus dem geheiligten Beſitze ſeiner Kirche zurückzuweiſen, ſondern er überſchreitet nun ſeinerſeits die feſten Gränzen, die er ſo eben erſt reclamirt hat, und fällt wüthend in die innerſten Sitze der Gegner ein. Er beginnt einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Proteſtantismus, auf Seyn und Nichtſeyn, er verſucht einen Ausrottungs- und Vertilgungskrieg. Im übermüthigen Bewußtſeyn der Blöße, die der Feind gegeben, proclamirt er: „die Dynaſtie Luther hat aufgehört zu regieren" und zeigt auf dieſe Weiſe deutlich genug, daß das Rechtsprincip, mit welchem er früher nicht unglücklich zu ſtreiten wußte, doch eigentlich nur eine erborgte Waffe ſey, und daß es wenigſtens in ihm keine Wahrheit habe. Offenbar hat er dadurch der Wahrheit der Idee der Gerechtigkeit unendlich mehr Schaden als Nutzen gethan; er hat den Kampf auf ein fremdes Gebiet hinübergeſpielt. Die auf ſo heftige und rohe Weiſe in ihrem wohlerworbenen Eigenthume angegriffenen Proteſtanten wurden nun zu gleicher Leidenſchaftlichkeit entzündet. Auch ſie vergaßen

der Rechte der Gegner, um die es ſich im Anfange des Streites handelte, auch ſie begannen ihrerſeits den Vernichtungskrieg gegen den Katholicismus, und ſo ſah man die im neunzehnten Jahrhunderte allerdings höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß gemeines Schimpfen über den gegenſeitigen Glauben auf eine Weiſe herrſchend wurde, wie es vor drei Jahrhunderten nicht ſtärker der Fall geweſen ſeyn mochte. Drei inhaltreiche Jahrhunderte, inhaltreich wie keine andere Zeit in Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, ſchienen in dieſer Beziehung wenigſtens plötzlich aus der Geſchichte weggewiſcht zu ſeyn. Der Streit um das Heiligſte ſank wieder zu demſelben pöbelhaften Parteikampfe herab, ward wieder mit derſelben leidenſchaftlichen, rechthaberiſchen Rohheit und Bosheit geführt, wie in jenen Zeiten, über denen wir an Mäßigung, Milde, Humanität und tieferer hiſtoriſcher Lebensanſicht längſt zu ſtehen glaubten.

Wohl hätte es dem Proteſtantismus geziemt, ſich bei dieſem Anlaſſe umſichtiger und gebildeter zu zeigen, als die Gegner. Er hätte ſich auf die Invectiven des katholiſchen Fanatismus nicht einlaſſen, ihnen nicht dreifach die Schläge zurückgeben ſollen, die ſie empfingen. Nicht heller und leuchtender wäre ihr reiferer und ausgebildeter Standpunct zur Erſcheinung bei dieſer Gelegenheit gekommen, wenn ſie ſich auf die Abirrungen der Gegner nicht eingelaſſen, ſondern ſich nur auf das Weſen des Streitpunctes, auf Das, worauf es hier einzig und allein ankam, beſchränkt hätten. Sie hätten Toleranz zeigen müſſen. Toleranz — nicht jenen Indifferentismus, dem Alles gleich wahr iſt und gleich falſch, ſondern jene Toleranz, die eben die Ausbeute und das Reſultat unſerer neueren Bildung iſt, die da klar erkennt, wie jede geiſtige Richtung ihren hiſtoriſch-organiſchen Verlauf haben muß, wie ſich die nothwendigen Phaſen der Gottesoffenbarung in den Individuen nicht überſpringen laſſen. Sie hätten bedenken müſſen, daß jeder Irrthum ſich in ſich ſelber heilen muß, ſo wie jede äußere Krankheit

innewohnende, reagirende Naturkraft. Sie hätten nicht von außen her durch Invectiven den Katholicismus zu Grunde richten wollen, ſondern auf ſeine Standpuncte als nothwendige Bedingniſſe eingehen müſſen. Wenn man Jemand todtſchlägt, ſo curirt man ihn freilich von allen Krankheiten und Uebeln, aber damit macht man ihn noch nicht geſund.

Den Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus führt die Zeit nun ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten bewußt und unbewußt in Gedanken und Gemüth auf würdige und naturgemäße Weiſe. Warum dieſe einzig richtige Art auf einmal verlaſſen und zu der Weiſe roherer Jahrhunderte zurückkehren durch leidenſchaftliche Nichtanerkennung der organiſchen Entwickelung? Wenn ſich ein Mann, wie Görres, vergißt, wenn er plötzlich aus der Wahrheit eine Parteiſache macht, wenn er plötzlich alles Geiſtesleben verkennt und durch falſche, unwürdige Mittel zu wirken ſucht, warum ihm in gleicher Manier entgegentreten, die eigne tiefere, durch treues Forſchen gewonnene Bildung aufgeben, und ſich ſelbſt zur Partei in Dingen erniedrigen, die für den reineren, fortgeſchritteneren Menſchen jetzt nicht mehr Parteiſache ſeyn können? Wie weit wir in Erkenntniß göttlicher Dinge gekommen ſind, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; Das aber haben wir errungen, daß wir nicht mehr auf dem Boden rechthaberiſcher Ausſchließlichkeit ſtehen, die äußere Reſultate und Bekenntniſſe erzwingen will. Wir ſind zu der Einſicht gekommen, daß jede Wahrheit auch ihre ſubjective Begründung haben muß, und daß die organiſche Umänderung des Subjectes Schritt halten muß mit jeglicher objectiven Wahrheit. Durch dieſen Blick in die Natur der Wahrheit iſt es uns möglich, auch anders Denkende mit Liebe zu verſtehen, uns in ſie hineinzuleben und auch in ihrem Geiſte die raſtlos thätige Werkſtatt Gottes zu erſchauen. Auf dieſe Weiſe hat das Wort „Toleranz" Bedeutung erhalten. Wer in dieſem Sinne heutigen Tages nicht tolerant iſt, der iſt, als Pro-

teſtant und Deutſcher, unwürdig des neunzehnten Jahrhunderts; er ſteht, trotz aller Gelehrſamkeit, mit ſeinem ganzen Weſen noch in den Zeiten der Religionskriege. Statt die nothwendigen Grundbedingungen einer andern Individualität anzuerkennen, und ſich in ſie zu verſetzen, ſtrebt er anders nach Verſtändigung und Ausgleichung, will er ſeine eigene Individualität auf mechaniſch-despotiſche Weiſe zur objectiven Wahrheit erheben, ein kurzſichtiges und unwahres Beginnen, was, wenn es gelänge, wie es denn Gott Lob! nie gelingen kann, alle Wahrheit vernichten würde.

Auf dieſe Weiſe nun führt Leo den Streit. Die Vorwürfe, die Görres dem Proteſtantismus macht, giebt er dem Katholicismus dreifach zurück. Hält Görres dem Proteſtantismus ein Sündenregiſter vor, unbekümmert um den hiſtoriſchen Zuſammenhang und um alle die lebensvollen Keime, die ſich an dieſe Geſtaltungen knüpften, ſo entfaltet Leo ein noch gräulicheres Verzeichniß der katholiſchen Sünden. Beide handeln wie ein paar Advocaten, die in ihrem plaidoyer die Menge zu gewinnen ſuchen; Beide ſuchen aufzureizen, die Parteiſucht zu entflammen; Beide ſuchen in der innerlichſten Sache nur einen augenblicklichen äußern Sieg. Allein man verdenkt es dem Katholicismus weniger, wenn er ſeine Abſichten auf äußere Eroberung richtet, eben weil er die geiſtigen Phaſen des Proteſtantismus noch nicht durchgemacht hat und ſich noch eher einbilden kann, durch ſolch kurzſichtiges Treiben reelle Vortheile zu gewinnen; aber daß ihm auf dieſelbe Weiſe geantwortet wird, daß der Proteſtantismus ſich von überwiegender Genialität eines einzelnen Gegners verlocken läßt, den Kampf auf dem ſchmutzigen Terrain des Gegners anzunehmen, die unangemeſſenen Waffen deſſelben ebenfalls zu ergreifen, das kann nur unangenehme und widerliche Eindrücke erwecken.

Wir wollen auf die Ausartungen des Kampfes der beiden Gegner nicht eingehen. Wir ſind überzeugt, daß weder Gö-

je auch nur den mindeſten Anſpruch auf Unterſtützung des Staates durch äußern Zwang gemacht? Sie hat ſich wohl gehütet. Sie hat ſich mit muſterhafter Beſcheidenheit — wir können nicht umhin, dieſen Ausdruck zu gebrauchen, ſo ſehr wir Antipode der katholiſchen Kirche ſind — in ihrem Kreiſe erhalten; nicht einmal ihre Forderungen, geſchweige denn ihre Handlungen ſind über dieſen Preis hinausgegangen. Die katholiſchen Prieſter haben nie etwas verlangt als moraliſche Verpflichtungen, Verſprechen der Einzelnen ſich zu beſſern, und das geſchehene Unrecht — Eingehung einer gemiſchten Ehe — durch Erziehung der Kinder im wahren Glauben möglichſt wieder gut zu machen. So lange ſie die Erziehung der künftigen Kinder in ihrer Religion nur zur Gewiſſenspflicht macht, ſo lange iſt ſie in ihrem guten, vertragsmäßigen Rechte.

Zugeſtanden alſo, daß vermöge der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit den Prieſtern der katholiſchen Kirche es erlaubt iſt, ſich Verſprechungen über beliebige moraliſche Verpflichtungen von ihren Beichtkindern ertheilen zu laſſen, ſo kann doch — hier kommen wir auf den zweiten Punct — die Tendenz ſolcher Verſprechungen, die Grundſätze, die Lehren, auf denen ſie beruhen, von ſo verderblichem und ſchädlichem Einfluſſe ſeyn, daß die Sicherheit des Staates dadurch gefährdet wird, und dieſer ſich alſo genöthigt ſieht, die Glaubensfreiheit zu ſuspendiren und mit Gewalt die Lebensäußerungen einer Kirche zu unterdrücken, deren Lehren mit den Unterthanenpflichten nicht übereinſtimmen.

Wir wollen hingegen nicht jenen Einwand machen, den kürzlich ein bekannter Schriftſteller erhoben, nämlich den, daß die preußiſche Regierung die Lehren der katholiſchen Kirche gekannt habe, als ſie die katholiſchen Rheinprovinzen erwarb. Sie habe alſo die Herrſchaft über dieſelben nicht annehmen ſollen, wenn ſie ihr eignes Prinzip nicht vereinbar mit wahrhaft katholiſchen Unterthanen gehalten habe. Jetzt müſſe ſie halten, was

ſie verſprochen habe. Dieſer Einwurf iſt etwas zu ideell und ſtimmt wenig überein mit dem Laufe menſchlicher Angelegenheiten in der Politik. Iſt die Exiſtenz des preußiſchen Staates wirklich durch die Gewiſſensfreiheit ſeiner katholiſchen Unterthanen bedroht, ſo iſt der preußiſche Staat auch berechtigt, — wenn auch nicht vertragsmäßig, ſo doch durch das Recht der Selbſterhaltung — dieſelbe ſo weit als nothwendig zu vernichten. Aber iſt es denn wirklich wahr? iſt wirklich Gefahr vorhanden? iſt das Prinzip, welches die Kirche bei den gemiſchten Ehen in Anwendung bringt, wirklich ſo beunruhigend, daß die Monarchie Preußen zu zittern hat?

Was würde erfolgt ſeyn, wenn die preußiſche Regierung gar nicht in dieſe Angelegenheit ſich eingemiſcht, und den katholiſchen Beichtvätern freien Spielraum gelaſſen hätte? Der eifrige Katholik hätte ſich unterworfen, er hätte nur mit einer Proteſtantin ſich verbunden, die, gleichgültiger geſinnt in ihrer Confeſſion, ſich zur katholiſchen Erziehung ihrer Kinder verpflichtet hätte. Umgekehrt wäre der eifrige Proteſtant nur mit ſolcher Katholikin in Ehe getreten, welche auf dieſe Bedingung verzichtet und ihre Kinder der proteſtantiſchen Kirche überantwortet hätte. Hier iſt ein gleiches Verhältniß; was auf der einen Seite der Proteſtantismus verliert, das gewinnt er auf der andern Seite. Ein dritter Fall iſt der, daß beide Liebende auf ihrer Confeſſion beſtehen, und dem zu Folge ihre Verbindung auflöſen oder vielmehr nicht antreten. Das kann allerdings einige Schmerzen, einige gebrochene Herzen abſetzen, allein eigentliche Gefahr für den Staat läßt ſich darin nicht erblicken. Zudem iſt es beſſer, wenn vor der Ehe die Schmerzen eintreten, als in der Ehe, und es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß eine Ehe, in der ſtarrer Confeſſionszwieſpalt herrſcht und in der die Liebe den Glaubensunterſchied nicht überwunden hat, im höchſten Grade unglücklich ſeyn werde. Zwei orthodoxe Leute von verſchiedener Confeſſion ſollten einander nie heirathen; ein

enges Zuſammenleben bei ſchroff entgegenſtehenden Anſichten über die höchſten und heiligſten Verhältniſſe kann nur traurige Reſultate erzeugen. Muß es dem katholiſchen Theile nicht ſchmerzhaft ſeyn, muß er nicht täglich Qualen empfinden, wenn er ſeinen Gatten und einen Theil ſeiner Kinder für ewig verdammt halten ſoll, wenn keine Hoffnung auf Wiederſehen nach dem Tode für ihn ſtattfindet? Daß alſo ſolchen Ehen durch vorhergeſtellte Verbindlichkeiten zuvorgekommen werde, daß man ſie durch Anforderung beſtimmter Verſprechungen verhütet, das ſcheint mehr eine weiſe als eine gefahrbringende Maaßregel zu ſeyn.

Man hat häufig behauptet und es gedankenlos nachgeſprochen, daß bei der Zulaſſung ſolcher Verſprechen allmählig die ganze Bevölkerung katholiſch werden würde. Man ſetzt alſo voraus, daß der proteſtantiſche Theil ſtets der nachgebende, der indifferente ſeyn werde, daß derſelbe ſtets ſeinen Glauben aufopfern werde, wogegen der katholiſche Theil ſtets auf ſeinem Glauben beharren und ſiegend aus dem Kampfe zwiſchen irdiſcher und himmliſcher Liebe hervorgehen werde. In der That, man hat eine gute Meinung von der innerlichen Begründung des Proteſtantismus bei den einzelnen Individuen! Wäre dem wirklich ſo, wäre die proteſtantiſche Ueberzeugung ſo ohnmächtig in den Individuen, herrſchte vorzugsweiſe ein ſolcher kläglicher Indifferentismus bei der proteſtantiſchen Bevölkerung, während die katholiſche durchweg von der Energie eines heiligen Glaubenseifers beſeelt würde, wahrlich, ſo verdiente der Proteſtantismus dort zu Grunde zu gehen. Was innerlich auf ſo ſchwachen Füßen ſtände, das ließe ſich durch äußere Stützen nicht halten, noch verlohnte es ſich der Mühe. Wäre es ſo, ſo müßte jeder Geſinnungsvolle dem Katholicismus den naturnothwendigen Sieg wünſchen, denn die intenſive Kraft einer Lehre ſteht mit ihrer Zeitgemäßheit und Wahrheit im gleichen Verhältniſſe; wer das Vertrauen auf die Widerſtandskraft des

Proteſtantismus bei gleichen Verhältniſſen der Confeſſionen verliert, der verliert auch das Vertrauen auf ſeine Wahrheit.

Wir haben eine beſſere Meinung von der ſiegenden Kraft des Proteſtantismus. Wir leben der Ueberzeugung, daß der Proteſtantismus eines mächtigen Verbündeten ſich erfreut, den die katholiſche Kirche entbehrt; man pflegt ihn den Geiſt der Zeit zu nennen. Der Verfaſſer dieſes hat lange genug in katholiſchen Ländern, und auch in den Rheinlanden gelebt, um Zeuge der täglichen Siege zu ſeyn, die der Proteſtantismus mitten im Herzen katholiſcher Länder erficht. Nicht als ob häufige Uebertritte erfolgten, aber der Glaube ſelbſt wird proteſtantiſcher. Unzählige Katholiken gehören der Kirche nur ihrer äußeren Confeſſion nach an, im Herzen ſind ſie längſt Ungläubige und Ketzer. Die katholiſche Kirche iſt gezwungen, immer toleranter zu werden, immer milder und gemäßigter in Lehre und Disciplin, wenn ſie die Zahl der äußeren Anhänger erhalten will. Wie viele Katholiken ſich ſchon vom Beichtſtuhl ausgeſchloſſen und emancipirt haben, und zumal wie viele gebildete, wiſſenſchaftliche Katholiken, der eigentliche Kern der Maſſe — das wird von den Geiſtlichen freilich verheimlicht, aber die Zahl iſt groß und im täglichen Wachſen. Ach wahrlich, der Katholicismus iſt es nicht, der angreift; der Proteſtantismus iſt es, es iſt der Geiſt der Zeit, es iſt der naturgemäße Gang der organiſchen Entwickelung der civiliſirten Menſchheit, der im Sturmſchritt auf die morſche, verwitterte Burg des Katholicismus eindringt. Verliert der Katholicismus auch in dieſem Augenblicke wenig äußere Bekenner, ſo wird er wenigſtens täglich ſeelenloſer und matter.

Und vollends in den Rheinlanden hat der Proteſtantismus alle Chancen für ſich. Eine proteſtantiſche Regierung, der Geiſt einer proteſtantiſchen Geſetzgebung, Schulen von höchſter Vortrefflichkeit, Univerſitäten, auf denen ein durchdringender, forſchender, wiſſenſchaftlicher Geiſt lebt, das ſind Influenzen, de-

nen ſich der wohlhabendere und gebildetere Stand der Rheinprovinzen nicht entziehen kann. Es ſtudire einmal ein Rheinländer ſein triennium in Berlin und Halle, und komme dann als rechtgläubiger Katholik zurück. So leicht möchte ihm das nicht gelingen. Ebenſo, welchen ungeheuren Einfluß hat das Durcheinanderwerfen der Beamten. Märkiſche Beamten kommen nach Köln, rheinländiſche werden nach Berlin verſetzt; daraus entſtehen durchaus nachtheilige Wirkungen auf die gebildeten Claſſen für den Katholicismus, und die gebildeten Claſſen ſind die Lenker und Führer des Volkes, ſie ſind das Volk ſelbſt.

Nein, wir ſind überzeugt, daß man die katholiſche Kirche ruhig in Ausübung ihrer Rechte hätte gehen laſſen können, ohne daß dem Staate — war er ſonſt ſicher — die mindeſte Gefahr gedroht hätte. Der Streit um Proſelyten, um Terrain zwiſchen den beiden Confeſſionen hätte ſich auch ohne Einmiſchung der weltlichen Macht auf naturgemäße Weiſe gewiß nicht zum Nachtheile des Proteſtantismus entſchieden. Es kann die Verehrer von Preußen nur mit Schmerzen erfüllen, wenn ſie ſehen, wie es ſeine ganze Kraft, ſein eigenſtes Weſen, nämlich die Gewalt der Wahrheit und des freien Geiſtes, ſo ſehr mißkennt, daß es ängſtlich einen Kampf mit dieſen Waffen meidet, und Hülfstruppen herbeiruft, die ihm feindlicher entgegenſtehen und nachtheiligere Dienſte leiſten, als ſeine ſämmtlichen Gegner.

Sind wir alſo der Meinung, daß das Einſchreiten der weltlichen Macht gegen die Eroberungsverſuche der katholiſchen Kirche unnöthig geweſen, daß man Geſpenſter geſehen und gegen einen weſenloſen Schatten zu Felde gezogen ſey, ſo müſſen wir auch bekennen, daß dieſe äußern Mittel auch nicht einmal den Zweck erreicht haben, den ſie beabſichtigten.

In unſern jetzigen Zeiten iſt es gar nicht möglich, die Gewiſſensfreiheit zu beſchränken, beſonders wenn der Austauſch der Ideen ſo vertraulicher Art iſt, wie zwiſchen Beichtvater und Beichtkind. Hat der Beichtvater einmal die Ueberzeugung,

gleichviel, ob ſie ihm unmittelbar durch eigenen Glauben oder durch die Autorität ſeines Biſchofes geworden iſt, daß die gemiſchte Ehe Sünde ſey und daß Verſprechungen für die künftige Erziehung der Kinder dafür büßten, ſo kann keine äußere Gewalt ihn verhindern, dieſe Anſicht bei ſeinem Beichtkinde geltend zu machen. Und hat das Beichtkind den Glauben, daß es ſich in dieſer Beziehung nach ſeinem Beichtvater richten müſſe, ſo kann ebenfalls keine äußere Macht ſolche Verſprechungen verhindern, es ſey denn, daß man ſämmtliche katholiſche Geiſtliche aus dem Lande jagte und die Kinder ihren Eltern entriſſe und öffentliche Staats-Erziehungshäuſer für ſie einrichtete. Daß aber ſolche Mittel im neunzehnten Jahrhundert und zumal von Preußen nicht in Anwendung gebracht werden können, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Die Preſſe läßt ſich freilich beaufſichtigen und ihre Aeußerungen laſſen ſich unterdrücken, aber die mündliche Mittheilung iſt nicht zu hemmen. Dieſer unmittelbare Ausfluß des menſchlichen Geiſtes widerſteht aller äußeren Gewalt.

Es ſey uns vergönnt, ein Beiſpiel zu gebrauchen. Geſetzt, es träte eine Geſellſchaft von Männern zuſammen, um einen Mäßigkeitsverein zu ſtiften. Sie verſprechen ſich mit Hand und Mund, keinerlei Getränke zu trinken und dieſes auch bei ihren Angehörigen nicht zu dulden. Wer dagegen handelt, dem wollen ſie ihre Achtung und ihren Umgang entziehen. Mag nun der Staat noch ſo ſehr dagegen ſeyn, mag er, etwa aus nationalökonomiſchen Rückſichten, damit der Weinbau oder die Brennereien nicht leiden, noch ſo ſtrenge ſolche Verabredungen verbieten, ſobald es jenen Männern Ernſt iſt, kann er ſie nicht hindern. Er kann die Männer bei unſern jetzigen Begriffen unmöglich zwingen, Wein zu trinken, noch kann er verhindern, daß ſie es ihren Kindern unterſagen. Bei mündlichem Austauſche der Ueberzeugungen, wo es ſich um Gewiſſenspflichten handelt, da wird jede äußere Gewalt ohnmächtig, oder man

müßte für jeden Einzelnen ein beſonderes Gefängniß erbauen, — und wer ſollte dann zuletzt die Gefangenwärter ſelbſt controliren?

Man betrachte einmal etwas näher die Folgen eines Verſprechens, das die Ehegatten verſchiedener Confeſſion dem Beichtvater geben. Sind ſie dadurch gebunden? Sie können es in jedem Augenblicke wieder zurücknehmen, ſobald ſich ihr Gewiſſen von dem Einfluſſe des Geiſtlichen emancipirt. Steht ihr Gewiſſen aber einmal unbedingt unter deſſen Botmäßigkeit, ſo werden ſie demſelben nachgeben, wenn ſie auch kein Verſprechen gethan haben. Den Einfluß der Geiſtlichkeit auf die katholiſche Bevölkerung kann die weltliche Macht nicht verbieten; dieſer tägliche Einfluß iſt es, welcher die proteſtantiſche Erziehung der Kinder gefährdet. Es ſcheint uns eine große Kurzſichtigkeit von Seiten der katholiſchen Kirche zu ſeyn, wenn ſie ſich von dieſem formellen Verſprechen ſo viel verſpricht, ſobald es nicht aus tieferer Ueberzeugung herſtammt. Mit ſolchen äußeren Erfindungen ſtützt man keine ſinkende Kirche; man iſt des Verſprechens los, ſobald man ſich des Geiſtlichen entledigt, und ein ſolcher Fall möchte wohl häufig genug eintreten, wenn anders die Geiſtlichkeit nicht durch die Finger zu ſehen lernt. Damit hat es aber keine Noth; Verſprechen oder nicht Verſprechen, immer wird die katholiſche Geiſtlichkeit gezwungen ſeyn, ſich den toleranteren und laxeren religiöſen Begriffen ihrer Beichtkinder zu accommodiren, will ſie die Zahl ihrer Excommunicirten und Abtrünnigen ſich nicht auf erſchreckende Weiſe vermehren ſehen.

Unſer Votum wäre daher, daß die Glaubensfreiheit der katholiſchen Kirche von der weltlichen Regierung ohne Noth beſchränkt worden ſey. „Aber," kann man entgegnen, „wir ſehen ja jetzt deutlich, welchen verderblichen Einfluß die Geiſtlichkeit auf die Bevölkerung äußert. Blickt hin auf die Rheinprovinzen, überall Gährung, Erbitterung gegen die Regierung, überall grollender, religiöſer Fanatismus!" Der gegenwärtige Zuſtand

zeigt am Beſten, daß wir Recht hatten, wenn wir Gefahr von der Intoleranz der katholiſchen Kirche fürchteten."

Seit wann iſt jene Aufregung entſtanden, deren Bedenklichkeit wir keineswegs läugnen wollen? Nicht eher, als bis die Maaßregeln der Regierung die Leute in Furcht ſetzten, daß man ſie in den Dingen mit Gewalt beſchränken wolle, denen ſie vielleicht freiwillig ſelbſt entſagt hätten. Man glaube doch ja nicht, daß die Aufregung in den Rheinländern eine religiöſe im eigentlichen tieferen Sinne des Wortes ſey. Unter hundert Wüthenden ſind vielleicht neunzig ſehr unfromme Geſellen, die noch vor wenigen Jahren die Freigeiſter ſpielten und ſich über ihre eigene Geiſtlichkeit luſtig machten. Ehrgefühl, Parteigeiſt, das ſind die Motive, die die Leute in Harniſch jagen. Man will die Fahne, zu der man ſich äußerlich bekennt, nicht im Stiche laſſen. Der äußere Angriff hat die Leute zu den Waffen gerufen; durch ihn allein ſind ſie wieder an ihre katholiſchen Verpflichtungen erinnert. Ohne dieſen wäre Alles ruhig geblieben, die rheiniſchen Provinzen hätten ſich peu à peu reoproteſtantiſirt, und wenn man noch ſo viele Verſprechungen erfunden hätte. Referent kann ſich die geiſtigen Proceſſe, die zu der jetzigen Stimmung geführt haben, recht lebhaft denken. Die Jugend z. B. in katholiſch-deutſchen Ländern ſuchte vor Kurzem noch eine Ehre darin, ſich in Freigeiſterei zu überbieten. So wie in proteſtantiſchen Ländern die ehrſamen Primaner für Freiheit und Republik ſchwärmen, ſo in katholiſchen Ländern die Scholaren für Prieſterehe, Aufklärung ꝛc. ꝛc. Referent weiß aus eigener Erfahrung, wie keck und verwegen dieſes Renommiren mit freigeiſteriſchen Ideen ſich ausſprach. Und jetzt unterſuche man die Stimmung dieſer künftigen Staatsdiener. Aus verwegenen Atheiſten ſind ſie mit einem Male wüthende katholiſche Fanatiker geworden. Und wir finden das ganz natürlich. Kein Menſch will zu ſeinem Seelenheile gezwungen ſeyn; ein gerechter und edler Stolz lehnt ſich gegen

einen Zwang auf in Dingen, wo nur die freie Ueberzeugung entſcheiden kann.

Uebrigens möge die katholiſche Kirche nicht triumphiren, die augenblickliche Begeiſterung kann eben ſo ſchnell nachlaſſen, ſobald die wirkende Urſache aufhört. Eine wahrhaft religiös-katholiſche Aufregung, entſtanden aus heiligen Gemüths- und Herzensbedürfniſſen, iſt es nicht. Die katholiſche Geiſtlichkeit ſelbſt muß ſich geſtehen, daß ſie einer tiefern und allgemeinern Begründung katholiſcher Frömmigkeit nicht fähig iſt. Es iſt keine geiſtliche Erregung, ſondern eine weltliche. Die weltliche Macht hat ſie hervorgerufen; in der Hand der weltlichen Macht ſteht es (hoffentlich noch), ſie wieder zu beſchwichtigen und zu ſtillen.

Dritter Artikel.

(Am 4. December 1838.)

In unſerm vorigen Artikel haben wir unſere Anſicht dahin ausgeſprochen, daß die katholiſche Kirche rückſichtlich der gemiſchten Ehen weder etwas Ungeſetzliches noch Gefahrdrohendes für den Staat verlangt habe. Der jetzige Zuſtand der Dinge, wenn er anders gefahrdrohend iſt, rührt ſicherlich nicht von den Maaßregeln der katholiſchen Kirche in Beziehung auf dieſen Gegenſtand her, ſondern davon, daß dieſe Maaßregeln Hinderniſſe fanden, die ſie nicht hätten finden ſollen. Dieſes iſt der Hauptpunct, den man ins Auge faſſen muß. Alle andern Nebenpuncte, worin katholiſcher Seite vielleicht geſündigt iſt, die feindſelige, unpatriotiſche Geſinnung des Erzbiſchofs, die revolutionairen Wünſche eines Theils des Clerus — wenn ſie anders überhaupt ſtattgefunden haben — der ſchadenfrohe, heraus-
rende fanatiſche Jubel des Athanaſius — alle dieſe Umſtände

ſind unbedeutend und wären wirkungslos vorübergegangen ohne jenen Mißgriff der Gegenpartei.

Wie ſoll demnach ein Deutſcher, der Preußen liebt und all ſeine Hoffnung auf eine lebendige und freie Entwickelung der tüchtigen und großartigen Elemente ſetzt, die in dieſem Staate ruhen, wie und in welchem Sinne ſoll er ſich äußern, wenn ſein Gewiſſen ihn treibt, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben? Soll er den eigentlichen Punct, von dem alles Unheil und alles Verderben ausging, der noch immer fortwirkt und über die Zukunft noch drohender herabhängt, als er bereits nachtheilig auf die Gegenwart influenzirt hat, ſoll er dieſen Punct übergehen, ihn als Nebenſache nur obenhin berühren, und dagegen gegen Dinge zu Felde ziehen, die verwerflich ſeyn mögen, die aber von ſelbſt verſchwinden, oder doch leicht und freudig zu bekämpfen ſind, ſobald nur die eigentliche Urſache hinweggeräumt iſt? Ein ſolches Beginnen wäre in der That räthſelhaft und ſchwer zu erklären; räthſelhaft und ſchwer zu erklären wenigſtens bei einem Manne, der, wie Leo, unſerer Ueberzeugung nach über jeden Zweifel am redlichſten Willen, über jeden Verdacht eines ſchmutzigen Motivs hoch erhaben iſt. Von der feilen Rotte derjenigen Tagesſchriftſteller, die wie die ehemaligen Landsknechte herrenlos umherirren und froh ſind, wenn irgend eine anſtändige Fahne ſie in Sold und Lohn nehmen will, kann natürlich nicht die Rede ſeyn; das erklärt ſich leicht. Leo ſelbſt ſpricht ſeine bitterſte Verachtung gegen dieſe enfans perdus der literariſchen Schaaren aus. Dennoch aber ſchlägt Leo ſelbſt dieſen Weg ein — warum? wollen wir weiter unten zu erläutern verſuchen.

Daß Leo mit den Maaßregeln der Regierung nicht einverſtanden, das deutet er mehrere Male hinlänglich an. Die Schrift iſt reich an ſolchen Reſervationen. Allein es hätte bei dieſen Reſervationen nicht bleiben ſollen; er hätte ſich klar und offen darüber ausſprechen ſollen, er hätte den ganzen Stand-

punct der Dinge vollſtändig entwickeln ſollen. Die Wahrheit, und Nichts als die Wahrheit, darauf kommt es einzig und allein an; die iſt es allein, die frommen kann. Und zwar die Wahrheit in möglichſt lebendiger Ausführung, ſo daß ſie lebendige Wirkung äußern kann, nicht die Wahrheit ängſtlich in tauſend Corrigentien eingewickelt und verſteckt.

Herr Leo war ſeinem Vaterlande dieſe Wahrheit ſchuldig. Gewiß iſt er auch der Anſicht, daß alle Schritte und Aeußerungen einer Legislatur oder Adminiſtration aus einer gewiſſen organiſchen Nothwendigkeit hervorgehen und nicht Producte tappender Willkühr ſeyn müſſen. Niemand weiß beſſer, wie er, daß die Legislatur und die Handlungsweiſe der Regierung der Ausfluß der Geſammt-Intelligenz des Volkes ſeyn ſoll. Ein jeder Patriot, der Einſicht beſitzt, iſt verpflichtet, dieſe Einſicht zum Nutzen und Frommen des Ganzen geltend zu machen. Das Vaterland hat ein heiliges Recht auf dieſe Einſicht. In einem Staate zumal, wie Preußen, der keine geſetzgebende Verſammlung für das Ganze beſitzt, iſt dieſe Verpflichtung um ſo dringender. Wenn hier das Veto der Kammern nicht vor Uebereilungen der Regierung ſchützt, ſo ſoll es um ſo mehr die offen ausgeſprochene Meinung der beſten und gewiegteſten Männer. Die öffentliche Meinung muß in demſelben Grade mehr Gewicht erlangen, als es an Inſtitutionen fehlt, die dieſes Geſchäft beſorgen. Ein jeder Vaterlandsfreund ſoll ein Wachtpoſten ſeyn, der ſeinen Warnungsruf erſchallen läßt, wenn die Regierung ihren Lauf auf Klippen und Untiefen nimmt; ein Leuchtthurm, der ihr in der Dunkelheit mit Sicherheit das Ziel ſteckt. Ein Staat, wo Selbſtbewußtſeyn und Vernunft ſo gebieteriſch ihre Rechte verlangen, wie Preußen, kann immer ohne Repräſentativ-Verfaſſung regiert werden; nimmer aber ohne jene geiſtige Uebereinſtimmung mit ſeiner Bevölkerung, zu der jeder ehrliche Mann ſeinen Beitrag geben muß. Daß Männer, wie Leo, in auffallender Verblendung den Weg verkennen,

der ihnen so klar vorgezeichnet ist, daß sie ihr Licht auf Nebenpartieen fallen lassen, statt die eigentliche wunde Stelle mit der hellen Fackel vollständiger und rücksichtloser Wahrheit zu erleuchten, kann nur schmerzliche Empfindungen erregen und muß die erhebenden Hoffnungen, die jeder Deutsche auf Preußen setzt, sehr herabstimmen.

Die zeitweiligen Minister sind nicht der Staat; das sollte man stets bedenken, wenn man seine Pflichten gegen den Staat überlegt. Man kann es mit seinem Vaterlande sehr gut meinen, und doch nicht mit den Maaßregeln der Regierung übereinstimmen. Gehorchen soll man der Obrigkeit, das versteht sich von selbst, aber darum noch nicht Alles gut heißen, was sie thut. Auch nicht ruhig dazu schweigen, sondern predigen und sprechen mit allen Kräften, die zu Gebote stehen, um durch die Gewalt der Wahrheit den Irrthum zu besiegen. Wer schweigt, wo Gefahr droht, verräth sein Vaterland. Es giebt einen moralischen Zwang, dem jede Regierung unterworfen ist, auch die starrsinnigste und trübste; diesen auszuüben, das ist die heilige Bürgerpflicht des Begabten. Leo selbst giebt zu, daß die Regierung sich irren könne; ist es aber gut, wenn sie in diesem Irrthum beharrt? Ist es gut, wenn man den Irrthum zu vertuschen sucht, wenn man ihn tiefer und tiefer fressen läßt, bis er das ganze Wesen des Staates, alle gesunden Stützen desselben angefressen und unterminirt hat?

Es läßt sich keine irrigere Ansicht von Unterthanenpflicht denken, als die, daß man Alles dulden müsse, was die Regierung thue; daß man sich nicht dagegen auflehnen darf. Physisch soll man dulden, aber nicht geistig; geistig soll man sich auflehnen mit aller Gewalt. Ruhig mitmachen, wo man abmahnen soll, das ist keine Freundesliebe, das ist ohnmächtige, gutmüthige Schwäche; das ist keine menschliche, das ist sündische Treue.

In England ſehen wir häufig, daß Männer den Miniſtern auch in ſolchen Fragen ihre Stimme geben, in denen ſie nicht mit ihnen übereinſtimmen. Die Verhältniſſe haben ſich dort ſo eigenthümlich geſtaltet, daß eine einzige Frage dort nie allein ſteht, ſondern immer mit einem ganzen Regierungsſyſteme zuſammenhängt. Wenn man das Syſtem im Allgemeinen billigt, muß man, um es oben zu halten, das Einzelne aufopfern. In Preußen iſt es anders; dort iſt die Regierung keine Partei, ſondern ſie ſteht über allen Parteien; dort kann unbekümmert um die Folgen für das gemeine Beſte ein Jeder ſeinen Tadel laut werden laſſen. Er kann dadurch kein beſſeres Syſtem ſtürzen, er kann nur verbeſſern. In Preußen bleibt die Regierung dieſelbe, wenn auch ein einzelner Miniſter ſtürzt. Aus Vaterlandsliebe kann man in England einen Irrthum der Regierung vertheidigen; in Preußen nur aus Menſchenfurcht oder wegen Menſchengunſt.

Nicht allein das Vaterland im Allgemeinen hatte ein Recht darauf, daß ſich Leo offen über die ganze Angelegenheit und nach jeder Seite hin ausſprach, ſondern auch noch insbeſondere ſeine Mitbürger, die preußiſchen Rheinbewohner. Die Rheinprovinzen ſind erſt ſeit einem Vierteljahrhundert dem preußiſchen Staate einverleibt. Es fanden viele weſentliche Charakterverſchiedenheiten zwiſchen ihren Bewohnern und den Bewohnern der alten Monarchie ſtatt. Andere Sitten, andere Geſetzgebung, andere Confeſſion, andere hiſtoriſche Erinnerungen. Es war die Aufgabe der preußiſchen Regierung, dieſe heterogenen Beſtandtheile der beiden Staatshälften auf unparteiiſche Weiſe zu einem Ganzen, zu einem einheitlichen Staate zu verſchmelzen. Die Aufgabe war ſchwierig und in den Rheinprovinzen erwachte manche Sorge, daß die Regierung bei dieſer Operation auf etwas gewaltſame Weiſe verfahren und manche Grundeigenthümlichkeiten der neuen Unterthanen wenig berückſichtigen werde. Allein dieſe Sorge zeigte ſich in den erſten

zwanzig Jahren als völlig unbegründet. Mit großer Weisheit und Unparteilichkeit wußte die Regierung ihre Aufgabe zu lösen. Sie respectirte alle Institutionen, die den Rheinländern lieb und werth waren. Sie ging auf alle Wünsche der Provinzialstände mit Bereitwilligkeit ein. Sie ließ den Rheinländern alle Wohlthaten des altpreußischen Systems zukommen, ohne ihnen die Güter zu nehmen, die dieselben aus frühern Regierungen erworben hatten. War die Stimmung jener Provinzen im Jahre 1816 zweifelhaft, so hatte sie sich schon nach zehn Jahren wenigstens in einen aufrichtigen preußischen Patriotismus umgewandelt. Leider mußte dieser fröhliche Proceß der geistigen Verschmelzung an der Confessionsverschiedenheit der alten und neuen Provinzen zuletzt eine Hemmung finden. Die Harmonie zwischen der Regierung und zwischen den Gemüthern eines großen Theils der Bevölkerung der Rheinprovinzen hörte auf. Viele Früchte eines zwanzigjährigen, weisen Wirkens gingen mit einem Male verloren. Dennoch sind die Rheinländer schon zu preußisch geworden und haben die Segnungen des Preußenthums schon zu tief empfunden und sich zu tief hineingelebt in ein preußisches Volksthum und preußische Sinnesweise, als daß eine bloße Differenz mit der zeitweiligen Regierung, die vielleicht durch eine einfache Ministerveränderung, die durch den zufälligen Tod eines einzigen Mannes gehoben werden könnte, ihre Herzen von einem Staate losreißen sollte, dem sie eine nie erlebte Blüthe verdanken. Die beiden Staatshälften haben die Wurzelfasern ihres Lebens schon zu sehr mit einander verflochten und in einander hineingetrieben, als daß ein blos zufälliger Act, ein bloßer Einfall einiger Wenigen sie auseinander sprengen könnte.

Aber schlimm gestaltet sich die Sache, wenn die Differenz nicht blos zwischen der Regierung, sondern zwischen den Bevölkerungen der Staatstheile sich ausbildet. Kommt es dahin, daß die neuen Provinzen das Vertrauen auf den Gerechtigkeits-

ſinn, auf die Unparteilichkeit und Bruderliebe ihrer märkiſchen Mitbürger verlieren, ſchleicht ſich Mißtrauen und Haß zwiſchen beiden Volksſtämmen ein, dann entſteht ein ſchwerer, gewaltſamer Riß durch den ganzen Staat; dann hört die organiſche Einheit auf und das Widerſtrebende kann nur durch Gewalt aneinander gehalten werden. Die Rheinländer glauben ſich in der Freiheit ihres Glaubens von der proteſtantiſchen Regierung gehemmt; ſie fühlen ſich beleidigt und fürchten noch mehr für die Zukunft. Wehe, wenn dieſes Mißtrauen und dieſer Groll ſich auch auf das ganze proteſtantiſche Preußen erſtreckt; wenn jene in jedem proteſtantiſchen Mitbürger einen fanatiſchen Glaubensfeind zu ſehen wähnen. Dann iſt es vorbei mit allem gemeinſamen, gedeihlichen Vorwärtsſchreiten. Die Kräfte, die ſich gegenſeitig hoben und förderten, hemmen und neutraliſiren ſich; Blut und Leben ſtockt; Alles bewacht ſich ängſtlich und aus der Einheit des Staates entſteht ein Zwieſpalt, der das bisherige Verhältniß, bei deſſen Anblick das Herz vor Freude lachte, in das Verhältniß des Eroberers zu einer eroberten Provinz umwandelt. Schon jetzt ſind ſchlimme Anzeichen vorhanden; ſchon jetzt betrachtet man den Beamten, der von Berlin kommt, in den Rheinlanden mit mißtrauiſchen Blicken; die katholiſche Bevölkerung ſchließt ihre geſelligen Kreiſe gegen ihn ab; ſelbſt der harmloſe Reiſende leidet von dieſer Kälte und Verſtimmtheit.

Die augenblickliche Regierung iſt nicht der Staat, nicht das Volk. Das hätte der Grundgedanke ſeyn ſollen, den jeder proteſtantiſch-preußiſche Schriftſteller an die Spitze ſeiner Schrift ſtellen ſollte, ſobald er über die Kölner Angelegenheit ſchrieb. Die Rechte der katholiſchen Kirche hätten einmüthig von dem ganzen proteſtantiſchen Preußen, ſo weit es ſich literariſch ausſprechen konnte, anerkannt werden müſſen. Auch der preußiſche Proteſtant hätte laut ſeinen Kummer über die Gefährdung der Glaubensfreiheit ſeinem katholiſchen Mitbruder über den

Rhein hinüberrufen müſſen; wiewohl anderer Confeſſion, hätte er doch denſelben Schmerz empfinden müſſen. Der rheiniſche Mitbruder hätte Urſache zum Mißtrauen; ein herzlicher Händedruck, ein offenes Theilnehmen, wodurch man jenen Kummer auch zu dem ſeinigen machte, hätte dieſes Mißtrauen verſcheuchen, es in dankbare vertrauensvolle Anhänglichkeit verwandeln ſollen. Aber Nichts von dem Allen iſt geſchehen. Mit blindem Fanatismus hat ſich eine Meute proteſtantiſcher Schriftſteller auf den Gegenſtand hingeſtürzt; das gemeinſchaftliche Band des Preußenthums iſt mit Füßen getreten; Görres hat ſeinen Zweck erreicht; ein Religionskrieg iſt aufgeflammt, wenn auch nur vorerſt mit der Feder.

Ein jeder preußiſch-proteſtantiſcher Schriftſteller, der über die Kölner Sache ſchreiben wollte, hätte vor allen Dingen den Rheinländern ſeinen guten Willen, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, aufs Klarſte documentiren müſſen. Daß er eben Proteſtant ſey, das mußte ihm eine deſto größere Aufforderung zur Rechtsverfechtung ſeiner Mitbürger ſeyn; um deſto unbefangener konnte er ſich dieſer Pflicht unterziehen. Das Recht, welches an einem katholiſchen Mitbürger verletzt wird, wird auch an dem Proteſtanten verletzt. Dieſe Wahrheit iſt wenig in den proteſtantiſchen Provinzen empfunden worden; wenigſtens iſt ſie in der Tagesliteratur nicht laut geworden.

Man hat behauptet, Proteſtanten und Katholiken könnten nicht gleiche Rechte in einem und demſelben Staate genießen. An den Proteſtanten in Preußen wäre es geweſen, das Gegentheil zu beweiſen, indem ſie die Rechte ihrer katholiſchen Mitbürger wie ihre eignen vertheidigten. Statt deſſen hat die ganze Art und Weiſe, wie die proteſtantiſche Literatur in dieſer Sache aufgetreten iſt, nur deutlich bewieſen, daß es in jetzigen Zeiten wenigſtens noch ſehr ſchwierig ſeyn möchte, daß beide Confeſſionen mit gleichen Rechten nebeneinander leben könnten.

Der regierende Miniſter iſt nicht das Volk. Dieſe Ueberzeugung den Rheinländern zu gewähren, iſt die heiligſte Bürgerpflicht des proteſtantiſch-preußiſchen Schriftſtellers. Sobald der Katholik in den Rheinlanden und in Poſen dieſe Ueberzeugung gewinnt, ſo kann er hoffen; ſo braucht ſich ſein Herz nicht loszureißen von Preußen. Wird er aber zu der Annahme gezwungen, daß die Maaßregeln nicht blos momentan, ſondern daß ſie Ausfluß der Geſammtgeſinnung aller proteſtantiſchen Provinzen waren, dann freilich kann er nur jede Hoffnung zu Grabe tragen; denn der Geſammtcharakter eines Volks ſtirbt ſo ſchnell nicht.

Beſonders eifert Leo gegen eine Stelle in der Vorrede zur erſten Auflage des Athanaſius, die wir hierher ſetzen: „Was aufregt, das ſind die rohen ungeſchlachten Ausbrüche jenes ſtarren Knochenmannes, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man einen Geiſt ihn nennet. Dieſer hat damals die Säbel gewetzt und dann im Felde ſo meiſterlich gehalten; zu der Urgroßväter Zeiten hat er den trefflich langen Stock geführt, damit ſechs ihm verfallene Rücken zugleich beſtreichend: Derſelbe, der den jungen Friedrich genöthigt, Augenzeuge der Hinrichtung ſeines Freundes zu ſeyn, und den blutigen Rumpf dem Ohnmächtigen zur Seite hingelegt, damit der erſte Blick des Erwachenden ihn wieder treffe. Dieſer verhaßte Ungeiſt hat früher, wie durch ſeine Aufforderungen im Rathe, ſo in den öffentlichen Blättern, die Handlung herbeigeſchworen; er rumort jetzt wieder im Rathe wie in den Blättern, zur Gewalt, zum Niedertreten aller Rechtsanſprüche, zur Beſeitigung aller Contracte ausfordernd, und dabei noch ſeine Vernünftigkeit, Freiſinnigkeit, ſeine Verſöhnlichkeit der Welt anrühmend. Dieſer alte Spuk iſt durchaus nicht der Geiſt der jetzigen preußiſchen Regierung; aber es iſt das böſe Geſpenſt, das nicht ablaſſen will, im preußiſchen Staate umzugehen und Unheil anzurichten. Bei allen wichtigern Veranlaſſungen, in allen

kritiſchen Augenblicken ſehen wir ihn immer aufs Neue aus ſeiner Modergrube ſich erheben und dem beſſern Gegner Fehde und Feindſchaft bieten. Mag der Angegriffene ſich ermannen und kräftigen, — an den Ausgang des Kampfes, den die Beiden miteinander ſtreiten, iſt das Schickſal der Monarchie geknüpft."

Wir geſtehen, daß uns der Inhalt dieſer Stelle eben nicht unwahr erſcheint. Freilich iſt der Ausdruck eben nicht ſehr milde und wohlwollend; der ſechs Rücken zugleich beſtreichende Stock thut etwas wehe und das gewählte Beiſpiel mit dem abgeſchlagenen Haupte iſt wohl zu weit hergeholt. Allein Görres ſelbſt giebt zu, daß dieſer Ungeiſt nicht der Geiſt der preußiſchen Regierung ſei, und mit dieſem Zugeſtändniſſe kann jeder Preuße zufrieden ſeyn.

Denn läugnen läßt ſich nicht, daß es zwei Principe ſind, die ſich um die Herrſchaft in der preußiſchen Regierung ſtreiten. Wie überall im Leben, läßt ſich auch hier ein gutes und böſes unterſcheiden. Gleich dem Jäger in der Ballade, wird Preußen von einem rechten und einem linken Ritter begleitet. Der rechte Ritter, er trägt die ernſten und tiefen Züge des großen Churfürſten und des großen Friedrichs, die verklärten Züge Steins und Scharnhorſts. In ſeinem Gefolge ſind: die freie Preſſe und die religiöſe Duldung, die ſtrenge, unabhängige Juſtiz, die Rechtlichkeit und Thätigkeit des Beamtenſtandes. Ferner die Städteverfaſſung, das freie Grundeigenthum, das Landwehrweſen, das belohnte Verdienſt ohne fremde Rückſicht, die aufrichtige Liebe zu dem Könige und zu ſeiner edlen Luiſe; in ſeinem Gefolge ſind tauſend herrliche Rückerinnerungen, tauſend Helden und große Geiſter; in ſeinem Gefolge iſt der Geiſt der Zeit, der Geiſt der Wahrheit, des Strebens, der Thatkraft. Wahrlich, ein glorreiches, ſtrahlendes Gefolge, wie der Genius keines andern Volks es ſchöner mit ſich führt. Dieſer rechte Ritter ſpricht ernſte, heilige Worte,

„Doch das hetzt ihn der linke Mann
Mit ſchadenfrohem Frevelmuth.“

Der linke Ritter, weſſen Züge trägt er? Es ſind keine reinen Züge. In ſeinem Gefolge zieht mit der Antwort auf die Elbinger Anfrage der Orden des Herrn von Scheele, die Abſchiedsthräne vom Vaterlande, geweint an der Mündung der Elbe; in ſeinem Gefolge die Cenſur, der Nepotismus, die Unterſuchungen von 1833 und die Urtheile von 1837, die Bureaukratie u. ſ. w. u. ſ. w. Doch laß ihn hetzen, ſo viel er will. Der rechte Ritter iſt der ſtärkere; vergeblich ſtemmt die Ohnmacht des linken gegen die heilige Urkraft des rechten ſich an. Zuletzt muß er unterliegen.

Leo mag noch ſo künſtlich gegen dieſe Worte von Görres an raiſonniren, er mag aufs Neue ſeine Theorie vom organiſchen und mechaniſchen Staate dagegen ins Feld führen, es gelingt ihm nicht, uns zu überzeugen. Wir geben gern zu, daß es Zeiten giebt, wo der Staat auf mechaniſche Weiſe regiert werden muß; wir haben Nichts gegen einen Peter den Großen, der ſeine Ruſſen mit Gewalt zur Cultur zwingt, Nichts gegen Friedrich Wilhelm den Erſten, der durch Disciplin und Ordnung den fehlenden edleren Geiſt im Heere zu erſetzen ſucht. Allein ſtets wird ein ſolches mechaniſches Regieren doch nur als Mittel zum Zweck anzuerkennen ſeyn; ſtets nur als ein Mittel, um wieder zum geſunden, organiſchen Leben zu gelangen. Wir haben Nichts gegen die Mechanik, wenn ſie mit Gewalt ein ausgerenktes Bein wieder einſetzt, was auf organiſchem Wege doch nie wieder an ſeine rechte Stelle käme; wir haben Nichts gegen den Stock in der Kinderſchule, ſo lange er zur Erziehung der Unmündigen gebraucht wird. Auch zur Erziehung der Völker in ihrer Kindheit haben wir Nichts gegen die gerühmte mechaniſche Regierungsweiſe. Aber das einzige Kriterium, ob dieſe eine richtige und wohlangewandte war, iſt das, ob ſie ſpäter entbehrlich wird. Sie muß zum geſunden, organiſchen Leben

erziehen, zur freien, lebendigen That. Gelingt ihr Dieſes nicht, ſo iſt ſie werthlos geweſen und verkehrt. Alle Staaten, die Epoche gemacht haben in der Geſchichte der Menſchheit, wurden organiſch regiert; alle Größe und Schönheit in der Menſchengeſchichte iſt nur aus organiſchen Staaten hervorgegangen. Und wenn es je eine Zeit gegeben hat, deren höchſtes Bedürfniß ein organiſch entwickeltes Staatsleben in allen Beziehungen iſt, ein Staatsleben, welches ſich auf freie Selbſtthätigkeit und vernünftiges Bewußtſeyn der Staatsbürger gründet, ſo iſt es die unſrige. Und wenn es in unſerer Zeit wiederum einen Staat giebt, deſſen Entwickelung, Gedeihen, Größe einen ſolchen organiſchen, freien, naturgemäßen Siegergang gebieteriſch fordert, ſo iſt es eben Preußen. Wenn daher Leo dem preußiſchen Staate warnend zuruft, er dürfe von ſeiner geiſtigen Erbſchaft, der mechaniſchen Regierungsweiſe, der er ſein Entſtehen und das Fundament ſeiner Größe zu verdanken habe, ſich nicht losſagen, ohne ſich ſelbſt zu vernichten, ſo wiſſen wir nicht, was wir vor Erſtaunen dazu ſagen ſollen. Entweder müſſen wir annehmen, daß er ſich dunkel ausgedrückt habe und wir ihn deshalb mißverſtehen, oder wir müſſen mit tiefſtem Mitleiden den unglücklichen Mann betrachten, deſſen große Gelehrſamkeit und deſſen reiche, lebendige Reflexionsgabe ihn doch zuletzt zu ſolcher Verdüſterung und Verwirrung geführt haben, daß er an der geſchichtlichen Offenbarung Gottes, daß er an der Gegenwart, aus deren erklärendem Verſtändniß allein alle Verſöhnung mit der Geſchichte hervorgehen kann, ſo wüſte und irre geworden iſt.

Wie traurig es mit ſeiner Stimmung und mit ſeinem Zeitbewußtſeyn ſteht, davon giebt Leo ſelbſt gleich im Anfange der Schrift folgende lebhafte Schilderung, deren Wahrheit wir, trotz ihrer phantaſtiſchen Ausſchmückung, wohl fühlen:

„Ich weiß nicht, ob ich von einer blos ſubjectiven Erfahrung ausgehe, wenn ich von einer gewiſſen Gattung ängſtigen-

der Träume rede. Aus angenehmeren Empfindungen, wie ſie aus geräumiger Bruſt zum Kopfe ſtreben, erwachſen beklommenere und immer beklommenere. Als Stab für dieſe Verzauberung, als Mittel dieſer Gefühlsbedrängniß bieten ſich Verkehrungen der innigſt befreundeten Kreiſe; ich glaube mit meiner Mutter zu reden, und indem ich ſcharf zuſehe, erblicke ich ein völlig fremdes, ein beängſtigendes Geſicht, ganz fremde Manieren; und indem ſich mein eignes Empfinden abwendet, zwingt mir die Traumgewalt die Ueberzeugung auf, daß es doch meine Mutter ſey; oder ich wehre im kräftigſten Bewußtſeyn einen Angriff ab, ich überantworte den Friedensbrecher ſeinen Richtern, und indem ich noch einmal den Geknebelten ſehe, der ſeiner Strafe entgegengeht, erblicke ich erſt, daß er meines Bruders Geſicht trägt; Angſt ergreift mich, ich möchte dazwiſchen treten, und wieder ſcheiden, was ich zugerichtet, aber hohnlachend bringt mir des Bruders Stimme ins Ohr, und meiner eigenſten Sympathie mit dem Gefangenen zum Trotz zwingt mir die Traumgewalt die Ueberzeugung auf, daß es mein Bruder doch nicht ſey. Was hilft aber dieſe Ueberzeugung? Wenn ihn die Qual der Strafe packt, werden doch meines Bruders Züge und in ihnen die nächſtverwandten Ausdrucksweiſen zucken und jammern, und ich werde Schuld ſeyn an einem Schmerze, bei dem alle ſympathiſchen Saiten meiner Seele in klagenden Accorden die Begleitung bilden. Da weckt mich wohl die Angſt einmal ſo weit, daß ich zu dem Bewußtſeyn komme, nur zu träumen; aber ehe mein Dankgebet noch beruhigend zu Ende geht, bin ich von der Traumgewalt von Neuem umſtrickt, und neue marterndere Masken drängen ſich an die Stelle der eben erſt glücklich gebannten.

„Ich weiß die Empfindung, die ſeit den letzten Jahren ſich meiner bemächtigt, ſo oft ich meine Blicke dem dämoniſchen Wühlen der Gegenwart in Allem, was dem Menſchen das Theuerſte iſt, in Religion, Wiſſenſchaft und Staat zuwende —

ich weiß ſie nicht anders zu beſchreiben, als indem ich ſie dieſen Träumen vergleiche. Gelingt es dann, auch das Blut, was, wie durch Nervenzittern gepeitſcht, zur Bruſt quillt, wieder in einen ruhigeren Lauf zu bringen; gelingt es, wenn ich die Vorzeit in ihren großen Umriſſen betrachte, mir wie aus deckenden Nebeln ein Stück des Bildes jener Smaragdfläche herauszuklären, auf der mit dem Demant, den der Alles meſſende Gott an dem Finger ſeiner Gewalt trägt, in reinen harmoniſchen Linien der Grundriß des Tempels vom Berge des Heils gezeichnet iſt, welchen der Heilende ſich in der Geſchichte des zu ſeinem Bilde geſchaffenen Geſchlechts erbaut — gelingt es auch zuweilen, dies erlöſende Gefühl makrokosmiſchen Verhaltens zu gewinnen; doch fehlt die Macht, es zu feſtigen — und die trüben Stimmen und unklaren Gebehrden Derer, die dem Zuge jener Linien widerſtrebend folgen, ob ſie Gott auch loben ſogar durch Angſtgeheul ihrer Sünden, wirren mir doch die Sinne, und ziehen mich von Neuem in die Umgebung und das klägliche Gefühl gebundener, quälender, beklemmender Zuſtände. Ich möchte mich oft mit großer Anſtrengung der Theilnahme entziehen, und — wie es nach ſtörenden Vorgängen des bürgerlichen Lebens mir oft gelungen iſt, in der Stille der Natur durch die Betrachtung der herrlichen Ordnung der Farben in der Pflanzenwelt, der ſchönen Fluglinien des Gevögels und anderer dergleichen Dinge das Bewußtſeyn der auch im Unbemerkteſten allgegenwärtigen Gotteskraft, was mir in den kleinen Leidenſchaften geſchwunden war, wieder zu gewinnen, und mit ihm die erlöſende Liebe, die das Unvermeidliche trägt in Geduld und den verletzenden Feind ſegnet, daß die Früchte ſeines Haſſes ihm von dem Vergelter nicht zu bitter bereitet werden möchten, — ſo habe ich oft in den letzten Jahren Anſtrengungen gemacht, herauszukommen aus der Schwüle der Gegenwart mit allen meinen Intereſſen, mich ausſchließlich früheren, einfacheren Zeiten, mich etwa der Betrachtung des ſchönen

„Doch das hetzt ihn der linke Mann
Mit schadenfrohem Frevelmuth.“

Der linke Ritter, wessen Züge trägt er? Es sind keine reinen Züge. In seinem Gefolge zieht mit der Antwort auf die Elbinger Anfrage der Orden des Herrn von Scheele, die Abschiedsthräne vom Vaterlande, geweint an der Mündung der Elbe, in seinem Gefolge die Censur, der Nepotismus, die Untersuchungen von 1833 und die Urtheile von 1837, die Bureaukratie u. s. w. u. s. w. Doch laß ihn hetzen, so viel er will. Der rechte Ritter ist der stärkere; vergeblich stemmt die Ohnmacht des linken gegen die heilige Urkraft des rechten sich an. Zuletzt muß er unterliegen.

Leo mag noch so künstlich gegen diese Worte von Görres raisonniren, er mag aufs Neue seine Theorie vom organischen und mechanischen Staate dagegen ins Feld führen, es gelingt ihm nicht, uns zu überzeugen. Wir geben gern zu, daß es Zeiten giebt, wo der Staat auf mechanische Weise regiert werden muß; wir haben Nichts gegen einen Peter den Großen, der seine Russen mit Gewalt zur Cultur zwingt; Nichts gegen Friedrich Wilhelm den Ersten, der durch Disciplin und Ordnung den fehlenden edleren Geist im Heere zu ersetzen suchte. Allein stets wird ein solches mechanisches Regieren doch nur als Mittel zum Zweck anzuerkennen seyn; stets nur als ein Mittel, um wieder zum gesunden, organischen Leben zu gelangen. Wir haben Nichts gegen die Mechanik, wenn sie mit Gewalt ein ausgerenktes Bein wieder einsetzt, was auf organischem Wege doch nie wieder an seine rechte Stelle käme; wir haben Nichts gegen den Stock in der Kinderschule, so lange er zur Erziehung der Unmündigen gebraucht wird. Auch zur Erziehung der Völker in ihrer Kindheit haben wir Nichts gegen die gerühmte mechanische Regierungsweise. Aber das einzige Kriterium, ob diese eine richtige und wohlangewandte war, ist das, ob sie später entbehrlich wird. Sie muß zum gesunden, organischen Leben

erziehen, zur freien, lebendigen That. Gelingt ihr Dieſes nicht, ſo iſt ſie werthlos geweſen und verkehrt. Alle Staaten, die Epoche gemacht haben in der Geſchichte der Menſchheit, wurden organiſch regiert; alle Größe und Schönheit in der Menſchengeſchichte iſt nur aus organiſchen Staaten hervorgegangen. Und wenn es je eine Zeit gegeben hat, deren höchſtes Bedürfniß ein organiſch entwickeltes Staatsleben in allen Beziehungen iſt, ein Staatsleben, welches ſich auf freie Selbſtthätigkeit und vernünftiges Bewußtſeyn der Staatsbürger gründet, ſo iſt es die unſrige. Und wenn es in unſerer Zeit wiederum einen Staat giebt, deſſen Entwickelung, Gedeihen, Größe einen ſolchen organiſchen, freien, naturgemäßen Siegergang gebieteriſch fordert, ſo iſt es eben Preußen. Wenn daher Leo dem preußiſchen Staate warnend zuruft, er dürfe von ſeiner geiſtigen Erbſchaft, der mechaniſchen Regierungsweiſe, der er ſein Entſtehen und das Fundament ſeiner Größe zu verdanken habe, ſich nicht losſagen, ohne ſich ſelbſt zu vernichten, ſo wiſſen wir nicht, was wir vor Erſtaunen dazu ſagen ſollen. Entweder müſſen wir annehmen, daß er ſich dunkel ausgedrückt habe und wir ihn deshalb mißverſtehen, oder wir müſſen mit tiefſtem Mitleiden den unglücklichen Mann betrachten, deſſen große Gelehrſamkeit und deſſen reiche, lebendige Reflexionsgabe ihn doch zuletzt zu ſolcher Verdüſterung und Verwirrung geführt haben, daß er an der geſchichtlichen Offenbarung Gottes, daß er an der Gegenwart, aus deren erklärendem Verſtändniß allein alle Verſöhnung mit der Geſchichte hervorgehen kann, ſo wüſte und irre geworden iſt.

Wie traurig es mit ſeiner Stimmung und mit ſeinem Zeitbewußtſeyn ſteht, davon giebt Leo ſelbſt gleich im Anfange der Schrift folgende lebhafte Schilderung, deren Wahrheit wir, trotz ihrer phantaſtiſchen Ausſchmückung, wohl fühlen:

„Ich weiß nicht, ob ich von einer blos ſubjectiven Erfahrung ausgehe, wenn ich von einer gewiſſen Gattung ängſtigen-

möge ſein Herz ſich beſeligen; Niemand wünſcht es aufrichtiger, als wir.

Aber er gebe fortan auch die Geſchichte auf, da ihm der Sinn, die Offenbarung dafür fehlt. Er ſelbſt geſteht, daß ihm nur Qualen aus der Betrachtung der Gegenwart und der ſich entwickelnden Zeit erwachſen. Er entledige ſich derſelben und verdüſtere und ängſtige auch nicht länger ſeine Mitlebenden durch den wirren Spuk, den ihm die Geſchichte vorgaukelt. Er begnüge ſich mit der Verſicherung, daß er, wenn auch nicht ſich ſelbſt, doch dem Studium der Geſchichte, durch ſeinen ſkeptiſchen Contemplationsgeiſt, den er auf mannigfache Einzelheiten der Geſchichte anwandte, weſentlich genützt hat. Sein keckes, geiſtreiches Aburtheilen hat vielfach angeregt und manche fruchtbare Bedenken geweckt. Jetzt aber hat er in dieſer Beziehung ſich ausgelebt. Für ihn ſelbſt haben ſeine Urtheile keinen Werth mehr, und für das Publikum auch nicht, denn man weiß jetzt, daß die merkwürdige äußere Sicherheit derſelben nur innerſter Unſicherheit entſprang, und daß jede tiefere Einheit jener überraſchenden Mannigfaltigkeit fehlte. Vorläufig wenigſtens hat der Chriſt den Hiſtoriker in Leo todtgeſchlagen. Nur wenn es ihm gelingt, ſein Chriſtenthum mit dem Gotte, der, wie überall, ſo auch in der Menſchengeſchichte lebt, wieder in Einklang und Harmonie zu bringen, erſt dann möge er wieder Geſchichte und Politik ſchreiben.

Wir übergehen hier die Aeußerungen Leos über die Jung-Hegelſche Schule. Sie ſind aus demſelben krankhaften Geiſte entſprungen, der durch die ganze Schrift weht. Wir mögen die Zahl der Gegner nicht vermehren, die den reizbaren Mann jetzt von allen Seiten anfallen. Aber wir können unſer Erſtaunen ebenfalls nicht bergen, wenn wir ſehen, wie ein Mann, der auf allen Feldern des Völkerlebens, in jedem Winkel der Geſchichte ſich umgeſehen hat, über eine Erſcheinung in jetziger Zeit ſo plötzlich außer ſich geräth, die zu allen Zeiten etwas

ganz Gewöhnliches war. Ein jeder großer Geist hat seine Schüler gehabt; sowohl Schüler in der Wahrheit als auch Afterschüler. Hegel konnte es natürlich nicht anders gehen. Auch er hat Schüler, von denen man, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager, sagen kann:

Wie er sich räuspert und wie er sich spuckt,
Haben sie glücklich ihm abgeguckt.

und daß eben diese Schüler sich am lautesten und breitesten machen, das ist ebenfalls ganz in der Ordnung. Daß Leo aber aus einigen gemißbrauchten, Mode werdenden technischen Ausdrücken oder aus einigen pantheistischen und revolutionairen Aussprüchen Einzelner, an die man sich seit Jahrhunderten gewöhnt hat, Gefahr für den Staat witterte, daß er später selbst dem naturgemäßen Gang der Geistesentwickelung durch polizeiliche Maßregeln Schranken zu setzen suchte, das ist eine so auffallende Erscheinung, daß sie sich ebenfalls nur aus dem krankhaften, gestörten Geisteszustande des Mannes erklären läßt.

Kommen wir nun von dieser Abschweifung wieder auf unser Hauptthema zurück, so scheint es fast, als ob Leo sich Einheit und Kraft mit einer mechanischen Regierungsweise identisch denkt. Daß Preußen stets mit „Einheit und Kraft" handeln möge, darin begegnen sich gewiß die Wünsche aller wohlmeinenden Deutschen. Allein diese Einheit und Kraft läßt sich auf organische Weise doch wohl eben so tüchtig, ja wohl noch unendlich viel tüchtiger und siegreicher entwickeln. Wir brauchen z. B. nur an England zu denken. Einen kräftigeren und in allen allgemeinen Regierungsmaßregeln einseitlicheren Staat hat es wohl schwerlich gegeben, so lange Geschichte existirt, und doch wird Niemand in Abrede stellen, daß das englische Staatsleben ein höchst lebendig-organisches sey.

Von allen Dingen auf dieser Welt verträgt die Religion aber am wenigsten die sogenannte mechanische Regierungsweise des Herrn Leo. Die erobernden Völker der alten Welt selbst

erkannten das, und ließen die Beſiegten in ungeſtörter Ausübung ihres Gottesdienſtes. Den Römern kam nie der entfernteſte Gedanke, den unterworfenen Völkerſchaften ihren Glauben zu beſchneiden; ja ſie ertheilten das römiſche Bürgerrecht auch denen, die andere Götter verehrten, und andere Prieſter beſaßen, als ſie ſelbſt. Daß bei jedem lebendigen Glauben auch ein rein ſubjectives, individuelles Moment ſtattfindet, iſt doch wohl ein längſt anerkannter Grundſatz, den das neunzehnte Jahrhundert nicht erſt von Neuem zu predigen braucht. Niemand darf ſich anmaßen, zu beurtheilen und zu beſtimmen, was weſentlich in dem Glauben eines Andern ſey und was unweſentlich. Nur das eigene Gewiſſen kann darüber entſcheiden. Die Glaubensfreiheit einer Kirche muß eine unbedingte ſeyn, oder ſie iſt gar keine. Sobald ſie von der Anſicht, von dem car tel est notre plaisir eines Andern abhängt, ſo iſt ſie vernichtet.

Clemens August,

Erzbiſchof zu Köln,

gegen

die Anklagen der Königlich Preußiſchen Regierung

vertheidigt

von

einem Proteſtanten.

Ihr Herren, was recht und gleich iſt, das beweiſet den Knechten und wiſſet, daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt.
Epiſt. St. Paul an die Coloſſer C. 4. V. 1.

Regensburg, 1838. Verlag von G. Joſeph Manz.

(Am 2. October 1839.)

Der Verfaſſer dieſer ausgezeichneten Schrift, Referendarius Rintel in Königsberg, ſagt in der Vorrede: „Nicht religiöſer Fanatismus leitet unſere Feder, denn wir ſind evangeliſchen Glaubens, nicht Abneigung gegen den preußiſchen Staat, denn wir gehören ihm an, ſondern allein der Ueberzeugung des Rechtes folgen wir, der Wahrheit, welche herrſcht über allen Parteien, geben wir die Ehre.“

Wir möchten dieſe Schrift den Triumph proteſtantiſcher Unparteilichkeit und proteſtantiſchen Wahrheits- und Rechtsgefühles nennen. Der Verfaſſer, ein Proteſtant, hat ſo viel Selbſtverläugnung, ſich rein auf den Standpunct des Rechtes zu ſtellen und die Rechte einer Kirche zu vertheidigen, deren Glauben er für irrig hält. Er rettet dadurch die Ehre der proteſtantiſchen Preſſe, die ſich, wie nicht zu läugnen, größtentheils blind, leidenſchaftlich und ungerecht in dieſem Streite gezeigt. Wie eine wüthende Meute ſtürzten die proteſtantiſchen Schriftſteller über die ihnen hingeworfene Beute her und ſtatt bei der einfachen Frage des Rechtes und der Religionsfreiheit zu verharren, griffen ſie die Religion ſelbſt an und ſuchten durch Anſchuldigung gegen dieſe die Frage zu verwirren. Auch die Vorkämpfer des Katholicismus haben auf eine eben ſo unpaſſende als leidenſchaftliche Weiſe ſich nicht mit der Behauptung ihrer Rechte begnügt, ſondern ihrer guten Sache durch allgemeine Glaubensangriffe und Invectiven und Schmähungen gegen den Proteſtantismus ſehr geſchadet, ihr Heros Görres

vor Allen an der Spitze. Ihnen nimmt man jedoch das weniger übel. In der That giebt dieſe Schrift einen Beleg für den höhern Standpunct und für den weitern Geſichtskreis des Proteſtantismus; ſie beweiſt, wie der gläubige Proteſtant unbeſchadet ſeiner Ueberzeugung auch andere Kirchen in ungeſtörter Freiheit und in ungekränktem Beſitze ihrer Rechte neben ſich exiſtiren laſſen kann. Dieſe Freiheit der Kirche und der Gewiſſen aber iſt die Aufgabe der Zeit, ohne deren Löſung auch in keinem andern Zweige menſchlichen Zuſammenlebens Tüchtigkeit und Wahrheit erſtrebt werden kann. Ob ein gläubiger Katholik dieſer Aufgabe wohl eben ſo gewachſen? — Wir bezweifeln es.

Es thut uns ſehr leid, daß wir dieſe Schrift nicht früher geleſen; ſie iſt die beſte, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben; es iſt nicht möglich, auf eine klarere, ſchärfere und evidentere Weiſe die Wahrheit und die Puncte, worauf es ankommt, ins hellſte Licht zu ſtellen. Der Verfaſſer ſieht ſich genöthigt, ſich ganz und entſchieden auf die Seite der katholiſchen Kirche und auf die Seite des Erzbiſchofes von Köln zu ſtellen; er weiſt nach, wie alle gegen denſelben ausgeſprochenen Beſchuldigungen unbegründet und wie er und ſeine Kirche ſtets der angegriffene Theil geweſen und nie etwas Anderes gethan, als ihr Recht und ihre Pflicht zu behaupten.

Wir haben uns in Beziehung auf die katholiſche Kirche und ihre in dieſem Streite bedrohten Rechte ſchon öfter in dieſen Blättern in demſelben Sinne ausgeſprochen, weßhalb wir unſere Anſicht nicht zu wiederholen brauchen. Aber in einem Puncte ſind wir durch den Verfaſſer belehrt worden und fühlen wir uns verpflichtet, unſern frühern Irrthum offen einzugeſtehen. Es betrifft dieſes die moraliſche Handlungsweiſe des Erzbiſchofes Droſte von Viſchering.

Wir ſind immer der Anſicht geweſen und haben dieſe Anſicht auch bei jeder Gelegenheit in dieſen Blättern ausgeſpro-

chen, daß dem Erzbiſchofe von Köln ein Wortbruch zur Laſt fiele, denn wenn er auch den Inhalt jener Inſtruction nicht gekannt bei ſeiner Antwort auf die vertrauliche Anfrage des Herrn Schmedding, und er alſo in gutem Glauben ſein Verſprechen gegeben (was jedoch nicht einmal wahrſcheinlich), ſo ſey er doch verpflichtet geweſen, ſein Amt niederzulegen, als er eingeſehen, daß er etwas verſprochen habe, was er nicht halten könne und dürfe. Dieſe Anſicht war eine irrige, und wir nehmen ſie hiemit zurück.

Was uns nun zu dieſer dreiſt ausgeſprochenen Anſicht verleitet hat, wodurch die Ehre und der Charakter eines hochehrwürdigen Mannes in den Augen vieler Unkundigen vielleicht gekränkt und herabgeſetzt, iſt Folgendes:

Zuerſt war es die Schrift des Freiherrn von Gagern, eines Mannes, deſſen Umſicht, Milde und Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben und von uns ſtets mit höchſter Verehrung anerkannt iſt. Dieſer ſpricht den Vorwurf unumwunden aus und wir ſind dadurch verleitet, ohne genaue Prüfung der Acten uns dadurch zu gleichem Vorurtheile beſtimmen zu laſſen. Es iſt uns keinem Zweifel unterworfen, daß Herr von Gagern noch jetzt dieſelbe Meinung hegt, denn er würde ſicher nicht angeſtanden haben, im entgegengeſetzten Falle ſein ausgeſprochenes Wort, das ſchwer in die Wagſchale der öffentlichen Meinung fällt, zurückzunehmen. Aber wir ſind ſo kühn, den verehrten Mann nochmals zur Prüfung der Acten aufzufordern und ihn namentlich auf dieſe Schrift aufmerkſam zu machen, wenn er ſie noch nicht geleſen.

Ein zweiter Beſtimmungsgrund für uns war der Athanaſius von Görres. Görres ſtellt den Wortbruch freilich auch in Abrede, aber der Grund, den er dagegen anführt, iſt ſo ſophiſtiſch, und ſpricht eben ſo unbedingt für das Gegentheil Deſſen, was er behauptet, daß wir dadurch in unſerer Meinung beſtärkt wurden. Görres iſt nicht der Mann, der die Gründe ſeiner

Meinung nicht vollſtändig auszubeuten weiß und der in ſeiner Polemik etwas vergißt, was für ihn ſpricht. Man gebe ihm einen Strohhalm und er wird in ſeinem beredten Munde zu einem Anker, an welchem er ſich mit ſeiner ganzen Ladung anhängt. Wenn ein ſolcher Mann nun ſelbſt zugeſteht — denn ſein Gegengrund iſt weiter Nichts als ein Zugeſtändniß — ſo mag ein ſolches Aufgeben der Sache von Seiten des beredtſten und eifrigſten Advocaten für den unbefangenen Zuhörer wohl als Entſchuldigung gelten, wenn er ſich gegen den Clienten entſcheidet.

Die Sache aber iſt die: Der Erzbiſchof hat nicht nur weiter Nichts verſprochen, als die vielbeſprochene Inſtruction im Geiſte des Friedens und dem päpſtlichen Breve gemäß anzuwenden, ſondern von Seiten der Regierung ſind ihm ſogar Anforderungen geſtellt, die ſelbſt in der Inſtruction nicht enthalten und denen der Erzbiſchof Spiegel wohl ebenfalls ſchwerlich nachgekommen ſeyn würde. Die Inſtruction läßt freilich das Verſprechen des proteſtantiſchen Bräutigams wegen Erziehung der Kinder in der katholiſchen Religion als ausdrückliche Bedingung der Einſegnung der Ehe fallen, allein ſie verweigert die Einſegnung unbedingt, ſobald dem katholiſchen Prieſter aus einem vorher anzuſtellenden Examen der Braut die Gewißheit erwächſt, daß entſchiedene Gleichgültigkeit wegen des künftigen Glaubens der Kinder vorhanden, und daß alſo der katholiſche Glaube der Kinder mit Sicherheit gefährdet ſey. Dieſes Examen der Braut nun wollte die Regierung ebenfalls aufgehoben wiſſen und ging daher noch über die Beſtimmungen der Inſtruction hinaus; ſelbſt wenn man alſo dieſe einſeitig gelten ließe und die Clauſel, „dem Breve des Papſtes von 1830 gemäß," gar nicht berückſichtigte, ſo iſt wohl klar, daß auch dann von keinem Wortbruche die Rede ſeyn konnte, weil man ſelbſt in der günſtigſten Interpretation für die Regierung mehr forderte, als verſprochen war.

Wie ſchmerzlich es nun für einen Mann ſeyn muß, dem ein gewiſſes Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit zur andern Natur geworden — vielleicht der einzige Vorzug, den er hat — und der nur von dieſem Geſichtspuncte aus ſeinem Handwerke, dem Journalismus, eine höhere Seite abgewinnen kann, wenn er mit einem Male einſieht, wie er zur Verbreitung der Lüge mitgewirkt, und wie er ſich ſchwer verſündigt an der Ehre eines ausgezeichneten Mannes, wie er Das verdammt hat, dem er Beifall und Anerkennung hätte zujauchzen müſſen, das mag ſich der Leſer, der ſich an unſere Stelle ſetzt, ſelber ſagen. Uns bleibt Nichts übrig, als laut und öffentlich das Voreilige unſers Urtheils einzugeſtehen und uns eine Lehre daraus zu ziehen, in Zukunft ſorgfältiger zu prüfen. Dem Herrn Verfaſſer der oben angezeigten Schrift ſagen wir aber hiermit unſern herzlichſten Dank dafür, daß er uns durch Ueberſendung ſeiner Schrift Gelegenheit gegeben, ein begangenes Unrecht einzuſehen und nach Kräften wieder gut zu machen.

Nachdem der Verfaſſer den ganzen Streit mit bewunderungswürdiger Klarheit und mit einem Freimuthe beleuchtet hat, der ihm einen eben ſo hohen Anſpruch auf die Hochachtung des Publikums erwirbt als der Regierung, die dadurch, daß ſie dieſe ſcharfen und ſtreng vorgetragenen Wahrheiten weder durch Verurtheilung des Buches noch der Perſon des Verfaſſers ein heutigen Tages ſeltenes Beiſpiel von der Duldung des freien Wortes gegeben hat, wirft er am Schluſſe folgende Frage auf:

„Wodurch iſt denn eigentlich dieſer Conflict mit einer Regierung, mit einem Regenten entſtanden, die beide bisher und mit Recht in dem Rufe ſtrengſter Unparteilichkeit und großer Milde ſtanden?“

Und fährt dann fort:

„Es giebt nur eine Löſung dieſer Frage: Die faſt beiſpielloſe Verwirrung der Ideen, welche in Beziehung auf das Ver-

hältniß zwiſchen Staat und Kirche ſeit der Reformation herrſchend geworden iſt.“

„Aber woher dieſe Verwirrung der Ideen? Woher anders, als aus dem Hochmuthe der deutſchen Wiſſenſchaft, die ſich vom Leben und vom Gewiſſen losgetrennt hatte, die todt und gewiſſenlos war, die bei aller Gelehrſamkeit ſtets des Kriteriums der Wahrheit in der eignen Bruſt ermangelte. Die ſchlimmſte Tyrannei, die Deutſchland erduldet hat, iſt die Tyrannei ſeiner Gelehrten geweſen, ſeiner Juriſten und Theologen, die mit ihrem todten Gedächtnißkrame und Verſtandesklügeleien das lebendige Leben der Gemeinde gefeſſelt und die freie Bewegung und die Motionen des Gewiſſens in Schlaf gelullt haben. Wir ſtimmen gänzlich ein, wenn der Verfaſſer das Heil der jetzigen Zeit von der Emancipation der Kirche vom Staate abhängig macht. Wenn das tiefſte Verhältniß der Menſchen, worauf alle übrigen baſirt ſind, ſein Verhältniß zu Gott, nicht frei und unabhängig ſich geſtalten kann, wie kann da noch von Charakterfeſtigkeit, von Ehrlichkeit, von Treue und Liebe die Rede ſeyn; der Menſch, deſſen Verhältniß zu Gott nicht frei, der wird auch in allen übrigen Verhältniſſen unfrei und Sclave ſeyn. Freiheit jeglicher Confeſſion, ſowohl der chriſtlichen als nichtchriſtlichen, iſt das Cardinalbedürfniß der Zeit und auch das einzige des Chriſten würdige Princip.

Wir können nicht umhin, hier noch den Schluß der Broſchüre mitzutheilen:

„Wenn wir nun dennoch die Kataſtrophe, welche in ihrem nächſten Gefolge nur Unheil zu bringen ſcheint, für ein Glück halten, und der Vorſehung unſern Dank für dieſelbe abſtatten, ſo geſchieht dies darum, weil durch ein ſolches Ereigniß allein Aller Augen über die nothwendigen Conſequenzen jener Theorie geöffnet werden konnten, nach welcher die Kirche nicht als ein ſelbſtſtändiges, dem Staate an Rechten gleiches, an Würde und Heiligkeit unendlich überlegenes Inſtitut Gottes,

ſondern als eine der vielen zu den gemeinſamen Staatszwecken dienenden und darum dem Staate untergeordneten Einrichtungen betrachtet wird; eine Anſicht, welche, dem deutſchen Rechtsgefühle, der deutſchen Sitte durchaus fremd, jener Zeit ihren Urſprung verdankt, in welcher mit dem römiſchen Rechte auch die Ideen der alten Welt von der Allgewalt des Staates, von der jeder irdiſchen Schranke enthobenen Machtvollkommenheit des Landesherrn Eingang, und bald, da ſie den Mächtigen ſchmeichelt und noch mehr als den Fürſten der um ſich greifenden Kaſte der Beamten Vortheil brachte, alleinige Geltung fand. Jetzt möchte dem römiſchen Rechte in der conſequenten Durchführung ſeiner publiciſtiſchen Principien wohl der Umſtand bedeutenden Schaden und Abbruch thun, daß ſich aus demſelben eben ſo wie jene bequeme Theorie, die das contract social und der ſogenannten Volksſouverainetät mit allen ihren halben und ganzen Conſequenzen zu deduciren große Mühe nicht koſten möchte, und ſo daſſelbe Recht uns mit einer neuen Verwirklichung byzantiniſcher Despotie, Beamtentyrannei und mit jenen ſchönen Ideen beſchenkt hat, welche in den Revolutionen der neueren Zeit und in jenen arithmetiſch conſtruirten Verfaſſungsgebäuden ſich bethätigt haben, die von der liberalen Partei als Meiſterwerk politiſcher Weisheit, als Palladien der Freiheit angeſtaunt und verehrt werden. Der Erzbiſchof muß uns und allen Denen, welche der Freiheit wahrhaft nachſtreben, alſo deßhalb um ſo theurer werden, weil er als ein Märtyrer leidet für eins unſerer köſtlichſten Güter, für unſere Glaubensfreiheit, für die Freiheit unſerer Kirche. Dieſelbe Hand, ſo hoffen wir, welche den Riegel von dem Kerker des Prälaten zurückſchieben wird, öffnet das Grab, aus welchem die Freiheit, die lange todt geglaubte und ſchon begrabene, zu neuem kräftigen Leben auferſtehen wird; die Freiheit, nicht allein der katholiſchen, ſondern in weiterer Folge auch die unſerer ſeit Jahrhunderten in die ſchmähliche Knechtſchaft der

Fürſten gerathenen evangeliſchen Kirche. Daß aber dem gefangenen Kirchenfürſten in der Wiedererlangung ſeiner Freiheit, in der Zurückführung auf den erzbiſchöflichen Thron, in der Beſtrafung Derer, welche das ihnen von dem Könige, unſerm Herrn, verliehene Vertrauen ſo ſchnöde mißbraucht haben, für ſich und die beleidigte Kirche, die verhöhnte Gerechtigkeit eine glänzende Genugthuung erhalten wird, das hoffen wir zu Gott und von unſerm Könige, zu deſſen Ohren die Stimme des Rechtes, der Ruf von Millionen ſeiner Unterthanen, die ernſte Mahnung des heiligen Vaters nicht lange Zeit unerhört erſchallen wird.“

Zweite Abtheilung.

Hannoversche Angelegenheit.

Zur Verſtändigung

von

Dahlmann.

Baſel, Schweighauſerſche Buchhandlung. 1838.

Jacob Grimm über ſeine Entlassung.

Baſel, Schweighauſerſche Buchhandlung. 1838.

Fürſten gerathenen evangeliſchen Kirche. Daß aber dem gefangenen Kirchenfürſten in der Wiedererlangung ſeiner Freiheit, in der Zurückführung auf den erzbiſchöflichen Thron, in der Beſtrafung Derer, welche das ihnen von dem Könige, unſerm Herrn, verliehene Vertrauen ſo ſchnöde mißbraucht haben, für ſich und die beleidigte Kirche, die verhöhnte Gerechtigkeit eine glänzende Genugthuung erhalten wird, das hoffen wir zu Gott und von unſerm Könige, zu deſſen Ohren die Stimme des Rechtes, der Ruf von Millionen ſeiner Unterthanen, die ernſte Mahnung des heiligen Vaters nicht lange Zeit unerhört erſchallen wird.“

Zweite Abtheilung.

Hannoversche Angelegenheit.

Zur Verſtändigung

von

Dahlmann.

Baſel, Schweighauſerſche Buchhandlung. 1838.

Jacob Grimm über ſeine Entlassung.

Baſel, Schweighauſerſche Buchhandlung. 1838.

Erſter Artikel.

Dieſe beiden Schriften ſind wohl keinem Gebildeten in Deutſchland mehr unbekannt. Auch uns liegen ſie ſchon ſeit längerer Zeit zur Berichterſtattung vor; jedoch iſt eine unparteiiſche, ruhige Würdigung mit großen Schwierigkeiten verbunden, und die Verzögerung einer kritiſchen Anzeige in dieſen Blättern möge daher nicht unſerm guten Willen, ſondern unſerm Mangel an Kraft zugeſchrieben werden.

Der Gegenſtand beider Schriften iſt freilich nur ein einziges Factum, die bekannte Proteſtation und die darauf folgende Dienſtentlaſſung. Aber eben dieſer Gegenſtand greift ſo tief ein in jede Frage der Gegenwart, er hängt ſo innig zuſammen mit dem Gewiſſen und der individuellen Stellung eines jeden Einzelnen, daß es einiger Zeit und einiger Sammlung bedarf, um das Meer von Gedanken und Empfindungen, das mit einem Male über uns herſtürzt, mit Beſonnenheit zu bewältigen, und das ungeſtüme Gewirre in die nothwendigen Canäle regelmäßig abzuleiten. Um eine Kritik zu ſchreiben, müſſen die erſten Wogen der rein-ſubjectiven Empfindung ſich gelegt haben; das Herz darf nicht mitten in dem Strudel des Ereigniſſes umhertreiben, ſoll anders der Kopf mit Freiheit erwägen. Es müſſen feſte Standpuncte gewonnen ſeyn, welche von der Brandung des Gemüthes nicht erreicht werden; die Pulſe dürfen nicht mehr jagen, ſobald man die Feder ergreift. Die Aufregung muß ſich gelegt, die ruhige Harmonie zwiſchen den Seelenkräften muß zurückgekehrt ſeyn.

Allein alsdann gilt auch kein Zaudern. Nicht umſonſt hat die Vorſehung dieſes Ereigniß mitten und neben uns hin-

eingeſchleudert in die Zeit. Es ſoll ſeine Wechſelwirkung zwiſchen uns und Nachwelt nicht verfehlen; es handelt ſich um Selbſtprüfung, Selbſtbildung an dem gegebenen Stoffe. Es darf nicht wie ein abſterbender Gefühlsrauſch vorüberziehen. Es müſſen bleibende Reſultate für Geſinnung und Charakter daraus erwachſen.

Der erſte Eindruck der Dahlmannſchen Schrift auf Referenten (denn dieſe war es, welche er zuerſt las) war ein unbeſchreiblicher, überwältigender. Kaum vermochte er die Lectüre zu beendigen; dieſe Sprache drängte ihm das Herz ab. Die Proteſtation hatte ihn überraſcht, erfreut. Er hatte Nichts Dergleichen erwartet. Allein es konnte ein Schritt in erſter Hitze, eine Uebereilung geweſen ſeyn, hervorgebracht durch den Moment, durch den erſten überwältigenden Eindruck der erlittenen Kränkung. Man konnte nun bequem auf ſeinen Lorbeern ruhen; nach ſo ungewöhnlicher Kraftanſtrengung konnte man in den Augen des großen Publikums ſeinen ehrenvollen Frieden ſchließen mit der Gegenpartei; die beliebte Reſignation hätte wieder einen vermittelnden Vertrag ſchließen können, zwiſchen Rechtlichkeit, Ehrgefühl und zwiſchen der gebräuchlichen Sitte. Allein Nichts davon; die Schrift Dahlmanns widerlegte den unwürdigen Verdacht. Nicht einen Zoll breit wich er von dem Gebiete ab, welches er für ſein gutes Recht hielt. Gemäßigt in ſeinen Anſichten, conſequent in ſeinen ausgeſonnenen politiſchen Ueberzeugungen, führte er eine Sprache voll Selbſtgefühl, voll Männerſtolz, durchweht von Wahrheits- und Rechtsgefühl. Dieſe Sprache des freien Mannes ſchwellte Referenten das Herz mit ſelten gekanntem Jubel. Die einzelnen Gedanken wurden nicht geprüft, kaum beachtet. Der einzige Eindruck, die würdevolle Sprache eines freien deutſchen Mannes gehört zu haben — ein ſeltener, in dieſem Grade nie gekannter Genuß! — überwältigte jede andere Gedankenverknüpfung.

Jetzt aber müſſen wir bekennen, daß wir manche Ausſtellungen an den dort aufgeſtellten Behauptungen zu machen haben. In der Beziehung, daß die Schrift uns einen tüchtigen, männlichen Charakter zeigt, der ſein gutes Recht und ſeine Ehre vor ſeinem Volke verficht und geltend zu machen ſucht — ohne Anſehn der Perſon — mit friſchem Muthe, ohne die Feinde zu zählen — unbekümmert darum, ob er dieſen oder jenen vor den Kopf ſtößt, wenn nur der Idee Genüge geſchieht — in dieſer Beziehung hat die Schrift für uns jetzt und immer ihren unſchätzbaren Werth. Darum wollen wir aber dennoch die unſerer Anſicht nach darin obwaltenden Mängel nicht verſchweigen, zumal da ſie in der Schrift von Jacob Grimm, deſſen Namen wir mit Rührung und Ehrfurcht nennen, nicht anzutreffen ſind.

Welcher Deutſche fühlte nicht das Glück, ein Deutſcher zu ſeyn? Wo auf der weiten Erde iſt ein Land, wo ſeine innerſte Seele ſich heimiſch fühlen kann, als eben ſein Vaterland? Nicht Neapels ſonnige Herrlichkeit, nicht des Orizabas majeſtätiſche Schönheit erſetzen ihm ſeine Thäler des Harzes, ſeine thüringer Wälder. Des grünen Rheines weinbelaubte Ufer ſind ihm theurer, als des Ganges fabelhafter Strand, als des Orinokos ungeheure Waſſermaſſe. Kein Frühling durchfrühlingt ſo ſehr ſein ganzes Weſen, ſchwellt ſeine Bruſt ſo auf von Lebensſeligkeit, als der Frühling Deutſchlands. Ueberall, wo er auch hinflöhe, fühlt er ſich arm; überall erwartet ihn „geiſtige Verblutung", wie ſich ein neuerer Schriftſteller ſo ſchön ausdrückt. Die glänzendſte Converſation der pariſer Salons erfüllt ſein Herz nicht mit dem ſtillen Hochgefühle, wie der trauliche Austauſch der Gedanken und Empfindungen im Kreiſe ſeiner deutſchen Freunde. Nur in Deutſchland wird er verſtanden; nur in Deutſchland iſt Wiedererkennen ſeines tiefſten Weſens in der Seele des Andern; nur in Deutſchland jene tiefere Liebe, die auch ohne Worte ſich ahnet; nur in

Deutſchland iſt endliche Verſöhnung jedes Lebenszwieſpaltes für ihn möglich. Wer vermag es, die ganze Summe jener Seligkeit zu ſchildern, die man „nicht an den Schuhſohlen mit ſich forttragen kann", und die in dem einen Worte „Deutſchland" liegt?

Und doch iſt eine Saite, die in ſeinem Volke nicht wiedertönt, wenn ſie im eignen Herzen erklingt; ein wunder Fleck, an der ſo mancher Deutſche krank liegt ſein Lebelang; eine Sehnſucht, die nie erfüllt, ein Drang, der nie befriedigt wird. Der Deutſche, dem die Natur jenes Verlangen als Ausnahme bei der Geburt mit in die Wiege legte, er ſtehet Folterqualen aus bis zum Grabe. Ein unſeliger Zwieſpalt iſt in ſeinem Herzen. Bald zieht es ihn mit unendlicher Liebe hin zu ſeinem Volke, bald quillt es über, voll gallenbitterer Verachtung. Vergeblich ſucht er jenen Durſt, jenen „Drang, den er ſeit Knabenjahren verſpürt", aus ſeiner Seele herauszureißen, zu erſticken, zu ertödten. Vergebens lullt er ſie ein, jene Sehnſucht, die nimmer Befriedigung findet in ſeinem Volke; vergeblich reſignirt er wieder und wieder. Der kleinſte Anlaß eines jeden Tages erweckt ſie wieder, wie mit Poſaunenton, aus ihrem Schlummer. Was ein Gott ihm in die Seele gelegt hat, vermag er nicht zu vernichten.

Was iſt es denn, dieſes Zuviel, was er vor der großen Maſſe ſeines Volkes voraus hat? Wie heißt der Mangel, den er vergeblich abzuſtellen ſucht bei ſeinen Landesbrüdern? Wir haben kein Wort, welches mit einem Laute den ganzen Begriff umfaſſe. Nennt es Mangel an Männerſtolz, an individuellem Freiheitsgefühl, an Selbſtgefühl, an Ehrgefühl, an Ritterlichkeit, an natürlichem Rechtsſinn — jedes dieſer Worte bezeichnet Etwas davon, und doch nicht den ganzen Inhalt Deſſen, was wir meinen. Umſonſt würden wir uns auch beſtreben, Denjenigen dieſen Mangel klar zu machen, die daran leiden; nur wer ihn ſelbſt nicht hat, wird uns verſtehen.

Dieſer Mangel eben iſt es, der die Schuld davon trägt, daß nur der höhere Titel und nicht der edlere Charakter in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen anerkannt wird; er iſt es, der uns gleichgültig zuſehen läßt, wenn dem Bruder neben uns Kränkung und Rechtsverletzung widerfährt, der uns ſtumpf macht gegen die Beleidigung, die Geringſchätzung, die darin für uns ſelber liegt. Er iſt die Urſache, daß man keine eigne Ueberzeugung zu haben wagt, ſondern ſich feige ſtets nur an Sitte und Gewohnheit anſchließt und ängſtlich nach allen Seiten umherhorcht, um die Anſicht der Majorität zu erlauſchen und als eigne zu occupiren. Er iſt es — doch wozu alle tauſend rechtlichen und geſelligen Beziehungen aufzählen, in denen er ſich täglich und ſtündlich kund giebt? Er iſt die Krankheit unſerer ganzen neueren Geſchichte, die Urſache der Lethargie, in die wir verſunken ſind.

Wehe Dem, der ſich nicht allmählig an dieſen leeren Raum in dem Charakter ſeines Volkes gewöhnen kann, der es nicht lernt, ein Auge zuzudrücken für die täglichen Verletzungen des Selbſtgefühls! Seine unglückliche Reizbarkeit bereitet ihm immer neue Qualen, und er muß ſie in ſich verſchließen, will er nicht doppelte Kränkung erleiden. Er kann der lebendigen Wechſelwirkung mit ſeinem Volke nicht entſagen, der Baum ſeines Lebens iſt mit tauſend Wurzeln darin verwachſen und doch ärndtet er nur bittere Früchte darauf. Wehe ihm, wenn er in dieſer Beziehung nicht gänzlich reſignirt, wenn er fortfährt, nach Sympathie dafür zu lechzen. Zorn und Galle freſſen innerlich ins Gemüth hinein, immer weiter und weiter, ſie verbittern jede andere Lebensempfindung, machen blind für jede andere Lebensanſchauung, und brechen ſich endlich Luft in excentriſcher Wuth, in Selbſtverbannung aus dem Vaterlande, in unglückſeliger That oder in gänzlichem moraliſchen Indifferentismus. Der unglückliche Börne iſt ein hellleuchtendes, warnendes Beiſpiel erſterer Art. Lange hatte er in

Deutſchland gelebt und alle Qualen des Grimmes und der Schaam in ſich hineingeſchlungen, zu ſtolz, um vor der nicht verſtehenden Menge auch nur anzudeuten, was ihn aufzehrte; mit Witz, mit ſpielendem Humor ſuchte er den Wurm zu beſchwichtigen, der an ſeinem Innerſten nagte. Er galt für einen heitern, lebensfrohen Schriftſteller. Da trat ein äußeres Ereigniß in die Geſchichte der Gegenwart, da glaubte er die Stunde der Erlöſung vom Uebel geſchlagen und ſein wilder Jubel zerriß alle künſtlichen Dämme, mit denen er ſein Herz eingedämmt, und vor der erſtaunten Menge verwandelte ſich plötzlich der äſthetiſche Humoriſt in einen wüthenden Jacobiner. —

Ehe Referent dieſe Betrachtung fortſetzt, erlaubt er ſich, zuvor ſeine Anſicht über deutſche Conſtitutionen und zumal über die hannoverſche Verfaſſung von 1833 mitzutheilen. Er verkennt keineswegs das Streben einer geringen Anzahl von Männern, die ihr Bedürfniß, ſelbſtändig in die Angelegenheiten des Staates einzugreifen, auch der größeren Anzahl ihrer Mitbürger mittheilen wollen. Nur wenn dieſes Bedürfniß allgemeiner wird, kann das ihrige befriedigt werden. Auch iſt Referent der feſten Ueberzeugung, daß ein ſolches Streben zeitgemäß iſt, daß die Zeit gekommen, wo ein allgemeinerer, freier Staatsbürgerſinn in die deutſche Geſchichte ſich hineinzubilden ſucht. In ſo fern alſo, als durch eine neue Verfaſſung der Sinn für bürgerliche Rechte und Selbſtſtändigkeit geweckt wird, hat er nichts gegen ſolche Verfaſſungsverſuche. Er hält das Beginnen: mit der Reformation von unten nach oben auch zugleich umgekehrt die Reformation von oben nach unten anzufangen, keineswegs für ſo unklug-phantaſtiſch, als es von manchen geiſtreichen Männern dargeſtellt wird. Beide Pole ſtehen mit einander in Wechſelwirkung, und es kann der lebendigen Entwickelung von Gemeindeverfaſſungen, die in Deutſchland allerdings die nothwendige Grundlage jedes dereinſtigen,

lebensvollen Staatsgrundgesetzes seyn werden, sicher nicht schaden, wenn man ihnen durch correspondirende Gesetzesversuche von oben herab unter die Arme greift. Beide Principe können sich in ihrem Entwickelungsgange in der Mitte des Weges begegnen. Bei dieser Ansicht aber kann er unmöglich verkennen, daß mit dem Entwurfe einer solchen Constitution doch weiter Nichts gewonnen ist, als ein erster Anfang, ein experimentirender Versuch, der weit davon entfernt ist, schon eine wirkliche Wahrheit zu seyn. Die positiven Bestimmungen der hannoverschen Verfassung von 1833 sind ein zufällig, willkührlich. Die Rechte der Krone und der Unterthanen, wie sie durch verständige Männer berathen und gewogen sind, könnten eben so gut in ganz anderen Proportionen zugeschnitten seyn. Jeder Paragraph könnte anders lauten, ohne daß die Verfassung schlechter darum wäre. Aus dem Herzen des Volkes sind die einzelnen Bestimmungen doch nicht mit Nothwendigkeit erwachsen. Sie bleibt weiter Nichts als ein erster hingeworfener Versuch, der Geschichte zuvorzueilen, ein theoretischer Erziehungsplan, an dem sich die große, unerzogene Masse vorläufig ranken soll, um ihn später allmählig durchs Leben selbst zu gestalten und nach Bedürfniß zu modificiren. Sie ist ein auf gutes Glück gethaner Wurf, um die in Todesschlaf versunkenen staatsbürgerlichen Elemente der großen Masse zu erwecken, elektrisch zu durchzucken, um die lebhaften Rechtsansprüche Weniger in die Seele des Volkes hineinzuschmuggeln und das Ganze mit gleichem Streben zu durchdringen. Sie wird noch unzählige Veränderungen, vielleicht noch manchen Umsturz erleiden müssen, bevor das wirkliche Verhältniß zwischen dem rechtlichen Bedürfnisse Aller klar erkannt und in den Gesetzen ausgesprochen ist, bevor sie sich mit Charakter und Gesinnung verschmolzen hat.

Zu jeder Wahrheit im menschlichen Leben gehören bekanntlich immer zwei Momente, die mit einander zusammenfallen müssen, soll überhaupt von Wahrheit die Rede seyn. Stellt die

vortrefflichſte Religion als objective Lehre hin, ſie bleibt unwahr und todt, kann ſie nicht ſubjectiv durchdrungen, nicht im Gemüthe aufgefaßt und verſtanden werden. Sucht euch aus dem ungeheuren Inhalte der Geſchichte die vortrefflichſten geſetzlichen Beſtimmungen zuſammen, ſammelt es in Paragraphen und ſchreibt „Verfaſſung" darüber; ſo lange ſie vom Volke nicht in succum et sanguinem vertirt, mit Selbſtthätigkeit geſtaltet und verdauet iſt, ſo lange ſie nicht in den feinſten Lymphgefäßen des Charakters lebendig curſirt, ſo lange iſt ſie keine Verfaſſung, ſondern ein Experiment, eine Erfindung. Die engliſche Conſtitution iſt eine Wahrheit; Niemand kann es bezweifeln. Gebt ſie den Feuerländern und Samojeden, und Ihr werdet ſehen, was ſie damit anfangen; laßt ſie dieſelbe durch tauſend Eide beſchwören, und Ihr werdet ſehen, wie ſie dieſelben halten. Doch von dem Eide ſpäter.

Noch hat die Welt keinen Seher erblickt, der das ganze geſetzliche Bedürfniß eines Volkes vorausſehen und vorherbeſtimmen könnte, der ihm von Stufe zu Stufe den Weg vorzeichnete, den es zu gehen hätte. Ohne Selbſtthätigkeit, ohne eigenthümliche Individualiſirung geſtaltet ſich nichts Wirkliches und Lebensvolles auf dieſer Erde. Der Geiſt und der Verſtand Einzelner kann nie den Drath fabriciren, an dem die Lebensbewegungen der Völker nach vorgeſchriebener Regelmäßigkeit wie Marionetten gelenkt werden. Die Verfaſſungen ſind bewußt-unbewußte Producte, natürliche Reſultate des Geſammtlebens, nicht künſtliche Reflexionsſchöpfungen einiger klugen Köpfe.

Oder iſt wirklich Jemand, der da glaubt, daß jene Verfaſſung in der That aus dem Bedürfniſſe und dem Leben des Volkes als nothwendiges Reſultat hervorgegangen ſei? O wie ſchlecht kennt er unſern norddeutſchen Bauer- und Bürgerſtand! Der norddeutſche Bauer kennt kein Recht dem höhern, gebildetern Stand gegenüber. Er kennt nur Vergünſtigungen.

Die Emolumente des Rechtes, ſo weit ſie ſeinen Beutel füllen, ſchätzt er und weiß ſie zu erſtreben. Aber nicht durch das Recht ſelbſt, ſondern durch Beſtechungen, Kriecherei, Liſt. Das ſind ſeine Waffen, andere will er nicht und vermag er nicht zu führen; durch jahrhundertlange rechtliche Bevormundſchaftung iſt ihm jeder Rechtsſinn abgeſtorben. Geiſtige Rechtskränkungen kennt er nicht; ſeine Rechtsſeele liegt im tiefſten Schlafe. Welcher Bauer in Norddeutſchland würde es wagen, nur mit dem Geringſten ſeiner Obrigkeit zu rechten! Und nun vollends mit Miniſtern, mit dem Oberhaupte des Staates! Welcher Bauer hegt nur die phantaſtiſche Idee, mit jenen bevorzugten höhern Weſen, die hochdeutſch ſprechen und lateiniſch verſtehen, auf gleicher ſtaatsrechtlicher Stufe ſtehen zu wollen, um Rechte und Verbindlichkeiten mit ihnen zu verhandeln und zu bedingen, um als ſelbſtſtändiger Menſch über das Wohl des Vaterlandes zu debattiren, um in Beziehung auf Staat und Kirche, auf Hof und Gerichte, Induſtrie und Abgaben, auf Militair und Schule ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen! Ach er hat keine Perſönlichkeit in dieſer Weiſe. In rechtlicher Rückſicht, im Charakter und in der Geſinnung gehört er gar nicht mehr zum deutſchen Volke, wie es ſich entwickelt hat in dem letzten Jahrhundert in Geſchichtsforſchung und religiöſem Sinne, in Philoſophie und Poeſie, in großen und fruchtbringenden Perſönlichkeiten. Er gehört nicht zum deutſchen Volke, er ſoll erſt wieder dazu erhoben werden. In Geiſt, in Sprache, in Geſittung iſt er ſtehen geblieben, verkümmert, verknöchert; er iſt nur abgeſtandenes Phlegma des entflohenen Geiſtes, der vor fünfhundert Jahren exiſtirte. Die Adern ſollen ſich erſt organiſch bilden, durch die ihm friſches, junges, geiſtiges Lebensblut von ſeinem Volke zugeführt werden möge in ſeine abgeſtorbene, verthierte Seele, und eben die Conſtitution iſt einer jener Canäle, jener Trichter möchte ich ſagen, durch den man ihn wieder mit dem beſſeren neueren

Geiſte ſeines Volkes in Verbindung zu ſetzen ſucht. Von ihm geht ſie wahrlich nicht aus, er kommt ihr keinen Schritt entgegen, ſie wird ihm bis zum letzten Zolle ohne ſein Zuthun in den Mund geführt. Ob er ſich an dieſe Koſt gewöhnen wird, ob und wie er ſie mit ſeinem Weſen amalgamiren kann, das wird die Geſchichte zeigen, die wohl nur die Jüngeren von uns noch erleben mögen; im jetzigen Zeitmomente giebt er ſie noch unverdaut wieder von ſich.

Dieſe Anſicht hat ſich in des Referenten Anſchauungsweiſe noch mehr feſtgeſetzt, ſeit er von einer Reiſe durch die hannoverſchen Lande vor Kurzem zurückgekehrt iſt. Abſichtlich ſprach er in mancher Dorfſchenke ein, und leitete das Geſpräch auf die Verfaſſungsfrage; aber er kann ehrlich verſichern, daß er auch nicht ein verſtändiges, von Intereſſe und Selbſtſtändigkeit zeugendes Wort darüber vernommen. Die Meiſten wußten gar nicht, wovon die Rede ſei. Ob Landſtände in Hannover verſammelt ſeyen, welche es wären, die von 1819 oder von 1833, davon wußten nur Wenige Rechenſchaft abzulegen. Einen Förſter fragte Referent, wie der Deputirte der Gegend heiße? Er wußte es nicht. An einzelnen Orten waren allerdings über einzelne Puncte gewiſſe Anſichten zu finden, aber es waren keine ſelbſtſtändige, ſondern durch Autorität gegebene. Einige Bauern ſprachen ſich ſehr zu Gunſten des allerdings vortrefflichen Herrn von Hohnſtedt aus; das ſey der Mann, den man immer wieder wählen müſſe. Auf die Frage, weshalb? ſagten ſie, weil er ein braver Mann ſey, und ſeinen ehemaligen Zins-, Zehn- und Frohnpflichtigen die halbe Ablöſungsſumme erlaſſen habe. Von den obſchwebenden Fragen der Verfaſſung wußten ſie aber ſonſt auch Nichts zu berichten. Andere meinten, man ſolle den König nur gewähren laſſen; er meine es gut und verſtände es am Beſten. Auch beziehe er ſchwere Gelder aus England; die kämen dem Lande zu Gute. Lebhaft jedoch intereſſirte ſich Niemand für irgend eine

Anſichte; ſie ſprachen nur davon wie von fremden Neuigkeiten, bei denen ſie ſelbſt nicht weiter betheiligt ſeyen. Alles athmete den entſchiedenſten Indifferentismus. Ein Schenkwirth, der den ausfragenden Referenten ſchon lange mit pfiffigen Augen angeſehen hatte und der etwas in der Welt herumgekommen zu ſeyn ſchien, flüſterte, indem er mit dem Glaſe anſtieß: „Es lebe Napoleon.“ Die Deutung des Trinkſpruches blieb er ſchuldig, doch ſah man ihm an, daß er etwas unendlich Feines geſagt zu haben glaubte.

Mit dem Bürger verhält es ſich eben nicht anders. Mag ſeyn, daß durch ſchlecht verſtandene Zeitungslectüre einige techniſche Ausdrücke über ſtaatsrechtliche Verhältniſſe in ſeinem Gedächtniſſe ſich angeſetzt haben, daß er Abends im Wirthshauſe über allerlei politiſche Gegenſtände kannegießert, — immer iſt es nur von außen angeflogener Stoff, der ſich mit ſeinem eigentlichen Weſen nicht vermiſcht hat. Der hannoverſche Bürger hat nur zwei Lebensintereſſen, um die ſich ſeine ganze Exiſtenz dreht. Es iſt ſeine Familie und ſein Handwerk, ſein Geſchäft. Darin lebt und webt er; auf dieſe beiden Momente bezieht ſich ſein Streben, ſein Leiden und ſeine Freude, ſein Sorgen und ſein Thun. Der höhere oder geringere Grad von ſtaatsbürgerlichen Rechten, den ihm eine Verfaſſung zuerkannt, hat wenig Einfluß auf ſeine Zufriedenheit; eine ſelbſtſtändigere Stellung iſt ihm keineswegs Bedingung zum Lebensgenuſſe. Mag er ſich Sonntags beim Glaſe pro oder contra in Eifer ſprechen und erhitzen, die Grundbedingungen ſeines Daſeyns werden durch ein plus oder minus von Rechten nicht im Mindeſten berührt. Eine willkührliche Behandlung von oben herab dringt nicht bis zu ſeinem Herzen; er iſt ſeit Jahrhunderten daran gewöhnt. Die Geſetzgebung könnte in dieſer Beziehung jegliche Procedur mit ihm vornehmen, ohne daß er es eben bemerken würde, wenn nicht Autoritäten aus dem gelehrten Stande ihn darauf aufmerkſam machten, und

ihm beliebige Stimmungen oder Parteiansichten mittheilten. Wenn es hoch kommt, so nehmen einzelne Gegenstände der städtischen Regierung seine Theilnahme in Anspruch, Zunftgesetze, Gemeindeeigenthum ꝛc.; aus diesem engern Kreise schweift seine Sehnsucht aber nicht heraus.

Aber die Gebildeten, wird man sagen, der Stand, der Universitäten besucht, der Geschichte und Politik studirt hat, dieser Stand, der die eigentliche Blüthe, der Kern des Volkes ist, den man die Nation selbst nennen könnte, dem ist freies Staatsbürgerthum doch nothwendige Lebensbedingung, aus seinem Schooße ist jene Verfassung doch als nothwendiges Bedürfniß entsprungen? Mag es seyn, daß die untern Classen der Gesellschaft erst zu freiem Rechtssinn emporgehoben werden müssen, daß ihre Gesinnung wenig betheiligt war bei jener Umgestaltung der Verhältnisse — eine geistige Aristokratie ist in jedem Volke vorhanden und kann nur allmählig sich ausdehnen und die Menge durchdringen — die gebildete Classe, dieses eigentliche Lebensprincip des Volkes, wie es jetzt ist, die sorgsam und umsichtig das Staatsgrundgesetz von 1833 berathen hat, die jedem Paragraphen desselben mit Theilnahme gefolgt ist — dieser war die Verfassung doch eine Wahrheit, ein natürliches, organisches Lebensproduct?

Die Erfahrung hat wohl das Gegentheil gezeigt, aber auch bevor dieses geschehen, hat Referent nie daran geglaubt. Man wähne doch nicht, daß eine größere Masse von Kenntnissen auch eine größere Summe von innerer Wahrheit, einen bedeutendern Grad von wirklicher Ueberzeugung und Charakter erschaffen müsse. Die Intelligenz erhebt den Menschen freilich zu höhern Lebensansichten, sie reinigt und veredelt ihn, wenn er im Stande ist, das äußere Resultat auch zum innern Resultate zu machen, wenn er es selbstthätig sich einverleiben, gleichsam verdauen kann. Aber im entgegengesetzten Falle sind alle Kenntnisse ohne Werth, bedeutungslos, todt für Gesinnung und Cha-

rakter. Ein jeder Menſch hat ein gewiſſes Maaß von geiſtigen Verdauungskräften mit zur Welt gebracht, was er nicht überſchreiten darf, ſoll er ſich anders nicht überfüllen und ſelbſt die ihm gewordenen Kräfte gänzlich zerſtören. Wer mehr lernt, als er in succum et sanguinem vertiren kann, der begeht einen geiſtigen Selbſtmord, er ruinirt die Ueberzeugungskraft, deren er fähig war, er vergiftet ſein ſubjectives Wahrheitsvermögen, das er etwa noch beſitzt, und Alles geſtaltet ſich bei ihm fortan zur Lüge. Jede Selbſtprüfung, jedes innere Leben hört auf; nur ein Schwall von todten Worten bleibt zurück. Wir werden auf dieſen Gegenſtand ausführlicher zurückkommen bei Gelegenheit der vortrefflichen Worte Dahlmanns und Grimms über das Benehmen der göttinger Profeſſoren. Hier alſo nur unſere Anſicht, daß der bei weitem größere Theil der ſogenannten Gebildeten Norddeutſchlands in den meiſten innern Lebensbeziehungen weder einer Ueberzeugung noch einer wirklichen Sehnſucht, eines Bedürfniſſes fähig, ſondern daß ſein ganzes moraliſches Seyn auf äußere Sitte und Gewohnheit, auf angelernte Anſichten und Majoritätsbuhlſchaft gegründet iſt. Wir geben gern zu, daß faſt Alle, die das Staatsgrundgeſetz von 1833 beſchworen haben, ohne abſichtliche Heuchelei dabei verfahren ſind. Die Mode brachte es damals mit ſich, liberal zu ſeyn; man hatte jede Autorität für ſich, und die Mode iſt für jene große verächtliche Claſſe, an der Deutſchland ſchwer leidet und darniederliegt, allein moraliſches Geſetz. Wir glauben ſelbſt, daß die Meiſten unter der Regierung des „guten Königs Wilhelm“ ſich ſelbſt für aufrichtige Freunde der Verfaſſung hielten; ſo weit ſie überhaupt aufrichtig ſeyn konnten, mögen ſie es geweſen ſeyn. Aber zwiſchen der leeren Phraſe, der gebräuchlichen Redensart, der flachen Selbſttäuſchung und zwiſchen der wahrhaften Ueberzeugung, die feſt in Geſinnung und Charakter wurzelt — zwiſchen der leichtfertigen, willkührlichen Annahme und der moraliſchen Nothwendig-

keit — zwiſchen der Sprache, die nur leere Form, und zwiſchen der, die Ausdruck des lebendigen Geiſtes — iſt ein ungeheurer Unterſchied, der eben wieder bei dieſer Gelegenheit in grellſter, ſchneidendſter Beleuchtung ans Licht getreten iſt. Der größere Theil jener Claſſe beſchwor die Verfaſſung ohne Selbſtprüfung, ohne ſich die Conſequenzen innerlich vorzuführen, die jener Schwur mit ſich führen könne, mit ſich führen müſſe. Wer vermöge innerlicher Untüchtigkeit keine ſelbſtſtändige Ueberzeugung haben kann, ſollte auch kein Verſprechen darauf leiſten. Aber freilich kann nur Der ſolche gewiſſenhafte Betrachtung über ſich ſelbſt anſtellen, der Gewiſſen hat und einer Ueberzeugung fähig iſt. Zu einem eignen Gewiſſen gehört Selbſtgefühl, Männerſtolz. Weſſen Anſicht bewußtlos dem Tagsgeſchrei der Majorität, der momentanen Macht folgt, in dem lebt wahrlich noch kein Bedürfniß nach feſt beſtimmten, abgewogenen Rechten, nach freiem Staatsbürgerthume, nach einer Conſtitution. Die Pflanze, auf ſolchen dürren, unfruchtbaren Boden verſetzt, kränkelt und ſtirbt ab, bevor ſie Wurzel geſchlagen.

Bleibt nun noch übrig der Adel. Wenn er auch mehr wie die andern Claſſen der Geſellſchaft Rechte für ſich zu erſtreben und zu behaupten weiß, ſo war die Verfaſſung von 1833 doch nicht ſeinem Wunſche und ſeinem Bedürfniſſe gemäß. Sein factiſcher Einfluß konnte dadurch nur verringert werden. Entſchloſſenheit und reizbares Ehrgefühl, wenn es ſich um Eingriffe in ſeinen Vortheil und ſeine perſönliche Stellung handelt, kann ihm weniger abgeſprochen werden, als den andern Bewohnern Norddeutſchlands. Er iſt noch eingedenk jener Blüthezeit, als er allein Alles in ſich faßte, was ſchön und herrlich war in Deutſchland, als nur er damit gemeint war, wenn man von Deutſchland redete, als alle äußere Macht und alle innere Poeſie ſich in ihm concentrirte. Allein ſein damaliger gerechter Stolz hat ſich in Arroganz umgewandelt.

Ihn belebt nicht jener Rechtssinn, der sich gedemüthigt fühlt, wenn sein Bruder, der die Feder, den Hammer, den Pflug führt, geistig und rechtlich unter ihm steht. Er will nicht blos Rechte, er will Vorrechte. Er sucht das übrige Volk nicht zu sich heraufzuheben, sondern niederzuhalten. Er nimmt eine geistige Aristokratie in Anspruch, die er längst verloren hat. Er hat keine Ahnung von jenem schönern Selbstgefühl, was in Seligkeit aufblüht durch Sympathie aller Mitglieder des eignen Volkes. Er hat kein Vaterland; seine Kaste ist sein Vaterland. Für seine Gesinnung — Referent statuirt mannichfache und glänzende Ausnahmen — konnte die Constitution nicht Bedürfniß seyn; sobald sie eine Wahrheit wurde, mußte sie seine herzlosen, egoistischen Prätensionen überflügeln.

Der Adel in Hannover — es ließen sich viele schwere, bittre Vorwürfe gegen ihn erheben, wenn das weiter hieher gehörte — der Adel hegt Geringschätzung gegen das übrige Volk; er verachtet es. Mag diese Verachtung in mancher Beziehung nicht ohne Grund seyn, so trifft ihn doch der harte Vorwurf, daß ihm diese Verächtlichkeit willkommen ist, daß er sie zu vergrößern strebt; er haßt, er hemmt die Schwungkraft des Volkscharakters, um hochmüthig noch ferner gewohnter Weise verachten zu können. — Der Adel hat seine Ritterlichkeit eingebüßt, er schnappt nach Geld, nach lukrativen Stellen, und bedient sich nicht immer ritterlicher Mittel zu deren Erlangung. — Er sondert sich ab von der übrigen Gesellschaft und wähnt über dem Niveau der geistigen Bildung zu stehen; er hüte sich, daß er nicht darunter sinke. Durch hochmüthige Absonderung von der geistig-strebenden Classe schreitet man nicht vorwärts. Wir schaudern vor dem verhärteten Gemüthe der Väter, die absichtlich früh schon in ihren Söhnen alle edlere Humanität und Vaterlandsliebe ersticken, und ihnen absichtlich eine liebloſe Erziehung zu geben trachten. Es ließe sich viel darüber sagen, doch, wie gesagt, es gehört nicht hieher. Genug die Ansicht,

daß der größere Theil des Adels ebenfalls nicht der Boden war, dem die Verfaſſung von 1833 entkeimte.

Haben wir nun auf dieſe Weiſe geſehen, wie unendlich wenig Elemente des Volkes ſich bis jetzt mit jener Verfaſſung amalgamirt hatten, ſo iſt es doch unſere feſte Ueberzeugung, daß ein Streben nach naturgemäßer Verfaſſung vorhanden iſt. Es iſt der Geiſt der Zeit, die durch Wiſſenſchaft und Theorie gewonnenen Reſultate über Staatsrecht und Politik ins Leben einzuführen. Vor dreißig Jahren wäre unſere Betrachtung wohl noch ungünſtiger ausgefallen. Allein bis jene todten Reſultate lebendig werden im Volke, bis der Charakter des Volkes ſich organiſch umbildet und das objective Bedürfniß zum ſubjectiven erhebt, dazu gehört Zeit, innere Erfahrung; dazu bedarf es des Lebens, nicht allein der todten Regel, des geſchriebenen Geſetzes. So leicht und willkührlich läßt ſich die Seele des Menſchen nicht formen, ſolche Sprünge ſind Unmöglichkeiten in der Geſchichte.

Schauet Euch um in der Geſchichte! Welche Verfaſſung chriſtlicher Staaten iſt im Nu gegründet, ohne Kampf, ohne Erregung der heftigſten Leidenſchaften, die alle Elemente des Volkes bewegten, jeden Einzelnen durchzuckten, ihn zum Nachdenken, zur Theilnahme zwangen? Welche Verfaſſung iſt lebendig geworden, ohne jenes chaotiſche Aufrühren aller Kräfte, die erſt alle durcheinandergähren, ſich mit einander meſſen mußten, ehe ſich die Anſprüche gegen einander ausglichen, ehe die naturgemäßen Verhältniſſe ſich ergaben, ehe aus tauſend verſchiedenen Individualitäten ein gemeinſchaftliches Ganzes, ein einiges, klares Reſultat entſtand? Bevor das dunkle Bedürfniß ſich in feſte Geſetze verkörperte! Der Geiſt der engliſchen Verfaſſung durchdringt das Volk vom Scheitel bis zur Zehe, er hüpft durch alle Adern dieſes lebendigen Organismus, aber eine Jahrhunderte lange Bluttaufe iſt zuvor über ihrem Haupte ausgeſtrömt, und in Deutſchland ſollte die Verſtandes-

Ausgeburt einiger Weniger gleich ohne weitere Vorbereitung ſich mit der innerſten Natur des Volkes vermählen? Hält man die Conſtitution für ein mechaniſches Uhrwerk, was von ſelbſt geht? In Deutſchland, zumal in Norddeutſchland, wo die tauſendfachſten Abſtufungen der Bildung ſich vorfinden, von der viehiſchen Beſtialität bis zur höchſten Humanität hinauf, da glaubt man ſo ſchnell die Regel machen zu können, die Alle unter ein naturgemäßes Geſetz bringen werde? In Deutſchland, wo Alles noch Keim, Nichts Entwickelung iſt, wo auch der ſchärfſte Seher noch keine klare Geſtalt erſchauen kann? Alſo zuvor Kampf aller Intereſſen, aller Individuen, Kampf aller Vorurtheile, aller Ueberzeugungen unter einander; Aufwand aller Kräfte von allen Seiten bis zur Erſchöpfung, lebendiges Ringen aller Elemente, bevor eine bleibende hannoverſche Verfaſſung möglich iſt, bevor ſie zur Wahrheit werden kann. Die milderen Sitten und Anſichten des Jahrhunderts und deutſchen Volkes werden dieſen Kampf unblutig machen, dennoch aber wird Jeder für ſeine Ueberzeugung die ganze Summe ſeiner Geiſteskraft, ſeine Stellung, ſeinen Ruf dafür einſetzen müſſen. Nur per aspera ad astra.

Mag Se. Majeſtät, der König Ernſt Auguſt, es beabſichtigt haben oder nicht, er hat jedenfalls zur Beförderung eines dereinſtigen wirklich conſtitutionellen Sinnes durch Aufhebung jener Verfaſſung mehr gethan, als er durch alle Hinzufügungen und Geſetze hätte thun können. Er hielt die Verfaſſung für keine Wahrheit, er glaubte nicht an das Staatsbürgerthum der Hannoveraner, er legte es auf den Probirſtein des Lebens und der That, und ſiehe, es hat nicht Probe gehalten. Mit dieſem Schritte zerſtreute er wie mit einem Donnerſchlage die Nebel der Illuſion, der Phantaſterei, der ſelbſtgefälligen, unbegründeten Einbildung. Wie ein Sturmwind warf er das ganze gebrechliche Gebäude um, und zeigte vor Aller Augen, daß es auf Sand gebaut war. Er zerſtörte die Lüge, er that den

erſten Schritt zur Wahrheit. Er zeigte den Hannoveranern, was er von ihnen hielte, von ihrem Rechts- und Bürgerſinne, er zeigte ihnen, wie ſie in dieſer Beziehung noch gar Nichts wären, er führte ſie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt, zur Selbſtprüfung, zur Zerknirſchung; er lehrte ſie, daß mehr zu einer Verfaſſung gehöre als Feder und Dinte, daß dazu Ehrlichkeit und Charakter erforderlich ſey.

Und in dieſer Hinſicht ſind auch die beiden Schriften Jacob Grimms und Dahlmanns ein großes, Epoche machendes Ereigniß, nicht allein für Hannover, ſondern für ganz Deutſchland. Sie haben den hingeworfenen Handſchuh aufgenommen ohne Scheu, ohne zu zögern. Sie haben zuerſt den Kampf begonnen und ſie haben ihn würdig begonnen. Ein Beiſpiel haben ſie aufgeſtellt für ganz Deutſchland, wodurch ſie alle jene oben erwähnten auf Sympathie deſignirenden Unglücklichen mit neuem Jubel und Vertrauen durchdrungen. Sie haben die Spreu von dem Waizen geſondert; ſie haben die Erbärmlichkeit und die Feigheit aufgedeckt in ihrer ganzen Blöße, ſie mit ſelbſtvernichtender Schaam erfüllt. Wo lebt der Stumpfſinnige in Deutſchland, der ſich durch ihre Worte nicht zerſchmettert oder erhoben gefühlt hätte! Sie haben ihren Wirkungskreis nicht eingebüßt, ſie haben ihn erweitert; ſie ſind Lehrer, Charakterbilder der geſammten deutſchen Jugend, des geſammten deutſchen Volkes geworden. Mit Poſaunentone haben ſie die ſchlafenden Gewiſſen aus ihrem Todtenſchlummer emporgeſchreckt. Gleichviel, ob Gegner oder Freund, alle müſſen ſie als deutſche, wackere Männer anerkennen, und vom Hochgefühle durchdrungen ſeyn, daß ſie mit ihnen „Söhne eines Vaterlandes" ſind. Und ſelbſt der König Auguſt, wen mag er mehr achten, die Grimms und Dahlmanns, oder die Leiſts und Scheeles? Ganz Deutſchland muß es anerkennen, daß jene es ſind, die die deutſche Ehre im In- und Auslande wenigſtens theilweiſe gerettet haben. Der Fall der Verfaſſung wiegt ſo-

derleicht gegen ſolche Manifeſtationen tüchtiger Geſinnungen. Zwei ſolche Lebensſchriften ſind beſſer als tauſend papierne Verfaſſungen.

In England und in Frankreich iſt ein ſolches geſetzliches Auftreten gegen Regierungsmaßregeln, die man nicht für verfaſſungsmäßig hält, etwas Gewöhnliches; ein ſo ungewöhnliches Aufſehen, wie die Proteſtation der ſieben Profeſſoren in Deutſchland gemacht hat, wird dort durch ähnliche Schritte nicht hervorgebracht. Es verſteht ſich dort von ſelbſt; man findet Nichts natürlicher. Das Ausland wird daher wohl nicht leicht die Kühnheit jener ſieben Männer zu würdigen wiſſen. Allein es möge den Unterſchied der Gefahr wohl erwägen, die ihre Oppoſitionsmänner und die die unſerigen laufen. In Frankreich und England iſt eine organiſirte Oppoſition; der Mann, der ſich aus ihr erhebt zum Kampfe gegen die Regierung, iſt des Beiſtandes, der Theilnahme, der Anerkennung eines großen Theiles der Nation gewiß; ja ſelbſt die Gegenpartei verſagt ihm ihre Hülfe nicht, ſollte Ungeſetzliches gegen ihn unternommen werden. Er ſteht da, wie ein Soldat in geſchloſſener Linie; er ſcheut den heranrückenden Feind nicht, weil er weiß, daß er nicht allein ſteht, daß ihm Flanke und Rücken gedeckt ſind durch gleichgeſinnte, wohlexercirte Gefährten und durch die ſchweren Batterien des Geſetzes; ſo lange er ſelbſt jene nicht verläßt und dieſe gegen ſich richtet, iſt er ſich gemeinſchaftlicher Kraft bewußt.

Aber in Deutſchland iſt es anders. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen. Rückt der Feind an, ſo muß jener fürchten, daß Alle um ihn herum links und rechts wie eine undisciplinirte Heerde weglaufen, daß er allein daſtehen wird. So hat er ſelbſt nur die Wahl zwiſchen Flucht oder ſicherer Aufopferung. In Deutſchland iſt der kühne Oppoſitionsmann ſtets freiwilliger Märtyrer.

Es mag ſeyn, daß jene Sieben bei ihrer Proteſtation vielleicht dunkel an einen ſolchen gemeinſchaftlichen Widerſtand gedacht haben, wie er in England ſtatt findet. Sie glaubten durch ihr Beiſpiel vielleicht ſämmtlichen Behörden einen Impuls zu geben, und in ihrer Gemeinſchaft eine undurchdringliche Phalanx zu bilden, einen geſetzlichen Sieg zu erfechten. Als ſie ſich aber in ihrer Erwartung getäuſcht, als ſie ſich gänzlich und total geſchlagen ſahen, da konnten ſie ſich über ihre Stellung nicht mehr täuſchen. Daß ſie nun aber in Bewußtſein ihrer Verlaſſenheit (auch Gervinus und Ewald ſind mit geharniſchten Schriften aufgetreten, die uns aber noch nicht zu Geſicht gekommen ſind) den Muth nicht ſinken ließen, daß ſie in dem erkannten Märtyrerthum freiwillig und freudig beharrten und ſich eben dadurch zu höherm Schwunge, zu rückſichtsloſerm Kampfe angefeuert fühlten: das iſt ſchön und begeiſternd, das ſoll das Ausland ja mit in Rechnung bringen.

Zweiter Artikel.

Wir haben im vorhergehenden Artikel bemerkt, daß wir einige Ausſtellungen an Dahlmanns Schrift zu machen hätten; unbeſchadet unſerer hohen Achtung für den kräftigen Mann, erlauben wir uns, ſie hier anzuführen.

Dahlmann ſucht ſich vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß er ein Freund von revolutionairen Bewegungen ſey, und daß ſeine Proteſtation demagogiſche Motive gehabt habe. Er hatte das kaum nöthig; ſeine Anſichten, ſein ganzes Leben widerſprachen dieſer Anſchuldigung, die ſelbſt wohl ſchwerlich von Denjenigen geglaubt worden iſt, von denen dieſelbe ausgegangen. Er will beweiſen, daß er nie nach einer heuchleriſchen Popularität geſtrebt, nie um die Gunſt der großen Maſſe gebuhlt habe. Und in der That, wenn ihm auch die Meinung ſeines Volkes ſicher nicht gleichgültig iſt, wie ſie das einem Manne

nie ſein kann, der öffentlich mit Wort und That zu ſeinem Volke ſpricht, ſo ſteht ſeine Perſönlichkeit in dieſer Beziehung gewiß ſo blank und rein da, daß auch nicht ein Stäubchen Schmutz auf ſeinem Namen haftet.

Um zu dieſem ſeinem Zwecke zu gelangen, führt er die bis jetzt noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangte Thatſache an, daß er bei Gelegenheit der im Jahre 1831 ſtattfindenden revolutionairen Bewegung in Göttingen der einzige Mann im ganzen göttinger Senate geweſen ſey, der ſich derſelben direct und feſt habe entgegenſtellen gewollt, bei welcher Gelegenheit denn auch wiederum kein ſehr glänzendes Licht auf den Heldenmuth und die Redlichkeit der göttinger Profeſſoren fällt. Es iſt dieſes übrigens allerdings ein ſehr ausgezeichnetes Beiſpiel von Feſtigkeit der Grundſätze und Entſchiedenheit der Geſinnung, denn jene Zeit war wohl geeignet, auch tüchtige Männer zu verwirren und ſchwankend zu machen über Das, was zu thun ſey.

Weiter beruft er ſich auf ſein Wirken und ſein Benehmen während der Berathungen des Staatsgrundgeſetzes; er habe auch dort „keine Beweiſe einer Geſinnung gegeben, welche die Gewiſſenhaftigkeit zum Deckmantel des Ehrgeizes nähme, wie ſich die Hannoverſche Zeitung über ihn und über die redlichen Genoſſen ſeiner Schritte, die ſie anzuſchwärzen Befehl hätte, ausſpräche.“

Als in der zweiten Kammer das Schickſal der göttinger politiſchen Gefangenen von jenem Aufſtande zur Frage gekommen ſey, habe er ſich als Göttinger wohl der Rede entſchuldigt halten können, allein als einige Redner der Kammer jene Anſtifter unbedachter Weiſe als Patrioten und Märtyrer für die Freiheit bezeichnet hätten, da habe er ſich erhoben und ohne Weiteres in Worten geſprochen, die gar Vielen damals mißfallen, die aber nichtsdeſtoweniger ſein Glaubensbekenntniß ſeyen. Er führt dieſe Worte an, und wir heben ſie ebenfalls aus:

„Niemand kann aufrichtiger wünſchen als ich, daß die Männer, welche ſich in den oſteroder und göttinger Aufſtand

erſten Schritt zur Wahrheit. Er zeigte den Hannoveranern, was er von ihnen hielte, von ihrem Rechts- und Bürgerſinne, er zeigte ihnen, wie ſie in dieſer Beziehung noch gar Nichts wären, er führte ſie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt, zur Selbſtprüfung, zur Zerknirſchung; er lehrte ſie, daß mehr zu einer Verfaſſung gehöre als Feder und Dinte, daß dazu Ehrlichkeit und Charakter erforderlich ſey.

Und in dieſer Hinſicht ſind auch die beiden Schriften Jacob Grimms und Dahlmanns ein großes, Epoche machendes Ereigniß, nicht allein für Hannover, ſondern für ganz Deutſchland. Sie haben den hingeworfenen Handſchuh aufgenommen ohne Scheu, ohne zu zögern. Sie haben zuerſt den Kampf begonnen und ſie haben ihn würdig begonnen. Ein Beiſpiel haben ſie aufgeſtellt für ganz Deutſchland, wodurch ſie alle jene oben erwähnten auf Sympathie deſignirenden Unglücklichen mit neuem Jubel und Vertrauen durchdrungen. Sie haben die Spreu von dem Waizen geſondert; ſie haben die Erbärmlichkeit und die Feigheit aufgedeckt in ihrer ganzen Blöße, ſie mit ſelbſtvernichtender Schaam erfüllt. Wo lebt der Stumpfſinnige in Deutſchland, der ſich durch ihre Worte nicht zerſchmettert oder erhoben gefühlt hätte! Sie haben ihren Wirkungskreis nicht eingebüßt, ſie haben ihn erweitert; ſie ſind Lehrer, Charakterbilder der geſammten deutſchen Jugend, des geſammten deutſchen Volkes geworden. Mit Poſaunentone haben ſie die ſchlafenden Gewiſſen aus ihrem Todtenſchlummer emporgeſchreckt. Gleichviel, ob Gegner oder Freund, alle müſſen ſie als deutſche, wackere Männer anerkennen, und vom Hochgefühle durchdrungen ſeyn, daß ſie mit ihnen „Söhne eines Vaterlandes“ ſind. Und ſelbſt der König Auguſt, wen mag er mehr achten, die Grimms und Dahlmanns, oder die Leiſts und Scheeles? Ganz Deutſchland muß es anerkennen, daß jene es ſind, die die deutſche Ehre im In- und Auslande wenigſtens theilweiſe gerettet haben. Der Fall der Verfaſſung wiegt ſo

derleicht gegen ſolche Manifeſtationen tüchtiger Geſinnungen. Zwei ſolche Lebensſchriften ſind beſſer als tauſend papierne Verfaſſungen.

In England und in Frankreich iſt ein ſolches geſetzliches Auftreten gegen Regierungsmaßregeln, die man nicht für verfaſſungsmäßig hält, etwas Gewöhnliches; ein ſo ungewöhnliches Aufſehen, wie die Proteſtation der ſieben Profeſſoren in Deutſchland gemacht hat, wird dort durch ähnliche Schritte nicht hervorgebracht. Es verſteht ſich dort von ſelbſt; man findet Nichts natürlicher. Das Ausland wird daher wohl nicht leicht die Kühnheit jener ſieben Männer zu würdigen wiſſen. Allein es möge den Unterſchied der Gefahr wohl erwägen, die ihre Oppoſitionsmänner und die die unſerigen laufen. In Frankreich und England iſt eine organiſirte Oppoſition; der Mann, der ſich aus ihr erhebt zum Kampfe gegen die Regierung, iſt des Beiſtandes, der Theilnahme, der Anerkennung eines großen Theiles der Nation gewiß; ja ſelbſt die Gegenpartei verſagt ihm ihre Hülfe nicht, ſollte Ungeſetzliches gegen ihn unternommen werden. Er ſteht da, wie ein Soldat in geſchloſſener Linie; er ſcheut den heranrückenden Feind nicht, weil er weiß, daß er nicht allein ſteht, daß ihm Flanke und Rücken gedeckt ſind durch gleichgeſinnte, wohlexercirte Gefährten und durch die ſchweren Batterien des Geſetzes; ſo lange er ſelbſt jene nicht verläßt und dieſe gegen ſich richtet, iſt er ſich gemeinſchaftlicher Kraft bewußt.

Aber in Deutſchland iſt es anders. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen. Rückt der Feind an, ſo muß jener fürchten, daß Alle um ihn herum links und rechts wie eine undisciplinirte Heerde weglaufen, daß er allein daſtehen wird. So hat er ſelbſt nur die Wahl zwiſchen Flucht oder ſicherer Aufopferung. In Deutſchland iſt der kühne Oppoſitionsmann ſtets freiwilliger Märtyrer.

Es mag ſeyn, daß jene Sieben bei ihrer Proteſtation vielleicht dunkel an einen ſolchen gemeinſchaftlichen Widerſtand gedacht haben, wie er in England ſtatt findet. Sie glaubten durch ihr Beiſpiel vielleicht ſämmtlichen Behörden einen Impuls zu geben, und in ihrer Gemeinſchaft eine undurchdringliche Phalanx zu bilden, einen geſetzlichen Sieg zu erfechten. Als ſie ſich aber in ihrer Erwartung getäuſcht, als ſie ſich gänzlich und total geſchlagen ſahen, da konnten ſie ſich über ihre Stellung nicht mehr täuſchen. Daß ſie nun aber in Bewußtſein ihrer Verlaſſenheit (auch Gervinus und Ewald ſind mit geharniſchten Schriften aufgetreten, die uns aber noch nicht zu Geſicht gekommen ſind) den Muth nicht ſinken ließen, daß ſie in dem erkannten Märtyrerthum freiwillig und freudig beharrten und ſich eben dadurch zu höherm Schwunge, zu rückſichtsloſerm Kampfe angefeuert fühlten: das iſt ſchön und begeiſternd, das ſoll das Ausland ja mit in Rechnung bringen.

Zweiter Artikel.

Wir haben im vorhergehenden Artikel bemerkt, daß wir einige Ausſtellungen an Dahlmanns Schrift zu machen hätten; unbeſchadet unſerer hohen Achtung für den kräftigen Mann, erlauben wir uns, ſie hier anzuführen.

Dahlmann ſucht ſich vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß er ein Freund von revolutionairen Bewegungen ſey, und daß ſeine Proteſtation demagogiſche Motive gehabt habe. Er hatte das kaum nöthig; ſeine Anſichten, ſein ganzes Leben widerſprachen dieſer Anſchuldigung, die ſelbſt wohl ſchwerlich von Denjenigen geglaubt worden iſt, von denen dieſelbe ausgegangen. Er will beweiſen, daß er nie nach einer heuchleriſchen Popularität geſtrebt, nie um die Gunſt der großen Maſſe gebuhlt habe. Und in der That, wenn ihm auch die Meinung ſeines Volkes ſicher nicht gleichgültig iſt, wie ſie das einem Manne

nie ſein kann, der öffentlich mit Wort und That zu ſeinem Volke ſpricht, ſo ſteht ſeine Perſönlichkeit in dieſer Beziehung gewiß ſo blank und rein da, daß auch nicht ein Stäubchen Schmutz auf ſeinem Namen haftet.

Um zu dieſem ſeinem Zwecke zu gelangen, führt er die bis jetzt noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangte Thatſache an, daß er bei Gelegenheit der im Jahre 1831 ſtattfindenden revolutionairen Bewegung in Göttingen der einzige Mann im ganzen göttinger Senate geweſen ſey, der ſich derſelben direct und feſt habe entgegenſtellen gewollt, bei welcher Gelegenheit denn auch wiederum kein ſehr glänzendes Licht auf den Heldenmuth und die Redlichkeit der göttinger Profeſſoren fällt. Es iſt dieſes übrigens allerdings ein ſehr ausgezeichnetes Beiſpiel von Feſtigkeit der Grundſätze und Entſchiedenheit der Geſinnung, denn jene Zeit war wohl geeignet, auch tüchtige Männer zu verwirren und ſchwankend zu machen über Das, was zu thun ſey.

Weiter beruft er ſich auf ſein Wirken und ſein Benehmen während der Berathungen des Staatsgrundgeſetzes; er habe auch dort „keine Beweiſe einer Geſinnung gegeben, welche die Gewiſſenhaftigkeit zum Deckmantel des Ehrgeizes nähme, wie ſich die Hannoverſche Zeitung über ihn und über die redlichen Genoſſen ſeiner Schritte, die ſie anzuſchwärzen Befehl hätte, ausſpräche.“

Als in der zweiten Kammer das Schickſal der göttinger politiſchen Gefangenen von jenem Aufſtande zur Frage gekommen ſey, habe er ſich als Göttinger wohl der Rede entſchuldigt halten können, allein als einige Redner der Kammer jene Anſtifter unbedachter Weiſe als Patrioten und Märtyrer für die Freiheit bezeichnet hätten, da habe er ſich erhoben und ohne Weiteres in Worten geſprochen, die gar Vielen damals mißfallen, die aber nichtsdeſtoweniger ſein Glaubensbekenntniß ſeyen. Er führt dieſe Worte an, und wir heben ſie ebenfalls aus:

„Niemand kann aufrichtiger wünſchen als ich, daß die Männer, welche ſich in den oſteroder und göttinger Aufſtand

verwickelt haben, Gelegenheit haben, dem Gemeinweſen wieder gut zu machen, was ſie dem Gemeinweſen verſchuldeten; ich kann mich nicht unempfindlich gegen freiheitliche Beſtrebungen nennen, und begreife auch wohl, wie die Juli-Revolution mit verführeriſcher Kraft hat über die rechten Schranken hinausreißen können; außerdem möchte ich als Menſch nicht Anklagen häufen gegen ſehr unglückliche Menſchen; als Göttinger nicht gegen meine Stadtgenoſſen."

„Allein ich habe den Vorgang aus der nächſten Nähe betrachtet, und in eine Bewunderung deſſelben möchte ich auf keinen Fall einſtimmen."

„Auflehnung gegen Alles, was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt; Verführung der ſtudirenden Jugend zu einem Vergehen, deſſen Bedeutung in dieſem Lebensalter ſchwerer noch erkannt wird; Verſuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entſetzung der geſetzlichen Obrigkeit, Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintanſetzung der beſchworenen Treue; — das ſind keine bewundernswerthe Erſcheinungen, keine Erſcheinungen und Thaten, die es ſich geziemt, dieſer hochgeſtellten und geſetzlichen Verſammlung anzupreiſen, einer Verſammlung, welche einen ſo wichtigen Antheil an der Geſetzgebung dieſes Landes beſitzt."

„Würden wir aber angewieſen, dieſe Vorgänge jedenfalls als nothwendige Mittel zum guten Zweck gelten zu laſſen, ſo heißt das ſchon an ſich ſelbſt einen gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühmt ſich Jedermann; der Abſolutiſt thut es wie der Liberale; jener von der Ordnung, dieſer von der Freiheit ausgehend; eben darum ſoll man die Menſchen nicht nach ihren geprieſenen guten Zwecken, man ſoll ſie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, das heißt, einerlei, durch welche Mittel er ſich verwirkliche, giebt es nicht."

„Darin widerſpreche ich durchaus der in den Petitionen ſo häufig wiederholten Behauptung, unſere Ausſicht auf beſſere Staatszuſtände rühre daher, daß dieſer Aufſtand unternommen iſt; ich behaupte, ſie rührt daher, daß dieſer Aufſtand mißlungen iſt. Wenn dieſer Aufſtand eine wohlthätige Erſchütterung in unſerm Staatskörper hinterlaſſen hat (dem mag ſo ſeyn und die Zukunft mag darüber richten), ſo danken wir jede wirkliche wohlthätige Folge allein der Treue, welche die Empörung in die Schranken des Geſetzes zurückwies."

„Denn was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt daß kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung; ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des läſtigen Vorurtheils des Zweikammerſyſtems; die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie; die freieſte Vertretung und die Umwandlung aller Geſetze; — mit einem Worte, im vollſten Sinne die beliebte Abſchaffung aller Gebräuche, und beſonders des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter. Das Band des Gehorſams iſt leicht, faſt in einem Augenblicke, gelöſt, aber ehe es wieder geſchlungen wird, vergehen lange, blutbefleckte Menſchenalter. Ein Meiſter in Revolutionen ſagt es ſelbſt, „den Tiger loszulaſſen wiſſe er wohl, aber ihn wieder anzuketten, wiſſe er nicht.""

„Ich frage, wenn dieſer Aufſtand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieſer Kammer, ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verſchaffen kann? Wir würden beherrſcht von Volksverſammlungen berathen; verworren durch den Zudrang einer zügelloſen Menge; in ſteter Sorge für unſere Sorge, für unſer Eigenthum. Denn ganz thöricht iſt es zu hoffen, wenn wir ſelbſt das Recht der Herrſchaft mit gewaltthätiger Hand

durchbrechen, den Niederen werde das Recht unſeres Beſitzes, die Ariſtokratie unſeres Beſitzes heilig ſein."

„Um Alles zu ſagen, was in dieſer gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff meiner Ueberzeugung bildet, ich kann die Politik durchaus nicht getrennt von der Moral betrachten, und erkläre mich hierin eines ganz altväteriſchen Glaubens. Darum wird mir durch die Strafloſigkeit ſiegreicher politiſcher Verbrecher Nichts für ihre Unſträflichkeit bewieſen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibt, auch wenn er der ſiegreichſte wäre. Wenn jemals der Tag erſchiene, an welchem ich meines Irrthums inne würde, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete; ich würde keine Stunde mehr mich mit Politik lehrend und lernend beſchäftigen; ich würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menſchheit betrachten. Eben aber weil ich ſo denke, halte ich es für unerläßlich, daß die Kammer Sorge trage, die ſchwankende Menge durch die Würde ihres Urtheils zu befeſtigen; jede Wendung, welche ſtatt findet, muß wie für Verirrte, nicht wie für Wohlthäter des Landes, nicht wie für Märtyrer der Freiheit ſtatt haben. — Doch genug um zu zeigen, daß ich in den Dingen des öffentlichen Lebens nicht eigennützig rechnete, ſondern überzeugt war."

Alſo Dahlmann kann ſich die Politik nicht getrennt von der Moral denken, und erklärt ſich hierin eines „ganz altväteriſchen Glaubens". Soll das heißen, daß man in neueſter Zeit nicht derſelben Anſicht wäre? Alsdann irrt Dahlmann. Nicht unbeleſen in den philoſophiſch-politiſchen Schriften des letzten Jahrhunderts, erinnert ſich Referent nicht eines bedeutendern Forſchers, der nicht mit Dahlmann völlig übereinſtimmte; ja mehrere Philoſophen haben die Ethik und die Politik für ein und daſſelbe erklärt. Selbſt der alte Talleyrand, der doch eben nicht in dem Rufe beſonderer Gewiſſenhaftigkeit ſtand, erklärt ſich für Redlichkeit und Wahrheit in der Politik.

Das Wahre an der Sache iſt, daß eben dieſer Glaube Dahlmanns zur allgemeinſten Herrſchaft gekommen iſt, und daß vielmehr die entgegengeſetzte Anſicht eine „altväteriſche" genannt werden kann. Die Zeiten der alten italieniſchen und franzöſiſchen Diplomatie ſind vorbei; in der Theorie gänzlich, in der Praxis größtentheils. Daß jede politiſche Handlung, jede politiſche Einrichtung auf das moraliſche Bedürfniß gegründet ſein müſſe, ſoll ſie anders auch politiſch ſein, das iſt ein ſo ganz allgemein anerkannter und verbreiteter Satz, daß wir Dahlmanns „altväteriſchen Glauben" nur für eine Phraſe, eine unwahre, redneriſche Floskel halten können.

Müſſen wir alſo Dahlmanns „altväteriſchen Glauben" mit der neueſten und allgemeinſten Ueberzeugung für übereinſtimmend erklären, ſo ſind wir doch weit entfernt, mit den Reſultaten übereinzuſtimmen, die derſelbe daraus zu ziehen ſcheint. Denn wenn wir ihn recht verſtehen, ſo macht er den Schluß, daß aus dieſem Grunde nun auch jegliche Revolution verwerflich ſey und von der Politik verdammt werden müſſe.

Die ganze Reihe jener Vergehungen, die er oben ſo künſtlich und mühſam zuſammenſtoppelt und aufzählt, „Auflehnung gegen Alles" ꝛc., findet mehr oder weniger bei jeder Revolution ſtatt, die Uebertreibungen abgerechnet, die ſich Dahlmann zu Schulden kommen läßt. (Es iſt wiederum eine übertreibende, unwahre Redefloskel, wenn Dahlmann ſagt: Auflehnung gegen „Alles, was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt". Wer zu viel ſagt, ſagt Nichts. Die göttinger Unruheſtifter haben ſich nicht aufgelehnt — wenigſtens nicht unmittelbar — gegen Gott, Chriſtenthum, Elternliebe und Kindesliebe, nicht gegen Poeſie ꝛc. ꝛc., und nicht gegen hundert andere Ideen, die den Menſchen heilig und ehrwürdig ſind.) Wie aber in aller Welt kann es einen Profeſſor der Geſchichte geben, der jede Revolution für unmoraliſch erklärt! Das heißt denn doch die Geſchichte in zu enge, ſelbſtgemachte, doctrinaire

Feſſeln ſchlagen! Alſo Waſhington und Franklin waren Jugendverführer, Verführer der bewaffneten Macht ꝛc.? Umgekehrt glauben wir, daß ſie Jugendbekehrer waren, die bewaffnete Macht zu ihrer Pflicht anſpornten, und wir ſind der Anſicht, daß Dahlmann, hätte er damals in Nordamerika gelebt, ſeine mühſam aus der Geſchichte herausgeklaubte, kurzſichtige Anſicht weit von ſich geſchleudert und ſich ebenfalls gegen die bewaffnete Macht aufgelehnt, ebenfalls die „beſchworene Treue hintangeſetzt" hätte. Wir ſind überzeugt, daß im Jahre 1813, wäre er im Königreiche Weſtphalen anſäſſig geweſen, er die „beſchworene Treue" hintangeſetzt und ſich zu einem jener Freicorps geſellt hätte, welche ſich gegen „die bewaffnete Macht auflehnten"; wir ſind überzeugt, wäre er als Grieche geboren, daß er nicht zurückgeblieben wäre in „Verführung der Jugend", ſondern dieſelbe in eigner Perſon gegen die Türken, gegen die „bewaffnete Macht" geführt hätte. Wir halten ſeine moraliſche Natur für geſunder, als die kränklichen Verſtandesreſultate, die er ſich zu Moralprincipien zuſammenzuzimmern verſucht.

Wir ſind kein Anhänger jener Bewegung, die man mit dem Namen der „Göttinger Revolution" beehrt. Von unbedeutenden Männern ausgehend, die im phantaſtiſchen Schwindel ſich die Männer des Augenblicks und die natürlichen Führer eines großen Volkes zu ſeyn wähnten, deſſen Weſen ſie gar nicht verſtanden, angetrieben durch Eitelkeit, Phantaſterei, flüchtigen Enthuſiasmus, in den ſie ſich ſelbſt auf unwahre Weiſe hineingeſteigert hatten, entbehrte die göttinger Revolution jedes richtigen Motives, jedes natürlichen Bedürfniſſes, jeder klaren Anſicht und Tendenz. Es war ein kleines, lächerliches Unternehmen, deren Urheber als leichtſinnige, flachköpfige Verirrte zu betrachten ſind. Weder für ſie ſelbſt, noch für das Volk war ein ſolcher Aufſtand moraliſche Nothwendigkeit; es war ein rein-willkührliches, gemachtes Unternehmen, vielleicht auf ähnlichen kurzſichtigen Principien beruhend, die ihren

Urſprung einem Mangel an wahrer Lebensauffaſſung, einer in die Geſchichte hineingetragenen Tendenz verdanken. Wie Dahlmann keine Revolution für naturgemäß und moraliſch, ſo hielten jene vielleicht jede Revolution für naturgemäß und moraliſch.

Gelingt eine Revolution, das heißt, wird wirklich durch ſie Das erreicht, was man durch ſie bezwecken wollte, nicht blos für den Augenblick und zum Scheine, ſondern dem eigentlichen Weſen nach, ſo ſtammen in der Regel Mittel und Zwecke auch aus dem moraliſchen Bedürfniſſe des Volkes her, und in dieſer Beziehung kann das äußere Gelingen auch immer als Kriterium der innern Wahrheit angeſehen werden. Wer ſich falſcher Mittel bedient und unrichtig motivirte Zwecke verfolgt, der wird auch ſtets andere Reſultate erzielen, als er wollte. Es herrſcht eine nothwendige Uebereinſtimmung zwiſchen dem innern Erkenntnißvermögen und dem jedesmaligen äußern Zuſtande der Dinge. Ein falſcher Schluß auf die Außenwelt — wir ſagen es mit Bedauern — iſt auch immer eine innere Lüge.

Es iſt uns nicht klar geworden, was Dahlmann unter Moral verſteht. Denkt er ſich darunter ein objectives Geſetz, das, etwa wie das corpus juris, alle möglichen Fälle vorhergeſehen hat und dem Menſchen als unfehlbare Richtſchnur für ſein Thun und Laſſen von der Gottheit auf den Lebensweg mitgegeben iſt, dann möchten wir ihn bitten, uns zu ſagen, wo jene Berge von Folianten zu finden ſind, aus der jeder Einzelne, jede Zeit, jedes Volk, jedes Alter ſich die gemeinſchaftliche Regel in jedem Falle herauszuleſen hat, eben ſo wie wir Herrn von Rotteck bitten möchten, uns die Quelle jenes Rechtsgeſetzes anzuzeigen, aus der er ſich die Freiheit nimmt, die Weltgeſchichte zu beurtheilen.

Wir bekennen uns zu dem ganz „altväteriſchen Glauben" — der aber auch wiederum das Reſultat der neueſten Philoſophie

iſt — daß zwar die allgemeinen Ideen von „gut“ und „böſe“ unauslöſchlich eingeprägt ſind in jede Menſchenbruſt, daß aber die Anwendung derſelben auf concrete Fälle ſich in jedem Individuum, in jedem Volke, in jeder Zeit anders geſtalten muß; daß demnach jeder Menſch, jedes Volk andere Pflichten hat; daß ein und dieſelbe äußere That in dieſem Falle moraliſch, in jenem Falle unmoraliſch ſein kann, und im Grunde immer eine verſchiedene iſt, daß, um mich kürzer und abſtracter auszudrücken, es weder eine ſubjective noch eine objective Moral giebt, ſondern nur eine ſubjectiv-objective. Eine äußere That, welche man die Sünde nennen könnte, iſt daher ein Unſinn, ſelbſt wenn ſie den furchtbaren Namen „Revolution“ führen ſollte.

Weiter ſagt Dahlmann: „Man ſoll die Menſchen nicht nach ihren geprieſenen Zwecken, man ſoll ſie nach ihren Mitteln beurtheilen.“ Wie iſt eine ſolche Verwirrung der Begriffe nur möglich in unſerer Zeit! Ueber die Verderblichkeit und Unwahrheit des Grundſatzes, daß der Zweck die Mittel heilige, iſt man ſich längſt einig, nun aber wird uns als neue Lehre der Satz geboten: „das Mittel heiligt den Zweck.“

Wie iſt es doch nur möglich, daß ein ſonſt geſcheuter Mann, wie Dahlmann, ſolche unüberlegte Dinge ſagen kann! Zweck und Mittel bedingen ſich ja ſo genau, daß das Eine ohne das Andere gar nicht beurtheilt werden kann. Der Tod fürs Vaterland kann eine ſehr ſchöne That ſeyn, der Tod für eine Gänſeleberpaſtete wäre eine Niederträchtigkeit. Dennoch iſt es ein und daſſelbe Mittel: „Opfertod“; nur die Zwecke ſind verſchieden. Alſo Dahlmann achtet den Praſſer, der eine Batterie erſtürmt, weil er weiß, daß hinter derſelben ein déjeûner à la fourchette aufgepflanzt ſteht, eben ſo hoch als Den, der für die Unabhängigkeit Deutſchlands bei Dennewitz oder Leipzig von den franzöſiſchen Kugeln zerſchmettert wurde? Wir mögen nicht weiter erläuternde Beiſpiele anführen, wir wollen

einen Mann, den wir wegen ſeines natürlichen Charakters in ſo hohem Grade verehren, nicht verſpotten. Allein wir können unſern Kummer nicht verbergen, daß dieſe damals geſprochenen Worte ſich wieder in dieſe Schrift verirrt haben. Wir entſchuldigen gern ein im Eifer der Rede zu viel geſprochenes Wort, einen unklaren Ausdruck. Wir finden es bei einem ſo feurigen Manne, wie Dahlmann, erklärlich, wenn er in der Hitze der Debatte, um ſeiner Anſicht Geltung durch Majorität zu verſchaffen, ſich auch ſophiſtiſcher Gründe bedient, wenn ihm eben keine beſſern einfallen, wiewohl ein ſolches Verfahren doch auch kein „moraliſches" Mittel genannt werden kann. Nicht nur die Ueberzeugung, die man verficht, ſondern auch die Gründe für dieſelbe müſſen frei und natürlich dem Geiſte entſtrömen, nicht erkünſtelt und gemacht ſeyn; es dürfen keine falſchen Uebergänge, kein furchtſames Ausweichen der entgegenſtehenden Logik, keine beſtechlichen, pomphaften, hohlen Phraſen darin vorkommen. Von alle dieſem iſt jene Rede nicht frei. Daß ſie uns aber nach fünfjährigem Nachdenken als unveränderlicher Ausdruck der Ueberzeugung wieder gegeben wird, das macht einen niederſchlagenden Eindruck, das zeugt von Rechthaberei, von Mangel an Selbſtkritik, an innerer Einkehr in ſich ſelbſt. Es kann nur mit Trauer erfüllen, wenn eine ſo kernhafte Natur, ausgeſtattet mit der vollkommenſten Anlage zu individueller Wahrheit, durch aufgezwungenes Studium, durch Ueberladung des Gedächtniſſes und des Verſtandes, durch Stubenluft und Entbehrung von Lebenserfahrung und friſchem Lebensodem, ihren Geiſt verbildet und ihre Ueberzeugung verkünſtelt. Das eben iſt das Schöne in der Schrift unſers herrlichen Grimm, daß jedes Wort daraus *eins* iſt mit ſeinem Charakter, daß es natürliches Product iſt ſeines Geſammtweſens, nicht eine mit Zangen herausgeholte, krüppelhafte Verſtandesgeburt. Wir werden im folgenden Artikel von Neuem Gelegenheit haben, Augenzeuge der gewaltſamen Procedur zu

seyn, die Dahlmanns zusammengeflicktes System mit seiner tüchtigen Gesinnung vernimmt.

Dritter Artikel.

Der Eid.

„Den Eid auf die Verfassung konnte Niemand lösen als entweder der König gemeinschaftlich mit den nach dem Gesetz von 1833 berufenen Landständen, oder ein rechtlicher Ausspruch des Bundestags; einen dritten Weg gab es nicht. Beiden Entscheidungen würden wir uns in ehrerbietigem Gehorsam gefügt haben, aber ohne volle Ueberzeugung war keine Entlastung möglich, jeder Zweifel hätte einen unerträglichen Zustand der Seele mit sich geführt. Ich sehe das kalte Lächeln Derer, die sich die Klugen nennen, und hier blos eine nicht ernstlich gemeinte Ausflucht erblickern; habe ich doch selbst sagen hören, ein Eid in politischen Angelegenheiten bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn, so weit man Lust habe. — Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfänden. Es giebt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben.“ Dieses die Worte Jacob Grimms. Sie stammen gewiß aus reinster, innerster Ueberzeugung und doch möchten wir einige Bedenken dagegen äußern.

Der Eid ist die höchste, feierlichste Versicherung, welcher der Mensch sich bedienen kann. Gott selbst wird dabei zum Zeugen angerufen, und der Gedanke an das allmächtige und allliebende Wesen, die Vergegenwärtigung desselben im Augenblicke der Versicherung schließt gewiß jeden Leichtsinn und jede

Falſchheit aus, wenn überhaupt dieſes anders möglich. Wohl kann man ſagen, daß überhaupt Alles, was wir denken, thun und treiben, mit dem Gedanken an Gott geſchehen ſoll; allein wir ſind ſchwache, unvollkommene Menſchen, die nicht immer und in jedem Momente gleich viel und gleich ſtark in Gott leben und es auch nicht können; eine Erinnerung an jene höchſte Idee, wodurch dieſelbe uns wieder lebhafter bewußt wird in pflichtſchweren Augenblicken, mag daher dem Menſchen wohl anſtehen; das moraliſche Gefühl, das Gewiſſen, deſſen Urgrund ja in dem Bewußtſeyn Gottes wurzelt, wird dadurch aus ſeiner Schlaffheit emporgeriſſen und auf die Höhe des Moments geſtellt.

Wie aber kommt es nun, daß dennoch ſo unzählige Eide gebrochen werden, und zwar von Männern, denen man nicht immer Gottloſigkeit und Mangel an Religioſität vorwerfen kann? Blicken wir zurück in die Geſchichte; Eidbruch auf Eidbruch drängt ſich aneinander und häuft ſich auf zu unzählbaren Maſſen. Blicken wir um uns in die Gegenwart — wo lebt der Menſch, der ſeinen Eid nicht mehr denn einmal außer Augen geſetzt hat? Vor dem Altare des Herrn ſchwören wir Alle ſammt und ſonders, daß wir nie den Pfad der Tugend verlaſſen wollen — wer kann ſich rühmen, daß er nie dieſen Eid gebrochen habe? Ein jeglicher Beamte ſchwört, ſeine Pflichten zu erfüllen. Wer hat ſie nicht dann und wann durch Nachläſſigkeit, durch Bequemlichkeit u. ſ. w. übertreten? Woher der Grund, der Alle und Jeden von uns zum Meineidigen macht?

Der Grund iſt nicht ſchwer zu erkennen; er liegt in dem ſchauderlichen, widernatürlichen Mißbrauche des Eides.

Geben wir ſeine Zuläſſigkeit im Allgemeinen zu, ſo fragt ſich doch, auf welche Gegenſtände er auszudehnen und was überhaupt dadurch zu bekräftigen ſey. Und hier treten uns

zwei ganz verſchiedene Arten von Eiden entgegen, welche auch die Criminalgeſetzgebung unterſcheidet.

Der Eid iſt entweder ein Bezeugungseid, juramentum assertorium, wodurch die Wahrheit irgend einer Thatſache bekräftigt werden ſoll, oder ein Verſprechungseid, durch welchen für die Zukunft Verpflichtungen übernommen werden.

Das Geſetz beſtraft nur die Falſchheit des erſtern, als Meineid. Den letztern, den Verſprechungseid, erkennt es vorkommenden Falls nicht als ſolchen an. Es hätte weiter gehen, es hätte ihn gänzlich abſchaffen und verbieten ſollen.

Jeder Verſprechungseid iſt unſerer innigſten Ueberzeugung nach eine Blasphemie gegen Gott und eine Verſündigung an der moraliſchen Natur des Menſchen. Jede künftige That des Menſchen ſoll aus ſeiner Ueberzeugung hervorgehen, jede Gewiſſenspflicht iſt durch dieſe bedingt. Die Ueberzeugung aber iſt die Harmonie der innern Natur des Menſchen mit der äußern Natur. Beide ſind einer beſtändigen organiſchen Veränderung unterworfen und ſollen es ſeyn. Das Kind hat andere Anſchauungen und andere Verhältniſſe zu der Welt wie der Jüngling; der Jüngling andere wie der Mann. Die Zeiten wechſeln und die Umſtände; was im Jahre 1800 Pflicht war, hört zuweilen auf es zu ſeyn im Jahre 1900. Das Gewiſſen bleibt freilich ewig daſſelbe, die Ueberzeugung aber iſt in beſtändiger Bewegung. Läßt ſich nun etwas Verabſcheuungswürdigeres, etwas der moraliſchen Natur des Menſchen, ſeines Verhältniſſes zu Gott Widerſtreitenderes denken, als ein Eid, durch den man die künftige Ueberzeugung in Feſſeln ſchlägt, durch den man ſich verpflichtet, erforderlichen Falls gegen Gott und Gewiſſen zu handeln? Und doch hat man Jahrhunderte hindurch dieſes Unweſen getrieben, Jahrhunderte lang dem Widerſtreite dumpf und gedankenlos zugeſehen, der dadurch nothwendig in der Bruſt der Menſchen entſtehen mußte. Es war eine Verſchwörung im eigentlichſten Sinne des Wortes

gegen ſein eigenes Gewiſſen. Die Religion und die Pflicht, beide aus einer Wurzel in der Seele des Menſchen hervorgewachſen und durch tauſend Zweige in einander verflochten, wurden frevelnd auseinandergeriſſen und in einen zerſtörenden Gegenſatz zu einander gewaltſam verſetzt.

Und ſonderbar, in demſelben Grade, als man die Schwäche und die Wandelbarkeit einer moraliſchen Verpflichtung erkannte, deſto mehr beeilte man ſich, das Siegel des Eides darauf zu drücken. Je mehr der Zweifel an den beſtehenden religiöſen Dogmen ſich regte, je individueller der Glaube anfing zu werden, je ſchwankender die Reſultate des erwachenden Forſchungsgeiſtes ſich geſtalteten, deſto unverſchämter ſuchte man den Glauben in ſtarre Feſſeln zu ſchlagen. Giebt es nicht noch jetzt Länder, wo der angehende Prediger einen Eid leiſten muß, daß er für alle Ewigkeit an einzelne Lehren glauben wolle?

Und in ſtaatsbürgerlicher Hinſicht, je mehr der Grund der alten auf jahrhundertelanger Gewohnheit und Sitte beruhenden Verfaſſungen morſch wurde und wankte, je unklarer und zweifelhafter der Beruf zur Geſetzgebung in der Zeit ſich herausſtellte, deſto freigebiger wurde man mit dem Eide auf willkührliche Geſetze. Je undeutlicher die für die Zukunft paſſenden Formen aus dem moraliſchen Bedürfniſſe der Gegenwart hervortraten, deſto willkührlicher mißbrauchte man den Eid. O thörichter, verabſcheuungswürdiger Wahn, der da glaubt, durch eine fremde Zuthat eine Gewiſſensnorm zu ſchaffen, die doch nicht im Gewiſſen wurzelt, der mit der ohnmächtigen Waffe eines künſtlich-willkührlich fabricirten Eides gegen die Macht des moraliſchen Bedürfniſſes, gegen die Allmacht Gottes anzukämpfen verſucht. Die Folgen von dieſer gemeinen und todten Anſicht der menſchlichen Pflichten zeigen ſich deutlich genug.

Der Verſprechungseid hat jegliche Wirkung verloren; ſo bald er in Widerſpruch geräth mit der Ueberzeugung, wird er ohne Bedenken bei Seite geſchoben. Er iſt zur todten Formel

herabgeſunken, um die ſich Niemand mehr kümmert. Ohne Scrupel folgt man den aus der Wechſelwirkung ſämmtlicher Factoren des Lebens ſich mit natürlicher Wahrheit ergebenden Pflichten, und wehe dem armen Unglücklichen, der gewiſſenhaft mit ſeinem Eide im Kampfe liegt gegen die moraliſchen Anforderungen ſeines Weſens; wehe ihm, wenn er nicht Herr werden kann über ſeinen geſpenſtigen Einfluß. Sein zerſtörter Geiſt wird einen Anklageruf gen Himmel ertönen laſſen, der ſchwer auf die kurzſichtigen Geiſtestyrannen zurückfallen muß, die den Verſprechungseid noch aufrecht erhalten.

Deshalb fort für immer mit allen promiſſoriſchen Juramenten. Das an ſich Schwache und Gebrechliche macht man dadurch nicht ſtark und geſund. Im Gegentheile iſt es immer ein Zeichen von dem eigenen Gefühle moraliſcher Schwäche, wenn der Einzelne ſeine Vorſätze noch durch Betheuerungen, Ehrenworte u. ſ. w. zu binden ſucht; er zeigt dadurch nur, wie wenig Vertrauen er auf die Wahrheit derſelben in ſeiner Seele bauet. Und was von dem Einzelnen gilt, gilt auch von Allen; was ohne Eid ſich nicht halten kann, iſt überhaupt haltlos. Wir wiſſen nicht, ob in England auch ein Verfaſſungseid exiſtiet, aber das wiſſen wir, daß es ganz gleichgültig wäre, ob er exiſtire oder nicht. Die engliſche Verfaſſung ruht auf andern, feſtern Säulen, als auf einem ohnmächtigen Juramente; ihre Säulen fußen tief auf moraliſche Nothwendigkeiten, auf Herz, Blut und Leben des Volkes.

Uns iſt jeder Verfaſſungseid daher nur ein aſſertoriſcher Eid, der nur eine falſche Faſſung erhalten hat. Für uns ſoll er weiter Nichts ſagen, als daß man in dem Momente, wo man ihn ablegt, die ehrliche Abſicht habe, ihn zu halten, daß man der Ueberzeugung lebe, ihn halten zu können. Meineidig in unſern Augen ſind daher nur Die, die ihn von vorn herein mit böslicher Abſicht ſchwören. So z. B. können wir das geſammte franzöſiſche Volk nicht ſechs- oder ſiebenfach meineidig

halten, weil es sechs- oder siebenmal die beschworene Verfassung umstieß, wohl aber die heutigen Bourbonisten in der Kammer, die den Eid geleistet haben, und doch auf Umsturz der Verfassung und Wiedereinsetzung der Bourbons hinarbeiten, und meineidig müssen wir allerdings Diejenigen nennen, welche das Staatsgrundgesetz von 1833 schon mit dem heimlichen Vorbehalte beschworen, es bei nächster Gelegenheit wieder umzustoßen. Ob dieses auf den Mann anwendbar, von dem Dahlmann sagt, „er sey Das, was er nicht nennen möge," das wissen wir nicht, dazu fehlt uns die persönliche Kenntniß.

Nach dieser Entwickelung sey uns nun die Aeußerung vergönnt, daß Jacob Grimms Worte, in sofern er aus Religiosität protestirt zu haben meint, und später aus Religiosität den Huldigungseid verweigert haben würde, auf einer kleinen Selbsttäuschung beruhen. In sofern die Erfüllung jeder Pflicht überhaupt auf Religiosität beruht, haben wir natürlich Nichts dagegen, aber der Eid insbesondere möchte doch eben nicht wesentliches Motiv seiner Handlungsweise gewesen seyn. Man denke sich den Fall, daß überhaupt kein Eid auf die Verfassung abgelegt sey, sondern nur das schlichte „Ja" eines ehrlichen Mannes; würde in letzterm Falle Jacob Grimm wohl im Mindesten anders gehandelt haben? O gewiß nicht, ganz gewiß nicht! Es waren ganz andere, als unmittelbar religiöse Motive bei seinem Entschlusse thätig. Jacob Grimm bezeichnet sie selbst absichtlos an einer andern Stelle; auch blicken sie deutlich genug aus dem ganzen Tone und der ganzen Haltung der Schrift hervor. An jener Stelle spricht Jacob Grimm von einigen Collegen, die „vor Zorn und Scham geglüht hätten". Und das sind die rechten, wahren Worte für die Empfindung, die ihn selbst belebt hat. Nicht religiöser Scrupel, sondern verletztes Selbstgefühl, verletztes Ehrgefühl, tiefste Erniedrigung des freien Mannes, das war es, was ihm mit glühender Schrift seine Pflicht in die Seele grub, was seine spätere Handlungsweise ihm als

moraliſche Nothwendigkeit vorzeichnete. Glühend vor Scham, unterzeichnete er die Proteſtation. Nicht ſein Eid, ſondern ſein Charakter mahnte ihn an die Pflicht, ſeiner ſelbſt würdig zu handeln. Wir wiſſen nicht, ob Grimm dem Kurfürſten von Heſſen früher gehuldigt hat, bevor er von dem Könige von Weſtphalen ſeines Unterthaneneides entbunden war; aber wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er es ohne Bedenken gethan haben würde.

Auch Dahlmann beruft ſich vielfältig auf ſeinen Eid und auf ſeine daraus hervorgehende Verpflichtung, doch auch aus ſeiner Schrift ſpricht eben keine vorzugsweiſe religiöſe Stimmung. Aber wie Flammenſtrahlen brechen überall durch die dünne Decke mühſam aufrecht gehaltener Ruhe ſeine Herzensempfindungen hervor. Es ſind dieſelben, wie bei Jacob Grimm, nur noch heißer, heftiger, und vielleicht mit etwas perſönlicher Gereiztheit gemiſcht. „Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin," ſagt er, „aber ſchweigend der Zerſtörung aller menſchlichen Ordnung (wieder etwas zu viel, wieder etwas Phraſe) zuzuſehen, nur zu beten und zu ſeufzen, wo noch geſetzliche Mittel bleiben, und zu ſagen, wie ein Beamter des Landes, „„ich unterſchreibe Alles, Hunde ſind wir ja doch!"" halte ich des Namens, des Chriſten (?) unwürdig. Ich kämpfe für den unſterblichen König, für den geſetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Geſetzes Das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der ſterbliche König im Widerſpruch mit den beſtehenden Geſetzen beginnt. Aber nicht blos von „Dulden" war hier die Frage: ich ſoll thun, was an ſich ſelber unrecht iſt, was keine menſchliche Macht gebieten kann, ſoll meinen Eid brechen. Noch nicht genug; ich ſoll die Lehre des Meineids in meine Vorträge über Staat und Verfaſſung künftig aufnehmen, die Selbſtverachtung, den Hohn der Zuhörer überwinden, oder gewärtig ſeyn, daß mir der Herr von

Scheele als Apoſtaten des Meineides den Proceß machen läßt. Nein,

So hoch geſtellt iſt Niemand auf der Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte,

ſagt der Dichter, und das Wort muß fortleben überall, wo Sitte waltet."

Und nie ſind die Worte eines Dichters ſchöner benutzt, treffender angeführt, als hier, fügen wir noch hinzu. Ja das Wort möge fortleben und ſich verbreiten, und ſich tief und unauslöſchlich eingraben in das Herz jedes Deutſchen!

So hoch iſt Niemand hingeſtellt auf dieſer Erde,
Daß ich mich ſelber neben ihm verachte.

Dieſe Worte, die Schiller einem wenig edeln Charakter in den Mund legt, wie verſchönern ſie ſich in Dahlmanns reinerem Munde! Dieſe Worte, ſie enthalten das einfache Heilmittel für ganz Deutſchland, ſie ſollen der bleibende Vers ſeyn, den Referent ſeinen jungen Freunden ins Stammbuch ſchreibt. In dieſen Worten liegt die vollſtändige Schilderung eines wirklichen Mannes. —

Man hat der Schrift von Dahlmann vorgeworfen, daß ſich in derſelben zu ſehr Empfindlichkeit und perſönliche Gereiztheit ausſpräche. Wir können die Wahrheit dieſer Thatſache nicht in Abrede ſtellen, allein wir vermögen daraus keinen Vorwurf für Dahlmann herzuleiten. Wenigſtens iſt dieſe Empfindlichkeit ſehr zu entſchuldigen. Der größte politiſche Charakter dieſes Jahrhunderts in Deutſchland, der Freiherr von Stein, konnte ebenfalls nicht Herr der Kränkung werden, daß man ſein Genie, ſeine Thatkraft bei Seite ſchob, daß man ſeine großen Ideen für das Heil Preußens und Deutſchlands verwarf, ſo daß er außer Stand geſetzt war, das Bild, was in ſeiner Seele lebte von dem künftigen Zuſtande ſeines Vaterlandes, auszuführen. Die Männer des Genies und des Momentes haben ein geiſtiges Anrecht auf dieſen Moment; wer ſie außer

Thätigkeit ſetzt, ſchlägt ihrem innerſten Weſen eine unheilbare Wunde. Man denke ſich lebhaft an Dahlmanns Stelle, und man wird ihm gewiß ſeine Gereiztheit zu Gute halten. Außer der allgemeinen Kränkung, die ſeine Collegen mit ihm theilten, war ſeine Perſönlichkeit insbeſondere noch mehrfach verletzt. Der Geiſt, der in der Verfaſſung wehte, war großentheils durch ihn hineingebracht; er konnte eine gewiſſe Vaterſchaft mit Recht in Anſpruch nehmen, und Jedermann hat eine zärtliche Vorliebe für ſeine Geiſteskinder. Alle Reſultate ſeiner Thätigkeit waren in einem Momente vernichtet; Männer, die er geachtet, mit denen er durch das Band der Freundſchaft und der Ueberzeugung verbunden zu ſeyn glaubte, hatten ihn hintergangen und düpirt. Seit Jahren war er gewohnt, in politiſchen Dingen als competenter Rathgeber in Hannover zu gelten, und jetzt hatte man Schritte gethan, ohne ſeiner im Mindeſten zu gedenken. Endlich und vor Allem, er ſah ein, daß viele ſeiner politiſchen Rechnungen falſch geweſen ſeyen; ſein nach allen Seiten hin ſorgſam ausgefeiltes Syſtem war erſchüttert. Er mußte vom Gipfel ſeines Kalkuls wieder hinunterſteigen, und von Neuem zu bauen anfangen. Seine „Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt", wird bei einer neuen Ausgabe gewiß manche weſentliche Veränderungen erleiden. Nichts deſto weniger aber ſind wir überzeugt, daß Dahlmann dereinſt das Schickſal, das ihn auf dieſe Weiſe betroffen, ſegnen und es als eine nothwendige Staffel zu ſeiner Ausbildung und Vervollkommnung betrachten wird. Er wird demüthiger, umſichtiger, tiefer werden.

Es hat uns gewundert, daß ſowohl Grimm als Dahlmann ſo bittere Klage über ihre Entlaſſung und Landesverweiſung führen. Faſt ſcheint es, als ob ſie dieſelbe nicht erwartet hätten. Wir geben gern zu, daß die Abſetzung nicht geſetzmäßig war, aber ſicher floß ſie als nothwendige Conſequenz aus der Aufhebung des Staatsgrundgeſetzes. Wer ſich zu einer ſo

umfassenden Maaßregel entschließt, der wird auch entschlossen seyn, die in den Weg tretenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Der große Gewaltschritt zieht immer auch kleinere nach sich. Uns scheint es, als wenn die Regierung im Gegentheile unsicher und mit zu viel Rücksicht gehandelt habe. Wir wären keineswegs erstaunt gewesen, wenn wir nach Verlauf von zweimal vier und zwanzig Stunden seit der Bekanntwerdung der Protestation in den Zeitungen gelesen hätten, daß Dahlmann und seine Freunde mit militairischer Bedeckung sans façon über die Gränze gebracht worden seyen.

Was diese Bekanntwerdung der Protestation anbetrifft, so versichern Beide, daß diese ohne directe Mithülfe von ihrer Seite geschehen sey, wiewohl sie nie der Ansicht gewesen, daß dieser Schritt unbekannt bleiben solle. Allerdings wäre ein solcher Schritt, in der Stille und Heimlichkeit abgemacht, völlig unnütz und bedeutungslos gewesen. Er war auf Oeffentlichkeit berechnet, er sollte vor den Augen der Welt die Mannhaftigkeit der Verfasser außer Zweifel stellen, jeden Verdacht einer etwaigen sclavischen Gesinnung niederschlagen und ein Beispiel geben zur Schärfung der Gewissen Anderer. War die Eingabe der Protestation nicht gesetzwidrig, so war es auch nicht deren Publication, und hätten Dahlmann und Geimun jene absichtlich verbreitet, so wären sie nur consequenter und darum noch nicht strafbarer gewesen. —

Eine interessante Betrachtung bietet die Huldigungsfrage dar, und die Art und Weise, wie gehuldigt worden ist.

Der §. 13 im Staatsgrundgesetze setzt bekanntlich fest, daß der König vor der Huldigung die bestehende Verfassung mit seinem Worte bekräftigen solle. Da dieses Letztere nicht geschehen, sondern umgekehrt eben die Verfassung durch ein königliches Patent aufzuheben versucht war, so schienen nur zwei Fälle als Alternative möglich: entweder man hielt sich ans Staatsgrundgesetz und huldigte

alsdann nicht, oder man ließ die Verbindlichkeit des Staatsgrundgesetzes fallen und huldigte. Der bei weitem größere Theil der hannoverschen Unterthanen schlug den letztern Weg ein. Sie mochten dabei folgendes Raisonnement anstellen: „Huldigen wir nicht, so setzen wir unser Amt, unsern Nahrungsstand, das Gedeihen unsrer Familie in Gefahr; so viel aber ist uns an dem Staatsgrundgesetze nicht gelegen, daß wir unser ganzes Glück und Wohlseyn dafür aufs Spiel setzen sollten. Deshalb huldigen wir ohne Bedenken, folgen unserm natürlichen Gefühle und lassen uns nicht irre machen durch einige phantastische Schreier, die uns doch keinen Ersatz geben können für verlornes Familienglück." So dachte der größere Theil der Hannoveraner, er huldigte und that Recht daran, daß er es that. Sie gaben ihr äußeres Staatsbürgerthum auf, weil sie innerlich noch keine Staatsbürger waren.

Aber der kleinere Theil? wird man fragen, was that der? huldigte er nicht? Freilich huldigte er, aber er huldigte mit Vorbehalt der Gültigkeit des Staatsgrundgesetzes von 1833!!!

Aber um Himmels Willen, wird man weiter sagen, eben dieses Staatsgrundgesetz verbietet ja die Huldigung im gegebenen Falle. Das sind ja zwei ganz unvereinbare Gegensätze, eine solche Huldigung ist ja entschiedener logischer Unsinn, wer das Staatsgrundgesetz anerkennt, darf ja gar nicht huldigen?

Wir läugnen nicht, daß es uns bis jetzt ebenfalls nicht gelungen ist, Sinn und Verstand in diese feine Distinction hineinzubringen. Wir würden es äußerst spashaft finden, wenn Jemand z. B. einen Diebstahl beginge und sich doch seine Ehrlichkeit vorbehalten wollte. Allein Richter, die Pandecten studirt haben, sind bekanntlich fein in Distinguiren. Ganz gewiß wird uns nächstens unserer ehrlichen Gesinnung und unserm gesunden Menschenverstande zum Trotz auf sehr gelehrte Weise bewiesen werden, daß Beides sehr wohl miteinander vereinbar sey. O Deutschland! Deutschland!

Der Schlüſſel zu der Sache iſt, daß man ſich gern unterwerfen, aber doch auch den Ruf des liberalen Mannes retten wollte. Man wollte, wie Maria Stuart ſagt, an beiden Tafeln ſchwelgen. Und ſo verfiel man auf dieſes ſpitzfindige Auskunftsmittel.

Und man hatte ſich nicht getäuſcht, man hatte ganz richtig gerechnet. Der allgemeinſte Beifall des liberalen Publicums in Deutſchland ertönte dieſem klugen Einfalle. Hier ſah man einmal wieder die ganze Erbärmlichkeit, die ganze Unredlichkeit und Geſinnungsloſigkeit der liberalen Partei in Deutſchland. Statt die Furchtſamkeit und den Mangel an Freimüthigkeit, die in dieſer Handlungsweiſe lagen, mit gerechter Entrüſtung aufzunehmen, freute man ſich darüber. Warum? Weil irgend eine Parteireſervation darin zu liegen ſchien. Will man denn nie einſehen, daß der Liberalismus auf Geſinnung, auf Wahrheit gegründet ſeyn muß? daß es auf Charakter ankommt, nicht auf jeſuitiſche Kniffe und Pfiffe? Jenes Auskunftsmittel war eine große Dreiſtigkeit; in einem andern Volke, in Frankreich und England wären die ſinnigen Erfinder jenes Ausflucht smittels gebrandmarkt, wegen des Verſuches, die offenbare Unwahrheit für Wahrheit an die öffentliche Meinung zu verhandeln.

Nicht den König Ernſt Auguſt wollen wir verurtheilen, weil er ſo handelte, wie er ſeiner Anſicht vom hannoverſchen Volke zufolge handeln mußte; nicht Die wollen wir verdammen, die ſich den Anforderungen der Gewalt unterwarfen, weil ſie keinen Beruf fühlten, für Rechte zu kämpfen, die ihnen gleichgültig waren; ſie wollen ja nicht mehr ſeyn, als ſie ſind. Aber Die, die den Baum auf beiden Schultern trugen, die der Colliſion feige auswichen und ſich durch zwei entgegenſtehende Principien luſtig durchzuſchmiegen ſuchten, die ſollte das ſtrenge Urtheil jedes Ehrenmannes treffen.

Auch mit den Wahlen war es nicht so, wie es hätte sein sollen. Auch hier fand im Grunde nur eine einfache Alternative statt. Entweder man unterwarf sich, und dann wählte man, oder man unterwarf sich nicht, und dann wählte man nicht. Sagt nicht, daß es an Gelegenheit zu gegenseitiger Mittheilung gefehlt habe, daß die Presse gefesselt, das Briefgeheimniß nicht sicher gewesen sey. Bedarf es denn der Verabredung, um seiner würdig zu handeln? Ein Jeder sorge nur für seine Ehre, für seine Pflicht, dann wird sich auch im Allgemeinen ein ehrenvolles Resultat ergeben. Der tüchtige Charakter horcht nicht erst herum nach allen Seiten; er weiß von selbst, was er im entscheidenden Momente zu thun hat.

Wir kehren von dieser Abschweifung zurück zu dem Gegenstande, der sie hervorgerufen hat. Auch Dahlmann spricht sich über den Huldigungseid aus, auch er hat ein Auskunftsmittel gefunden, allein — wir sagen es mit Schmerz — es ist nicht viel glücklicher gewählt. Hören wir ihn selbst:

„Wenn irgend etwas den gequälten Zustand der Gemüther darstellte, so war es die stete Rückkehr der Professoren und Nicht-Professoren auf den Huldigungs-Revers, wie es mit diesem zu halten sey. Wunderlicher Weise hatten sich die der Universität zugedachten Reverse mit andern Bibliotheksachen zu dem Oberbibliothekar Reuß verirrt, der gerade an seiner Todeskrankheit darnieder lag. So verschob sich die Mittheilung bis zum 14. December. Der Prorector begleitete dieselbe, seines einzigen Dienstherrn eingedenk, mit der Nachricht, das Ober-Appellationsgericht zu Celle habe pure unterschrieben, einem damals umlaufenden Gerüchte gemäß, welches sich aber hernach nicht bestätigt hat, da, dem Vernehmen nach, sich dieses höchste Tribunal bei der Unterzeichnung ausdrücklich freie Hand in allen Rechtsfragen, deren Entscheidung von der Gültigkeit oder Ungültigkeit des Staatsgrundgesetzes abhangen wird, vorbehalten hat. Ich nahm mein Exemplar an mich; eine ernstliche

Erwägung des §. 13 unſers Staatsgrundgeſetzes hatte mich ſchon ſeit ein Paar Wochen beſtimmt, folgende Erklärung zu entwerfen, die ich beabſichtigte, wenn die Zeit käme, unter den Revers zu ſchreiben, den ich hier voranſchicke:

Huldigungs-Revers.

„Da nach erfolgtem Ableben des Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Wilhelm IV., Königs des vereinigten Reichs Großbritannien und Irland u. ſ. w., auch Königs von Hannover, Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg u. ſ. w., meines allergnädigſten Königs und Herrn, die Regierung des Königreichs Hannover und aller dazu gehörenden Fürſterthümer, Graf- und Herrſchaften auf Seine, jetzt regierende Königliche Majeſtät, Ernſt Auguſt, vermöge der Erbfolge, nach dem Rechte der Erſtgeburt, übergegangen und von Allerhöchſtdemſelben mittelſt Patents vom 5. Juli 1837 angetreten iſt: ſo erkenne ich, in Folge der für ſolchen Fall bereits früher von mir geleiſteten Huldigungs-Pflicht des gegenwärtig regierenden Königs Majeſtät, den Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Ernſt Auguſt, einzig und allein für meinen rechtmäßigen angebornen Landesherrn und verſpreche und gelobe:

Allerhöchſtdemſelben treu, hold, gewärtig und unterthan zu ſeyn, Allerhöchſtdeſſen und des geſammten Königreichs Wohlfahrt und Beſtes, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, Nachtheil und Schaden aber, nach beſtem Vermögen, zu verhüten und abzuwenden.

„Zu Urkund deſſen habe ich dieſen Revers mit meinem Vor- und Zunamen eigenhändig unterzeichnet.

Erklärung.

„Mit dem Ableben des höchſtſeligen Königs Wilhelm IV. iſt das Königthum mit allen ſeinen Rechten an Se. Majeſtät

den jetzt regierenden König als angestammten Fürsten übergegangen, und der Unterzeichnete hat sich bekannt und bekennt sich zu allen daraus fließenden Pflichten des Gehorsams und der Unterthanentreue ohne Ausnahme und ohne irgend einen Vorbehalt. Dieses Band des Gehorsams besteht schon vor der Huldigung und die Förmlichkeit der Huldigung vermehrt die Summe der Unterthanenpflichten nicht. Weil nun der 13te §. des Staatsgrundgesetzes ausdrücklich vorschreibt, daß dem Act der förmlichen Huldigung die Königliche Versicherung der unverbrüchlichen Festhaltung der Landesverfassung vorangehen soll, so verbietet dem Unterzeichneten seine eidliche Verpflichtung auf das Staatsgrundgesetz, ein Mehreres in diesem Reverse abzuleisten, als der genannte §. zuläßt."

Also die Sache ist nach Dahlmann nur ein Wortstreit. Er will alle Unterthanenpflichten leisten, nur soll dieses Versprechen nicht in Form des Huldigungs-Reverses abgelegt werden, es soll nicht diesen Namen führen. Das verbietet der Eid auf das Staatsgrundgesetz.

Wenn Dahlmann auf diese Weise den §. 13 der Verfassung interpretirt, wenn er glaubte, daß der König Ernst August unbedingte Rechte auf die Landesregierung hatte, und daß kein gegenseitiger Vertrag durch das Staatsgrundgesetz zwischen dem König durch Erbfolge und zwischen dem Lande festgesetzt, dessen Erfüllung von beiden Seiten nothwendig sey, wenn überhaupt von Rechten die Rede seyn solle, dann — aufrichtig gesagt — begreifen wir die Gewissenhaftigkeit Dahlmanns nicht, dann scheint sie uns übertrieben scrupulös. Wer dieser Gesinnung lebte, konnte unbeschadet seines Gewissens den Huldigungseid leisten. Ist der Huldigungsact eine todte Formel, wodurch nicht das mindeste Recht erworben wird, sondern bestehen diese Rechte schon vorher und an sich in voller Gültigkeit, dann erscheint die Weigerung als eine pedantische Wortklauberei. Nicht an die Form, sondern an den Geist, nicht an das todte

Wort, ſondern an den Sinn ſoll man ſich halten. Bei ſolcher Interpretation hätte — ſollte man denken — auch der trotzigſte, halsſtarrigſte Charakter unbeſchadet ſeines Gewiſſens nachgeben können.

Die Hand auf's Herz! — was beabſichtigte die Ständeverſammlung, als ſie den §. 7 Cap. II. edirte? Was war der Sinn deſſelben? Er iſt dunkel ausgedrückt, furchtſam auf Schrauben geſtellt; gewohnter Weiſe wagte man nicht dreiſt auszuſprechen, was man kaum zu denken wagte. Auch mag bei dem moraliſch-politiſchen Zuſtande des hannoverſchen Volkes der darin enthaltene Gedanke unzeitgemäß, voreilig geweſen ſeyn, aber war die eigentliche Abſicht nicht die, daß die Conſtitution ein Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk ſey, daß letzteres nicht eher huldigen ſolle, bis der Fürſt die Verfaſſung anerkannt habe, und daß von dem Augenblicke an, wo dieſe Bedingung erfüllt, auch erſt die Rechte des Fürſten lebendig werden ſollten? Wollte dieſer Paragraph im entgegengeſetzten Falle nicht einen geſetzlichen Widerſtand organiſiren? Die Abſicht mag tadelhaft, unweiſe geweſen ſeyn, allein die Abſicht liegt klar vor, und nach der Abſicht des Geſetzgebers müſſen die Geſetze interpretirt werden. Nochmals die Hand aufs Herz! — iſt jene Interpretation eine natürliche, ehrliche oder eine geſuchtſophiſtiſche, aus irgend einer theoretiſch-politiſchen Marotte entſtandene? — Darf Der, der „das Spiel mit Eiden" verabſcheut, auf ſolche doctrinaire Weiſe mit deren Interpretation umſpringen?

Vierter Artikel.

(Geschrieben am 20. Juli 1838.)

Eine höchst beachtenswerthe Seite in den beiden Broschüren von Dahlmann*) und Grimm**) bilden die Worte, die über den innigen Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Gewissen gesagt werden. In der That sind beide nicht von einander zu trennen. Das äußere Wissen und das innere Wissen sollen sich gegenseitig durchdringen und verschmelzen; daraus allein entsteht die lebendige Wahrheit.

Wir haben schon in einem früheren Artikel bemerkt, daß unserer Ansicht nach jedem Menschen ein gewisses, individuelles Maas von wahrer Wissenschaft zugemessen ist, welches er nicht überschreiten darf, ohne seine Erkenntnißkraft zu Grunde zu richten. Nur was durch innere Processe lebendig amalgamirt werden kann, soll von außen her eingeführt werden; das Mehr stößt eine gesunde Natur zurück, so wie ein gesunder Magen nicht mehr zu sich nimmt, als er verdauen kann. Jede äußere Notiz, die sich nicht innerlich vollkommen auflöst, nicht in die geistige Säftemasse, in den Charakter, aufgenommen wird, ist ein fremder, schädlicher Stoff, der nothwendigerweise Krankheit und Zerstörung des Organismus herbeiführen muß. Es war wohl Zeit, daß bei einem praktischen Beispiele, wie die hannoversche Frage, dieser Krebsschaden der deutschen Wissenschaft, der allmählig in den deutschen Charakter übergegangen und ihn untergraben und vergiftet hat, berührt und kräftig angefaßt wurde. Es ist nicht der kleinste Theil der ungeheuren Wirkung, die diese beiden Schriften schon hervorgebracht, daß sie klar die ganze Werthlosigkeit todter Gelehrsamkeit ins hellste

*) Zur Verständigung. Von Dahlmann. Basel, Schweighauserische Buchhandlung. 1838.

**) Jacob Grimm über seine Entlassung. Basel, Schweighauserische Buchhandlung. 1838.

Licht ſetzen; eine ſo kräftige Doſis wird hoffentlich eine gedeihliche Reaction, eine heftige Erſchütterung des ganzen verdorbenen Syſtems verurſachen, und durch dieſes Jahrhundert ſegensvoll nachwirken.

Die Nullität, die Lügenhaftigkeit, die totale Verächtlichkeit der meiſten Collegen wird von beiden Männern allerdings unbarmherzig gegeißelt. Ein Freund berichtete uns, man habe am andern Tage nach der Ankunft der Schriften in Göttingen viele blaſſe, verwachte Geſichter mit deutlichen Spuren einer ſchlafloſen Nacht umherwandeln ſehen, und Referent ſieht ſich zu dem nachtheiligen Geſtändniſſe gezwungen, daß er ſich einer gewiſſen Schadenfreude darüber nicht enthalten könne. Die Charaktere entblätterten ſich nicht erſt, wie Wilhelm Grimm ſagte; nein, ſie waren ſchon längſt entblättert, ſchon längſt todte, abgeſtorbene Stämme; oder vielmehr, ſie waren nur Pfähle ohne Wurzeln, gewaltſam eingerammt in die Erde; aber der Strahl der Wahrheit, des freien Wortes, hatte plötzlich den täuſchenden Nebel, den Nimbus verſcheucht, den der moraſtige Boden, auf dem ſie ſtanden, fort und fort ausdampfte; auch der Kurzſichtigſte konnte ſie jetzt in ihrer ganzen armſeligen und traurigen Geſtalt erkennen.

Beſonders ſchlimm iſt der Prorector Bergmann weggekommen; Dahlmann hat ihn im vollſtändigſten Sinne moraliſch todtgeſchlagen; er hat ihn niedergeſchmettert zum Nimmerwiederaufſtehen. Auf dem weiten Felde der deutſchen Geſchichte hat er einen Pillory erbaut, an dem man jenen noch Jahrhunderte erblicken kann. Da ſteht er und weint, und faſt beſchleicht uns Mitleid mit dem Armen. Wir können nicht verkennen, daß er nur der Sündenbock für Unzählige iſt, die in ſeiner Lage eben ſo gehandelt hätten. Ja leider müſſen wir uns geſtehen, daß ſelbſt Viele von Denen, die von andern Univerſitäten aus den ſieben Männern in Adreſſen ſchmeichelnd zujauchzten, einen eben ſo in die Augen fallenden Platz jetzt einnehmen müßten, wären ſie

damals Prorector in Göttingen gewesen. Aber dennoch können wir Dahlmanns heiligen und rücksichtslosen Zorn nur mit anerkennendem Zurufe begleiten. Der Blitz zerschmettert den Baum, den das Schicksal ihm in den Weg stellt. Schlimm für Bergmann, daß er eben Prorector war.

Nein, man kann kein Mitleiden haben, wenn man den Mord bedenkt, den die todte Gelehrsamkeit an dem lebensfrischen deutschen Volksgeiste begangen hat. Alles theoretische Declamiren dagegen hilft nicht; die Idee muß sich in ein Individuum verkörpern; ein praktisches Beispiel, an einer bestimmten Persönlichkeit, erläutert die Sache am besten, macht die Meinung der Masse verständlich, und um Bildung der Massen handelt es sich jetzt; das ist die Aufgabe des jetzigen Jahrhunderts in Deutschland.

Die todte Gelehrsamkeit trägt die Schuld an der Verwirrung und Entartung unsers deutschen Rechtes. Nicht daß man römisches Recht studirte, nicht daß man es zur Verbesserung des einheimischen Rechtes zu benutzen suchte, wollen wir tadeln. Wer könnte Studium der Geschichte und Bildung durch die Geschichte verwerfen! Aber daß man es nicht auf lebensvolle Weise mit Verständniß verschiedener Zeiten und Völker zu erfassen wußte, daß man ohne Rücksicht auf das wirkliche Bedürfniß die ganze Masse pêle-mêle herübernahm, gleichviel was naturgemäß, was wider die Natur war, das hat die Rechtskrankheit erzeugt, an der wir noch immer laboriren. Es mag noch lange dauern, bevor wir diese anorganische Masse in succum et sanguinem vertiren, das Unangemessene ausscheiden, noch lange, bevor ein nationales Recht aus dem Chaos hervorblüht, bevor das Recht eine Wahrheit im Volke wird. Vielleicht gelangen wir nie dahin, und die todte Gelehrsamkeit trägt die Schuld davon.

Die todte Gelehrsamkeit trägt die Schuld von der Irreligiosität des Volkes seit der Reformation. Sie ist es, welche statt wahrer Frömmigkeit nur Dogmen zum Auswendiglernen

der Gemeinde bot. Sie will immer nur eintrichtern; ſie vermag nicht eigne Lebensthätigkeit zu wecken und organiſche Reſultate zu erzielen. Die lebendige Wiſſenſchaft verſchwiſtert ſich mit dem Streben und dem dunkeln Bedürfniſſe des Volkes, ſie befruchtet alle Keime, die in ihm liegen, uud bringt ſie zur Entfaltung und Blüthe; die todte Gelehrſamkeit aber erſtickt in der Wurzel jedes individuelle und nationale Lebenszeichen; was nur auf organiſchem Wege entſtehen kann, das will ſie chemiſch zuſammenbrauen. Den gänzlichen Mangel alles religiöſen Volkslebens in Deutſchland hat ſie verſchuldet in ihrer hochmüthigen Anmaßung und tödtenden Despotie. Sie iſt es, die die Kluft der Stände noch vermehrt, die alle Verbindung des Bauern- und Bürgerſtandes mit den Gebildetern aufgehoben, und die Brücke zwiſchen ihnen abgebrochen hat, ſo daß ſelbſt auch die wahre Wiſſenſchaft nicht mehr zu ihnen gelangen kann.

Kehren wir von dieſer Abſchweifung zurück und hören wir, wie Dahlmann über das Benehmen der göttinger Profeſſoren ſich ausſpricht, und welche Folgerungen er daraus für die Univerſität zieht:

„Am Sonnabend den 11. November Nachmittags traf bei dem Hofrath Albrecht, in Folge flüchtig genommener Abrede, eine Geſellſchaft von ich glaube neun Profeſſoren zuſammen, man wollte ſich beſprechen. Die Abſicht war, den Verſuch zu machen, ob man ſich vielleicht über einige Hauptgrundſätze, zum Zwecke einer Vorſtellung, ſey es unmittelbar an den König, ſey es an das Curatorium, vereinigen möchte. Man kam nicht überein, außer etwa in der Ueberzeugung, daß durch den Senat Nichts ferner zu verſuchen ſey, daß auch unter den Mitgliedern der Corporation bei weitem die Meiſten ſich neutral verhalten würden, obgleich faſt Alle, bis auf ein Paar bekannte Ausnahmen, von denen die Rede überhaupt nicht ſeyn darf, die tiefſte Entrüſtung ausſtießen, und am ungebundenſten gerade Diejenigen,

welche am wenigſten zu wagen und am meiſten zu gewinnen entſchloſſen waren; was etwa zu thun ſey, hieß es, müſſe fortan von Einzelnen überlegt und verſucht werden. Aber überhaupt etwas zu verſuchen, ward von mehreren Collegen entſchieden abgerathen: man kenne ja des Königs Suscipere et finire, des Herrn von Scheele alte Lieblingsſatzung, daß ohnehin für die Univerſität viel zu viel geſchehe, die Offenſive gegen die rechtmäßige Verfaſſung, welche auch die rechtmäßigen Miniſter angenommen, alle Hoffnung, etwas auszurichten, ſey eben damit verſchwunden, die Erhaltung der Georgia-Auguſta ſey nunmehr die erſte und einzige Pflicht, am allerwenigſten dürfen ſich ihre Lehrer vordrängen. Doch hörte man dieſelben häufig wiederholen, die Unterzeichnung des Reverſes ſey ihnen unmöglich, ſie würden auch keinen Deputirten wählen, Beides ſtreite gegen ihre eidliche Verpflichtung, während freilich eine größere Zahl die Sache bequemer ſo faßte, es ſey doch traurig, daß man gezwungen ſey, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln. Es fehlte aber auch nicht ganz an Solchen, welchen, je mehr ſie der Sache nachdachten, um ſo deutlicher Leſſings Spruch erſchien: kein Menſch muß müſſen; iſt Göttingen dahin gebracht, daß ſeine Lehrer ihr beſtes Theil verläugnen müſſen, um die Erlaubniß zu erhalten ferner fortzulehren, ſo iſt die Stunde der Univerſität gekommen; die Uebung praktiſcher Fertigkeiten, für die es keiner Univerſität bedarf, mag dann an die Stelle treten. Wenn die Wiſſenſchaft hier kein Gewiſſen mehr haben darf, ſo muß ſie ſich andere Heimath ſuchen" ꝛc.

Und weiter an einem andern Orte: „Durch unſern Abgang übrigens wird nicht der größeſte Verluſt für Göttingen bewirkt werden. Den Untergang der Univerſität wird das Syſtem vollendeter Despotie herbeiführen, das jedem rechtlichen Lehrer ſeine hieſige Wirkſamkeit unerträglich machen wird. Sollen Hofrath Albrecht und ich Das künftig als den

höchſten Grundſatz des Staates vortragen, Geſetz ſey, was der Macht gefällt? Ich will als ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen; die Pflicht der Knechtſchaft, die im Reſcript vom 22ſten d. M. gepredigt wird, vermag ich nicht anzuerkennen."

Auch Jacob Grimm, dieſer milde, humane Charakter, von dem man wohl nicht behaupten kann, daß er ſich durch Leidenſchaft fortreißen läßt, ein Wort zu viel zu ſagen, ſpricht ſich mit ſchwerem Tadel gegen das Benehmen der göttinger Profeſſoren aus. Seine Rede iſt noch eindringender und entſchiedener. „Es gab Männer," ſagt er, „welche, ſonſt vorlaut und ſtolz genug, vor aller Gewalt verſtummen, und jede Ungnade in den Augen des Herrſchers als das unerträglichſte Unglück betrachten; ſie waren, auf Koſten ihrer ſelbſteignen Denkungsart, zur Nachgiebigkeit bereit, und ſchnell erfinderiſch, Scheingründe für ihre Abtrünnigkeit nicht blos hervorzuſuchen, ſondern ſie auch anders Geſinnten auf alle Weiſe anzuempfehlen. Andere, allerdings achtungswerther, bedauerten zwar den Untergang der beſchwornen Verfaſſung, hingen aber über Alles an der Aufrechthaltung der Univerſität, deren Gefahr, wenn ſie den Unwillen des Königs auf ſich ziehen ſollte, ihrem Herzen weit näher lag, als das Heil des ganzen Reiches (und als die Würde ihres eignen Charakters, fügen wir hinzu), welcher daher die angelobte Pflicht unbedenklich aufgeopfert werden müſſe. Verkennend, daß auch die edelſten und berühmteſten Einrichtungen darunter am meiſten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern verſäumt wird (daß ſie dadurch unedel und berüchtigt werden), ſind ſie Beamten ähnlich, die aus mißverſtandener Liebe zu ihrem Amte deſſen ganze Würde in die Schanze ſchlagen, und das ihnen rein vertraute Gut fleckig werden laſſen, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten Nichts zu vergeben. Die Wiſſenſchaft bewahrt die edelſten Erwerbungen des Menſchen, die höchſten irdiſchen

Güter, aber was iſt ſie gegen die Grundlage des Daſeyns werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieſer abgetrennt, wie jene italieniſchen von Marmor täuſchend nachgeahmten Früchte, ein eitles Schaugericht, das Niemand nährt und ſättigt. Auf dieſem Wege verſtehe ich es nicht, den Glanz der Georgia Auguſta zu erhalten!"

Beide Männer prophezeihen den Untergang der Univerſität, und in der That ſollte man glauben, daß nach dem ungeheuren Stoße, den der Glaube an die Wahrheit und Rechtlichkeit des Charakters der meiſten göttinger Profeſſoren erlitten hat, der Beſuch der Univerſität ganz aufhören würde. Man mag ſo milde urtheilen, wie nur möglich, es ſteht immer die Thatſache feſt, daß die meiſten nicht den Muth gehabt haben, ihrer Ueberzeugung, ihrem Rechtsgefühle gemäß zu handeln. Es ſteht feſt, daß der Prorector und die Decane öffentlich der Unredlichkeit geziehen ſind, daß ſie die harte Beſchuldigung haben über ſich ergehen laſſen und ihren Ruf, ihre Ehre vor ganz Deutſchland eitler Menſchenfurcht aufgeopfert haben, daß dieſes von ihren Collegen geduldet iſt und ſie nicht durch dieſe zur Verantwortung gezogen ſind. Es ſteht feſt, daß der höchſte Gerichtsbeamte, der Prorector, gegen Eid und Pflicht in der Unterſuchung gegen die Sieben gehandelt und daß dieſes von der ganzen übrigen Univerſität tolerirt iſt.

Man ſollte denken, daß Väter Anſtand nehmen würden, ihre Söhne zur Ausbildung Männern von zweideutigem Charakter anzuvertrauen; man ſollte denken, daß das lebhafte Gefühl für Recht und Unrecht in den jugendlichen Gemüthern es den Jünglingen nicht ferner erlaubte, die Hörſäle von Männern zu beſuchen, die ſie nicht achten können, ſie abhielte, ſich unter eine Gerichtsbarkeit zu ſtellen, deren Gerechtigkeit ſie in Zweifel zu ziehen Urſache haben. Dem ſcheint aber nicht

also zu seyn. Zeitungsnachrichten zufolge soll die Frequenz Göttingens wenig abgenommen haben.

Die Sache läßt sich auch leicht erklären. Es giebt nur eine kleinere Zahl von Vätern, welche die Hochschulen als Bildungsanstalten für den Gesammtcharakter betrachten, nur wenige, die ihre Söhne gern zu edeln, freien, wahren Menschen, zu ächter Wissenschaft erziehen möchten. Ihr höchstes Ideal ist, ihre Söhne so viel von der Brodwissenschaft erlernen zu lassen, daß sie durchs Examen kommen, und sobald wie möglich in Amt und Brod treten können. Ihre ganze väterliche Freude besteht in dem angenehmen Gefühle, die Ueberzeugung zu hegen, daß ihre Söhne dereinst nicht verhungern werden. Höhere Ansprüche machen sie nicht und kennen sie nicht.

Und die Anforderung wird Göttingen stets so gut befriedigen wie jede andere Universität. Hefte nachschreiben und sie sich durch Repetenten dem Gedächtnisse eintrichtern lassen, kann man überall. Aber es sey Referenten erlaubt, eine Stimme der Warnung ertönen zu lassen für alle Die, die wirklich eine reiche und glückliche Charakterentwickelung ihrer Söhne ersehnen.

Referent abstrahirt jetzt von den neuesten Erscheinungen, wie sie sich bei der Frage um das Staatsgrundgesetz bloßgegeben haben. Er abstrahirt von den Professoren und will eine andere Seite ins Auge fassen, das Zusammenleben der Studenten untereinander. Daß die Beschaffenheit desselben für Charakter sowohl als auch für Wissenschaft ein ebenfalls wichtiger Punkt sey, mag Niemand läugnen. Das Zusammenströmen so vieler Jünglinge aus allen Gegenden des Vaterlandes, die Verhältnisse, die sie mit einander eingehen, das Abstoßen und Anziehen der verschiedenen Individualitäten, das Ausgleichen der verschiedenen Ansprüche, der Austausch der Ideen und Empfindungen, wodurch sie sich gegenseitig wecken, tragen und heben, die Urtheile, die Debatten, die sie über das in den Hörsälen Vernommene unter einander haben, Alles dies ist ein mächtiges

Mittel, um die Keime zu entwickeln, die in den jugendlichen Seelen liegen. Von dem Geiſte, der in dieſem Zuſammenleben herrſcht, hängt es größtentheils ab, ob die Wiſſenſchaft lebendig werden ſoll in den Zuhörern. Vor wohen Geſellen ohne höhern Drang und Wahrheitsſtreben iſt der ausgezeichnetſte Lehrer verloren. Ja er vermag ſeine eigenthümliche Kraft gar nicht zu entwickeln. Die viva vox ſoll nicht blos vom Herzen kommen, ſie ſoll auch zu Herzen gehen. Nur wenn die Augen an den Lippen des Lehrers hangen, wenn jeder Geiſtesfunke in den Geiſtern der Zuhörer zündet, wenn der Lehrer die geiſtige Verwandtſchaft ſeines Auditoriums unmittelbar empfindet, kann er ſich auf die Höhe ſeines Vortrages emporſchwingen, deren er fähig iſt. In Göttingen wird ihm dieſes nicht gelingen.

Referent kennt den Ton, der auf den meiſten deutſchen Univerſitäten unter den Studirenden herrſcht, aus eigner Erfahrung. Er iſt daher im Stande, Vergleichungen anzuſtellen, und hält ſich über dieſen Gegenſtand für einen ziemlich competenten Richter. Er kann verſichern, daß er nirgends ein alles Beſſere zerſtörendes Studentenleben gefunden hat.

Man gehe Abends auf den Kaiſer bei Göttingen oder auf ſonſt einen Hauptverſammlungsort der Commilitonen. Das einzige Geſpräch, was man hört, iſt entweder über Duelle oder ſchmutzige Zoten; allenfalls auch einige Debatten über die Eigenſchaften der Hunde, die ihre Herren dort hinbegleitet haben. Dann und wann unterbricht Geſang das intereſſante Geſpräch, aber was für ein Geſang? Während auf ſüddeutſchen Univerſitäten gemüthliche Volkslieder ertönen, während in Jena die ſchönen Geſänge Schenckendorfs und Arndts daherrauſchen, hört man hier wiederum weiter Nichts, als die ſchmutzigſten, ekelhafteſten Lieder. Wird zuweilen in der Converſation eines Profeſſors erwähnt, ſo iſt es gewiß nur, um eine widerliche Anekdote von ihm zu erzählen. Es iſt charakteriſtiſch für Göttingen, daß der Student ſeinen Profeſſoren immer irgend eine

Schmutzigkeit nachzusagen weiß. Ueber Charakter derselben, über ihre Ansichten, ihren wissenschaftlichen Werth nie eine Aeußerung, während auf andern Universitäten ganze Abende mit solchen Untersuchungen ausgefüllt werden. Aber nicht leicht existirt ein Professor in Göttingen, dem nicht irgend eine scandalöse Geschichte nachgesagt wird; wer keine Gelegenheit dazu giebt, dem wird wenigstens eine solche Anekdote angedichtet. Der ganze Witz in Göttingen besteht in weiter nichts als in solchen Zoten, und zwar von einer Art und Weise, wie sie wohl schwerlich ihres Gleichen in der Welt haben mag.

Man hat die äußere Sittlichkeit der göttinger Studenten gerühmt. Es ist wahr, sie gehen adrett und geschniegelt daher, sie machen weniger Geräusch, wie auf andern Hochschulen. Aber nirgends hat Referent ein solches Renommiren, ein solches offenes zur Schau tragen geheimer Krankheiten angetroffen. Nirgends ist die Spielwuth so eingerissen, wie in Göttingen.

In Göttingen herrscht ein kalter, egoistischer, verschlossener Ton. Man sucht eine Ehre darin, fremd und abstoßend zu seyn. Man sitzt jahrelang bei Tische und im Collegium nebeneinander, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Auf andern Universitäten herrscht gesellige Mittheilung; sie ist das kräftigste Mittel zur Entwickelung alles Dessen, was noch dunkel und unausgebildet in der Seele ruht. Durch das Aneinanderreiben der verschiedenen Meinungen über Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft drängt jedes Gefühl, jede schlummernde Reflexion sich ans Tageslicht. Da kann nichts unentwickelt bleiben; es ist ein wahres Ringen nach Worten für den Zustand der Seele. Jede Anlage kommt zur äußern Gestaltung. Ein Jeder gewinnt innere Wahrheit, Selbstgefühl. In Göttingen herrscht statt dem Ringen nach Wahrheit nur Mode, Convenienz. Der Versuch zu ernstem und ehrlichem Austausch würde lächerlich erscheinen und keine Abnehmer finden. Jede Begeisterung, jedes idealere Streben wird mit

unbarmherzigem Spotte verfolgt. Die Göttinger sind die Dandys unter den deutschen Studenten. Sie cultiviren eine gewisse äußere Form, von innerer Geistescultur ist keine Rede.

Ihre Studien bestehen in Auswendiglernen der nothwendigen positiven Daten fürs Examen, und darin bringen sie es ziemlich weit, weil ein gemeiner Egoismus sie treibt. Aber handwerksmäßiger und unwissenschaftlicher kann es damit nirgends getrieben werden, wie in Göttingen. Es herrscht nicht die mindeste Gemeinschaft zwischen ihrem Leben und ihren Studien. Man kann nicht läugnen, daß es viele stille, nach wirklicher Gelehrsamkeit strebende Studenten in Göttingen giebt, welche die wissenschaftlichen Anstalten und die Bibliothek benutzen. Allein diese sind auf ihre Stube gebannt; ihnen entgeht der große Vortheil der deutschen Universitäten, der freie gemeinsame Umgang mit strebenden Altersgenossen. Wer blos auf Bücher angewiesen ist, ist ebenfalls zu beklagen. Mit einem Worte, Studien und Leben durchdringen sich nicht wie auf andern Universitäten in Göttingen; das Leben ist gemein, roh-sinnlich, das Studium pedantisch.

Die Ursachen dieser traurigen Erscheinung sind schwer aufzufinden; einige lassen sich jedoch mit Sicherheit angeben. Zuerst ist es gewiß, daß der junge Adel in Göttingen viel beigetragen hat zu der kalten aristokratischen Gestaltung des Lebens. Schon vom Hause bringen sie jene liebloſe Gesinnung mit, die jedes Hindrängen jugendlicher Gemüther zu einander ausschließt. Sie mögen sich nicht auf gleiche Stufe mit Andern stellen, sie wollen mehr seyn, wie die Jünglinge bürgerlicher Abkunft. Aber auf Universitäten sind Alle gleich; der höherstehende Charakter, der an Geist Ueberlegene gewinnt leicht den Vorrang in der öffentlichen Meinung. Deshalb war ihr Streben, die freie Aeußerung des Geistes in äußere Modefesseln zu schmieden, wodurch jedes gemeinschaftliche Ideenleben total unterdrückt wurde. In dieser äußern, conventionellen, hochmüthigen Haltung

wußten ſie ſich Meiſter und es iſt ihnen trefflich gelungen, ſich auf dieſe Weiſe geltend zu machen. Ohne es zu wiſſen, ſind die Göttinger die blinden Nachahmer der von ihnen gehaßten Adligen. Liegen ſie auch in Streit mit ihnen, ſo wiſſen ſie ſich doch nur der Waffen zu bedienen, die von jenen geſchmiedet und in welchen ſie ihnen weit überlegen ſind.

Eine andere Urſache iſt vielleicht die, daß die göttinger Profeſſoren es nicht verſtanden haben, mit Liebe auf den jugendlichen Geiſt ihrer Zuhörer einzugehen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen einem großen Gelehrten und einem tüchtigen Jugendlehrer. Die meiſten göttinger Profeſſoren treiben die Vorleſungen völlig handwerksmäßig als Amtspflicht und Erwerb. Sie intereſſiren ſich für die Wiſſenſchaft, aber nicht für die organiſche Einführung derſelben in die jugendlichen Geiſter. Ihre Studirſtube iſt ihr eigentliches Element, nicht der öffentliche Hörſaal. Sie geben ſich den Studirenden nicht genug, ſie wiſſen keine Verehrung für ihre Perſönlichkeit einzuflößen. Es iſt kein offnes, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihnen und ihren Zuhörern. Die Einführung der Wiſſenſchaft wird nicht durch ihren Charakter unterſtützt, im Gegentheile hüllen ſie ſich in einen künſtlichen Nimbus, viele gewiß mit Abſicht, weil ſie deſſen bedürfen, manche aber auch, weil ſie ſo in die Wiſſenſchaft verſenkt ſind, daß ſie ſich Anfängern nicht zu nähern vermögen, weil ihnen intereſſante Verknüpfungspunkte mit denſelben fehlen. Wir bedauern die Lehrer, die ſich nicht in ein liebevolles Verhältniß mit ihren Zuhörern zu ſetzen, nicht mit ihnen gemeinſchaftlich zu ſtreben vermögen. Wir ſind überzeugt, daß die Grimms, Dahlmann, Ewald, Gervinus u. ſ. w. dieſes gewiß vermöchten, aber der Ton in Göttingen war ſo entartet, daß es ihnen nur unvollkommen gelingen konnte. Göttingen war nicht ihr Platz. Gewiß werden ſie auf andern Univerſitäten ein dankbareres Auditorium finden und aus jeder Vorleſung erneute Luſt zu der folgenden ſaugen.

Nach dem Gesagten wird es uns Niemand verdenken, wenn wir offen den Wunsch ausdrücken, daß Göttingen an Frequenz immer mehr abnehmen möge. Nur ältere Studenten, die sich zu eigentlichen Gelehrten bestimmen, sollten es besuchen. Nur mit tiefem Mitleid sehen wir noch immer Göttingen die deutsche Jugend verschlingen, um sie theilweise zu verderben. Wir können nicht umhin, uns eines starken Ausdrucks zu bedienen, aber wir versichern bei Allem, was uns hoch und heilig, daß es unsere tiefste Ueberzeugung ist: Göttingen hat seit einer langen Reihe von Jahren Norddeutschland verpestet, verpestet mit grobem Egoismus, Unwahrheit und Knechtessinn. Während das Leben auf verschiedenen andern Hochschulen auch den Unbedeutenden hebt und veredelt, bedarf es schon eines ziemlich unverwüstlichen, kräftigen Geistes, um rein aus dem Schlamm des göttinger Studentenlebens wieder hervorzugehen. Die moralische Schwäche, welche die gebildetere Classe des Königreichs Hannover bei den jüngsten Ereignissen gezeigt hat, läßt sich größtentheils von Göttingen herleiten. In Göttingen werden keine freien Männer gebildet.

Mit diesem Artikel schließen wir unsere Betrachtung über die beiden Schriften. Die gewaltigen Wirkungen derselben sehen wir schon jetzt. Wir sehen, wie jeder seinen Frieden schließen will mit der öffentlichen Meinung, wir sehen, daß der Zorn der öffentlichen Meinung mehr gefürchtet zu werden beginnt als der Zorn des Hofes. Ein Mitglied der rotenkirchner Deputation sucht das Andenken daran durch entschiedenes Handeln auszutilgen (bei Vielen wohl vergeblich); die Kammer erklärt sich für incompetent — wem anders ist das zuzuschreiben als der mahnenden, einschneidenden Rede Dahlmanns und Jacob Grimms?

Worte

an

Herrn Klenze in Hannover

von

H. Ewald.

Basel, in der Schweighauserschen Buchhandlung. 1838.

(Am 26. Dec. 1839.)

Vorerſt eine tadelnde Bemerkung über den Titel dieſes Pamphlets. Es giebt viele Leute, die Klenze heißen. Der Deutlichkeit wegen und um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, ſollte daher die nähere Bezeichnung des Mannes, an den die Worte gerichtet ſind, auf dem Titel bemerkt werden. Manchen mag dieſes unbedeutend erſcheinen; wir ſind nicht dieſer Meinung. Genauigkeit iſt zu allen Dingen gut. Außerdem aber erfordert auch die Gerechtigkeit, daß man Jedem Das zukommen laſſe, was ihm von Rechts wegen gebührt. Der Herr Klenze, an den dieſe Worte gerichtet ſind, iſt Dr. jur., und zwar hat er in Göttingen promovirt, welche Univerſität dafür bekannt iſt, daß ſie nur nach gewiſſenhafter Prüfung dieſe Ehre ertheilt. Ein Doctor juris utriusque von Göttingen iſt ein Ehrentitel; wer ihn führt, bei dem läßt ſich eine gründliche Kenntniß und eine gewiſſenhafte Beobachtung von Rechten vorausſetzen. Warum ſoll das günſtige Vorurtheil, das ein ſolcher Ehrengrad erweckt, gefliſſentlich weggelaſſen werden? Beſonders wenn man als Gegner eines ſolchen Mannes auftritt, erfordert es ſchon die Billigkeit, daß man keinen Umſtand abſichtlich ignorirt, der zu ſeinen Gunſten ſprechen könnte.

Sodann iſt der Herr Dr. Klenze, an den die Worte gerichtet ſind, auch Kammer-Conſulent. Den Titel, den ich mir im Schweiße meines Angeſichts verdient habe, der Preis und die Belohnung mancher mühevollen Stunde, den darf mir Niemand entziehen. Weiß Ewald wohl, daß Herr Kammer-Conſulent Dr. Klenze ihn gerichtlich dazu anhalten und ihn zwingen könnte, ihm das epitheton ornans zu ertheilen, was er ver-

brieft und beſiegelt in ſeinem Pulte liegen hat? Wenn der Profeſſor Ewald gegen ſeinen eignen Rang ſo gleichgültig iſt, daß er ihn auf dem Titelblatte nicht bemerkt (und der einfache Name Ewald klingt allerdings ſchon gut genug), ſo berechtigt ihn das keineswegs, dieſelbe Gleichgültigkeit bei einem Manne vorauszuſetzen, der vielleicht ſeinen höchſten Stolz in dieſe Anerkennung ſeines Fürſten legt. Schon die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit hätten Herrn Ewald ſeine Schuldigkeit lehren ſollen; die Convenienz und die hergebrachten Formen der äußeren Sitte ſind das einzige Feſtſtehende, Unzweifelhafte, was wir in dieſem Leben voll Ungewißheit und Controverſen haben. Ueber Anſichten, Grundſätze, Glauben und Ueberzeugungen läßt ſich ſtreiten; die Realität derſelben läßt ſich bezweifeln. Aber die Form und äußere Sitte iſt ein Geſetz, das Jeder verſtehen kann und an das man ſich halten kann, wenn uns alles Andere verläßt. Wer dieſe ewigen Normen verletzt und frevelnd mit Füßen tritt, der verſündigt ſich an dem Einzigen, was vielen Menſchen noch lieb und werth iſt; der rüttelt an dem Beſtehenden, an der ehrwürdigen, angeſtammten Sitte unſerer Altvordern, und verräth einen revolutionairen Sinn.

Der Profeſſor Ewald iſt ein Stubengelehrter. Unter einem Stubengelehrten verſtehe ich einen Mann, der Pedant und Schwärmer zu gleicher Zeit iſt. In dieſer doppelten Eigenſchaft documentirt er ſich denn auch in vorliegendem Pamphlete. Bevor wir jedoch zu der Beweisführung dieſer Behauptung übergehen, ſey es uns vergönnt, eine kleine Anekdote von ihm zu erzählen, die ſeine Zuhörer in Göttingen von ihm berichteten.

Als Ewald ſich nämlich verheirathete und ſein Hochzeitsmahl zu Ende ging, ſtand er plötzlich auf und entſchuldigte ſich zur großen Verwunderung der Geſellſchaft, daß er ſie und ſeine junge Frau auf einige Stunden verlaſſen müſſe, um noch einige Capitel im Jeſaias durchzuſtudiren, über die er am andern Tage

lesen müsse. Die Gesellschaft meinte natürlich in ihrem Sinne, daß er bei solcher Gelegenheit wohl das Hebräische bei Seite liegen lassen könne. Diese kleine unschuldige Pedanterie, die offenbar das Unwichtigere mit dem Wichtigeren verwechselte, hat mich jedesmal sehr erheitert, wenn sie mir zufällig einfiel. Uebrigens falle ich bei Erzählung dieser Anekdote aus dem Tone; ich lasse mich zu einem Wohlwollen hinreißen, welches ich gegen Ewald gar nicht an den Tag legen will.

Ein Pedant ist ein Mann, der Unwichtiges mit Gründlichkeit treibt. Dieses thut Ewald in vorliegender Broschüre auf auffallende Weise. Der Kammer-Consulent Dr. Klenze hatte in der zweiten Kammer, die sich nach Abschaffung mehrerer Gesetze und Beschlüsse später für incompetent erklärte, eine lange, zwei Stunden lange Rede gehalten über den bekannten Gegenstand. Ewald kommt nun äußerst pathetisch und feierlich dahergezogen, um die Wahrheit der darin aufgestellten Ansichten zu bestreiten und zu entkräften. Nun aber sind wir der festen Ueberzeugung, daß auch nicht ein Mensch im In- und Auslande existirt, der je an die Wahrheit derselben geglaubt hat. Es ist also Pedanterie, etwas noch widerlegen zu wollen, woran ohnehin Niemand glaubt. Ewald verkennt den Herrn Kammer-Consulenten Dr. Klenze entschieden, wenn er annimmt, daß derselbe etwa selbst an die Triftigkeit seiner Gründe geglaubt habe. Wenn aber Niemand, weder die Zuhörer noch der Redner selbst an die Sache glauben, warum denn noch weiter dagegen zu Felde ziehen?

Ich gestehe, daß mir die Rede des Herrn Kammer-Consulenten Dr. Klenze viel Vergnügen und einen feinen Genuß gewährt hat. Mit großer Gewandtheit und schalkhafter Leichtigkeit zeigt er, was sich wohl Alles für die Sache sagen ließe, wenn man den feinen Diplomaten spielen und Schwachköpfe verwirren, Rechtspunkte verdrehen wolle. Die Rede ist eine äußerst feine Persiflage auf die bekannte Manier der Kämpfer

für Thron und Altar. Es läßt ſich nichts Künſtlicheres und Gewandteres denken. Herr Kammer-Conſulent Dr. Klenze hat nicht im Mindeſten daran gedacht, Ueberzeugungen zu äußern oder auf Ueberzeugungen einzuwirken. Er hat nur ein Beiſpiel der Kunſt geben wollen, wie ſich wohl ſchulgemäß nach gewiſſen Abſichten eine ſolche Aufgabe behandeln ließe. Ewald hat dieſen Standpunkt verkannt, das kommt aber daher, weil er die Welt nicht kennt und weil er namentlich kein Juriſt iſt.

Ich will ihm das erklären. Bei allen Proceſſen, gleichviel, in Civilſachen oder in Criminalſachen, ſind immer Advocaten oder Defenſoren nöthig. Selbſt wenn die Sache noch ſo klar vorliegt und das Urtheil ohne den mindeſten Zweifel vorhergeſehen werden kann, erfordert der Gebrauch, die äußere, conventionelle Sitte doch immer einen Defenſor. Geſetzten Falls, es hätte ſich ein Menſch eines zehnfachen Mordes ſchuldig gemacht, es wäre dieſes ſowohl durch ſein eigenes Geſtändniß wie durch hundert Zeugen bewieſen, es ſpräche auch nicht der mindeſte Milderungsgrund für ihn, dennoch wird ihm ein Defenſor beſtellt. Der Defenſor ſieht den Inculpaten natürlich wie alle übrigen vernünftigen Menſchen für ſchuldig an, — ſoll er dieſe Anſicht aber ausſprechen? Gottbehüte, dann wäre er ein ſchlechter Defenſor. Wenn er ſeine Pflicht thun will, ſo wird er ausführen:

1) daß ſein Client durchaus unſchuldig,
2) daß er auf keinen Fall zurechnungsfähig und
3) daß er freigeſprochen werden müſſe und ihm alle Koſten erſtattet werden ſollen.

Der Defenſor weiß nun freilich vorher, daß ihm das Alles Nichts hilft, daß ihm kein Menſch glaubt, allein er erfüllt ſeine Pflicht, für die er bezahlt wird, und je feiner und geiſtreicher er ſeine Aufgabe löſt, deſto mehr Genuß haben Richter und Publikum davon. Es iſt dieſes nun einmal hergebrachte Sitte, eine hergebrachte Höflichkeitsform gegen den Inculpaten, und nach-

dem ihm der Kopf abgeſchlagen, kann er ſich wenigſtens nicht beklagen, daß man unhöflich mit ihm verfahren ſey.

Da Ewald aber weder höflich noch ein Juriſt, ſondern ein Pedant iſt, ſo läßt ſich ſein Irrthum erklären.

Das Einzige, was man einem ſolchen Defenſor vorwerfen könnte, wäre — das, wenn er wirklich auf Täuſchung ausginge. Es giebt Leute, die wie gewandte Schauſpieler, vermöge ihrer lebhaften Phantaſie und Senſibilität, ſich in eine momentane Empfindung hineinſteigern können, und in ſolchen Augenblicken als überzeugt und begeiſtert erſcheinen, während ſie es im Grunde nicht ſind. Sie täuſchen dadurch Andere und täuſchen auch für den Augenblick vielleicht ſich ſelbſt, jedoch mit Abſicht. Solche Leute ſind gefährliche Leute; ſie ſind im Stande, mit ſich fortzureißen, zu überraſchen, zu überrumpeln. Solche Leute könnte man wohl Lügner, wohl Schänder der Wahrheit nennen, indem ſie die Wahrheit ſelbſt nachäffen. Aber dieſer Vorwurf trifft keineswegeſ den Kammer-Conſulenten Dr. Klenze. Derſelbe zeigt ſich durchaus wahr in dieſer Beziehung. Nicht auf die leiſeſte Weiſe äfft er den Ton wahrer Ueberzeugung nach; er verſchmäht die Lüge, uns zu täuſchen. Er ſpricht freilich keinen Prolog, wie der wackere Zettel im Sommernachtstraum: „Wenn ich brülle, ſo erſchreckt nicht, hohe Herrſchaften, ich bin keineswegeſ ein Löwe, ſondern nur der Schneider Zettel," — dieſe Vorſichtsmaßregel freilich unterläßt er, aber der ganze Ton der Rede giebt doch allen die ehrliche Verſicherung, daß es nicht ſo ſchlimm gemeint ſey. Sie ſind nicht bei dieſer Rede zugegen geweſen aus bewußten Gründen, hochverehrteſter Ewald, allein ich bin überzeugt, daß, wenn Sie dieſelbe mit angehört, Sie ſich eines beifälligen Lächelns nicht enthalten, daß Sie in die Hände geklatſcht und laut gerufen hätten: „Gut gebrüllt, Löwe."

Aber Ewald iſt nicht nur ein bloßer Pedant, er iſt auch ein Schwärmer. Ich nenne einen Schwärmer einen Mann, der nach Ideen handelt, die nicht in der Wirklichkeit, ſondern

allein in ſeiner Phantaſie exiſtiren. Was ſind das nun für Ideen, die Ewald in ſeiner Broſchüre zur Sprache bringt? Er ſpricht von Recht, von Vaterlandsliebe, von Wahrheit und Ueberzeugungstreue. Das iſt der alte bekannte Schnickſchnack, den er aus ſeinen Römern und Griechen und wo ſonſt noch her geholt hat. Phantaſterei, Nichts als Phantaſterei! Alle Moral muß einen hiſtoriſchen Boden haben, ſie muß verwachſen ſeyn mit dem Volke, ſie muß im Innerſten des Volkes wiederklingen, ſonſt iſt es nur aufgedrungener, von außen her angewehter, phantaſtiſcher Kram. Wurzeln nun dieſe Ideen wirklich im Herzen der Mehrzahl, oder iſt es nur eine kleine Anzahl von Phantaſten, die ſich von ihren claſſiſchen Erinnerungen nicht losſagen kann? Ich bin der letztern Meinung. Das große Nationalſittengeſetz in Norddeutſchland, was das Volk verſteht und dem der gemeine Mann und der Vornehme huldigt, wenn er naturwahr ſeyn will, das ihm geläufig iſt und was er ohne krankhafte Anſtrengung mit Leichtigkeit und Sicherheit erfüllt, das iſt der große Spruch: „Leben und leben laſſen“. Das iſt des Deutſchen moraliſche Wahrheit, die ihn vom Wirbel bis zur Zehe durchdringt, alles Andere iſt krankhafte Ueberſpannung, Affectation.

Was haben die Sieben davon gehabt, daß ſie mit ihrem Rechtsgefühle ſo pomphaft in die Poſaune ſtießen? Landflüchtig ſind ſie geworden und mögen zuſehen, wo ſie wieder eine ſo gute Profeſſur, die ihren Mann reichlich nährte, bekommen mögen. Ewald hat von Glück zu ſagen, daß er noch ſo untergekommen iſt. Aber das ſollen ſie ſich nicht einfallen laſſen, ihre thörichten Grundſätze, die ſie ins Verderben geſtürzt haben, uns aufdringen zu wollen. „Leben und leben laſſen“ — der Spruch ſteht freilich nicht in der Bibel, aber er verdiente darin zu ſtehen. Er ſollte auf allen Staatswappen und auf allen öffentlichen Siegeln eingegraben ſeyn, als der aufrichtigſte, tiefſte Wahlſpruch der Nation.

Es iſt ein Grundſatz der Nationalökonomie, daß der Vortheil des Staates am Beſten gewahrt iſt, wenn jeder Einzelne den ſeinigen wahrt. Das läßt ſich auch analogiſch auf das Staatswohl und das Staatsglück übertragen. Ein Jeder ſehe zu, daß es ihm wohl gehe, ſo wird es auch dem Ganzen am Beſten gehen. Der Egoismus iſt die ächte, moderne Vaterlandsliebe. Ein Jeder ſuche ſich zu pouſſiren wie er kann, das iſt der Hebel, der die Staatsmaſchine in Bewegung ſetzt. Er iſt einfach und naturgemäß; er iſt nicht auf leere Allgemeinheiten gegründet, ſondern auf concretes, nationales Zeitbedürfniß.

Was ſteht dem Menſchen wohl näher wie ſeine Familie, ſeine Kinder? Selbſt das Thier liebt ſeine Kinder, um wie viel mehr der Menſch. Beweis genug, daß es die erſte Naturpflicht des Menſchen iſt, nächſt ſich für ſeine Familie zu ſorgen. Erſt ſorge für Dich und Deinen Magen, dann für Deine Frau und Deine Kinder, das iſt eine einfache Moral, wozu es keiner Illuſion und keiner Verſchrobenheit bedarf. Herr Kammer-Conſulent Dr. Klenze hat dieſen richtigen Pfad der Natur und der Wahrheit mit ſicherm Tacte eingeſchlagen und es iſt nicht zu billigen, wenn ein Schwärmer, wie Ewald, ihn deshalb verhöhnen will.

Auch iſt es nicht wahr, wenn Ewald behauptet, daß der Kammer-Conſulent Dr. Klenze feige ſey, wie er dieſes mit nüchternen Worten ausſpricht. Nein, derſelbe iſt nicht feige. Im Gegentheile iſt er mit großer Kühnheit und Offenheit ſeine Bahn gegangen. Gehört nicht Muth dazu, allen jenen hergebrachten Redensarten von Pflicht und Treue, von Wahrheit und Rechtlichkeit keck die Stirne zu bieten, und nur dem innern Gotte, der antreibt, dem innern Naturgeſetze rückſichtlos zu huldigen? Der Kammer-Conſulent hat es gethan, er hat das Geſchrei der vielen Phantaſten, der Ideologen, die es noch in Deutſchland giebt, mit heldenmüthiger Kühnheit verachtet; er hat ein Beiſpiel gegeben, wie man ſich durch ihre

Declamationen nicht irre machen laſſen und frank und frei zur Natur zurückkehren müſſe. Millionen von Schwachen, die mit ihm im Herzen ſympathiſiren, aber doch ſich wegen des Geſchreies jener Ueberbildeten noch nicht recht ſicher fühlen, die es noch nicht recht wagen, ohne falſche Beſchönigung dieſem ihren naturgemäßen Moralgeſetze zu folgen — denen iſt er ein wahres Muſter zur Nachahmung geworden. Ja, er iſt tapfer und ohne phantaſtiſche Beſchönigung dieſem ſeinem innern Berufe gefolgt, das muß Jeder, auch ſein Feind anerkennen. Denn die Redensarten, mit denen er ſeine Stellung gegen die Ideologen zu vertheidigen ſuchte, waren nicht ernſthaft gemeint und nur Folge hergebrachter Sitte und Convention. Daß man ihnen glauben würde, das hat er ſelbſt auch nie prätendirt. Deshalb möge Ewald nicht ferner einem Mann Feigheit vorwerfen, der ſo keck und tapfer gehandelt, wie weder Ewald, noch Dahlmann und die andern muthigen Männer es ihm nachzumachen wagen würden.

Auch iſt es unwahr, wenn Ewald behauptet, daß der Kammer-Conſulent ſich ſelber ungetreu geworden ſey. Nie iſt er ſich ungetreu gewotden; das Ziel, was er ſich geſteckt, hat er ſtets vor Augen behalten. Der Kammer-Conſulent hatte den richtigen Grundſatz, daß man ſich emporſchwingen müſſe. Er hätte ſich gern mit der Regierung ſchon im Jahre 1831 befreundet und ſeine Dienſte angeboten, allein das ging ſo leicht nicht. Wenn der obſcure Jüngling mit ſolchen Offerten angekommen wäre, ſo wäre er wahrſcheinlich lächelnd zurückgewieſen. Erſt muß man ſeine Talente zeigen, man muß ſich furchtbar machen, wenn man geſucht ſeyn will. Aus dieſem diplomatiſchen Axiome ging der Kammer-Conſulent zur Oppoſition und entwickelte dabei Verſtand, Witz und Redefertigkeit. Er iſt keiner Ueberzeugung untreu geworden, denn er hat nie eine gehabt; dem einzigen Grundſatze, der ihn trieb, ſich durch ſeine Geſchicklichkeit emporzuſchwingen und ſeine Dienſte nicht um Geringes,

um bloßen leeren Beifall zu verſchleudern, den hat er mit gewiſſenhafter, unwandelbarer Treue befolgt. Der Kammer-Conſulent Dr. Klenze bedurfte der Oppoſition und der Ideen von Rechten der Staatsbürger, um ſich zu zeigen und Terrain zu gewinnen. Seine näheren Bekannten haben nie an dieſen Motiven gezweifelt; für einen ſogenannten rein-politiſchen Charakter hat man ihn nie gehalten.

Der Kammer-Conſulent Dr. Klenze hat viele Aehnlichkeit mit Mirabeau in ſeiner politiſchen Laufbahn. Gleich wie jener erſchütterte er mit ſeiner mächtigen Beredtſamkeit die Grundfeſten der angeſtammten Herrſcherrechte; gleich wie jener bemühte er ſich ſpäter wieder gut zu machen. Aber der Kammer-Conſulent Dr. Klenze war glücklicher und conſequenter wie Mirabeau. Glücklicher, weil er noch lebt und nicht geſtorben iſt, wie jener, und dann, weil er Kammer-Conſulent wurde, wie jener nicht — und conſequenter, weil er kein Schwärmer war, wie Mirabeau, der bekanntlich nicht Alles wieder reſtauriren wollte, was von oben gewünſcht wurde. Mirabeau wurde freilich bezahlt, aber trotz dem wollte er ſeine eigne Ueberzeugung haben, ein Fehler, in welchen der Kammer-Conſulent Dr. Klenze wegen ſeiner höhern, rein objectiven Anſicht gewiß nicht verfallen wird.

Einen beſonderen Tadel möchte die Abſicht Ewalds erleiden, derenthalben er eigentlich das Pamphlet geſchrieben. Es iſt dieſes keine andere, als einen allgemeinen Abſcheu gegen das unwahre, unredliche Treiben — wie er es nennt — des Kammer-Conſulenten zu erregen. Bei uns würde eine ordentliche Cenſur dergleichen nicht durchgehen laſſen, aber die Schrift iſt in der Schweiz gedruckt. Dennoch wundern wir uns, daß ſie in Hannover nicht verboten iſt. Wir wollen die Worte Ewalds nicht citiren, weil ſie ſehr ſtark ſind, ſondern nur den Sinn derſelben angeben.

Ewald möchte die tolerante Geſinnung der Norddeutſchen gegen Das, was er irriger Weiſe für Frevel hält, in Strenge und

Verachtung umwandeln. Er möchte dem Kammer-Conſulenten Dr. Klenze in der öffentlichen Meinung ſchaden. Er möchte es dahin bringen, daß Jeder, der ſich einen Ehrenmann dünkt, ſich von ihm zurückzöge; daß man aufſtände, wenn er ſich neben Einen ſetzte; daß man auf der Straße mit Fingern auf ihn deutete. Er möchte ihn der öffentlichen Meinung überantworten, auf daß ſie an ihm ein Exempel ſtatuirte für künftige Zeiten. Ewald ſagt das nicht mit dürren Worten, aber wir ſind überzeugt, daß er es ſo meint. Iſt das chriſtlich? Stimmt das überein mit dem allgemeinen Nationalgefühle: „Leben und leben laſſen"? Wir hätten Ewald weniger Leidenſchaftlichkeit zugetraut.

Glücklicherweiſe iſt dieſes Streben Ewalds an der nationalen Sitte geſcheitert. Vergeblich ſucht er die Herzen vom heiligen Feuer (wofür er es hält) zu entflammen. So lange Herr Kammer-Conſulent Dr. Klenze eine graduirte Stellung im Staate einnimmt und ſeinen anſtändigen Gehalt bezieht, wird ihm immer die hohe Achtung von der Mehrzahl erwieſen werden, die dergleichen Charaktereigenſchaften verdienen. Sollte aber je demſelben das Unglück widerfahren, daß er ſeiner Stellung im Staate verluſtig würde und in Mangel und Noth geriethe, nun ſo würde die natürliche Folge allerdings die Geringſchätzung ſeyn, die Armuth und Verluſt des Ranges einmal mit ſich führen. Aber das würde Jedem widerfahren, der auch im entgegengeſetzten Sinne gehandelt hätte.

Es iſt Ewald alſo nicht gelungen, den guten Namen des Herrn Kammer-Conſulenten Dr. Klenze zu untergraben und ihn der Verachtung der Nation Preis zu geben. Zur Strafe für dieſes unchriſtliche Beginnen wünſche ich ihm, obgleich ich ſonſt nicht boshaft bin, daß Herr Kammer-Conſulent Dr. Klenze ſeine Drohung wahr machen möge, ihn injuriarum zu belangen, und daß demſelben die glänzende Genugthuung werde, daß ſein Gegner in eine namhafte Geldſtrafe verurtheilt werde, in eine Brüche, wie man es in Holſtein nennt.

Hannoversches Portfolio.

Sammlung von Aktenstücken zur Geschichte des hannoverschen Verfassungskampfes.

Erster Band,

enthaltend die bedeutendsten der bis Mai 1839 dem Bundestage übergebenen Vorstellungen.

Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1839.

Erſter Artikel.

(Am 24. Auguſt 1839.)

Submiſſeſte Vorſtellung und Bitte von Seiten des Magiſtrats und der Aelterleute der Stadt Osnabrück an die hohe deutſche Bundesverſammlung,

Anlage I. und II. betrifft:

die Aufhebung des in anerkannter Wirkſamkeit ſtehenden Staatsgrundgeſetzes für das Königreich Hannover vom 26. September 1833.

Eingereicht den 19. März 1839.

Wir gehen zur Betrachtung der einzelnen Theile des hannoverſchen Portfolios über. Den Anfang macht die Vorſtellung des Magiſtrats und der Aelterleute der Stadt Osnabrück an die hohe deutſche Bundesverſammlung. Dieſes iſt die erſte Eingabe, die von Hannover aus an die deutſche Bundesverſammlung gelangt iſt. Osnabrück hat ſich an die Spitze der Oppoſition geſtellt und den Weg gezeigt, der einzuſchlagen, auf welchem denn nach und nach ſo ziemlich das ganze Land nachgefolgt iſt. Irren wir nicht, ſo iſt Stüve der Verfaſſer dieſer Vorſtellung, ſo wie denn nicht zu verkennen, daß derſelbe einen höchſt bedeutenden moraliſchen Einfluß nicht nur auf Osnabrück, ſondern auf das ganze Königreich auszuüben ſcheint. Derſelbe ſcheint ein allgemeines Vertrauen zu genießen, ſowohl zu ſeinem Charakter als zu ſeiner Einſicht. Nicht leicht geſchieht ein Schritt von irgend einem einzelnen Mitgliede der Oppoſition oder von

einer Corporation, ohne daß Stüve um Rath gefragt würde. Die Oppoſition handelte anfangs planlos und ohne Zuſammenhang; ſie widerſprach ſich in ihren einzelnen Erklärungen und Maßregeln; die iſolirten Handlungen zeigten deutlich, wie wenig Rechtsprincipien und wie wenig Sicherheit in den Charakteren war. Allmählig bildete ſich ein Mittelpunkt in der Perſon von Stüve, und von dieſem Mittelpunkte aus kam Einheit und Uebereinſtimmung in die Operationen. In der That, eine ſolche Stellung, einzig und allein durch Verdienſt und Tüchtigkeit errungen, iſt eben ſo ſelten in Deutſchland, als ſchön und beneidenswerth. Es gehört gewiß ein ungewöhnlicher Grad von Bedeutendheit dazu, um das allgemeine Vertrauen auf Rechtlichkeit, Mäßigung, Kraft und Klugheit dergeſtalt zu erwerben, daß der Deutſche, der Nichts lieber thut als auf eigne Hand zu agiren oder unthätig zu ſeyn, ſich freiwillig unterordnet. Und um ſo bedeutender tritt Stüves Perſönlichkeit in dieſer Stellung hervor, wenn man bedenkt, daß derſelbe dem großen Haufen eben keine Conceſſionen gemacht, nie „der Sclaverei des Volksdienſtes" gefröhnt, nie um eine falſche Popularität gebuhlt hat. Im Gegentheile hat er ſich nicht geſcheut, den liberalen Schreiern entſchieden und ſchroff entgegen zu treten, wenn ſeine Ueberzeugung von ihren Wünſchen abwich. Es iſt ein gutes Zeichen für unſer Volk, daß eine ſolche Charakterfeſtigkeit, ein ſolches Stehen auf den eignen Füßen ſich auf die Länge immer durch allgemeine Anerkennung belohnt. Nichts erwirbt das Vertrauen des Deutſchen mehr, als ein ſcharf ausgeprägtes Selbſtgefühl, eben weil es eine Seltenheit bei ihnen iſt und den Meiſten mangelt. Das Aufgeben der eignen Perſönlichkeit, um mit der augenblicklichen Volksmeinung zu buhlen, kann wohl für den Augenblick Glück machen, aber es hält ſich nicht lange. Ein richtiger Inſtinct ſagt dem Volke, daß es ſich an Eitelkeit, Liebedienerei oder Autoritätenglauben nicht anſchließen darf, ſondern daß es nur da einen ſichern Führer

findet, wo die Ueberzeugung auf eigner, innerſter Sicherheit wie auf einem unerſchütterlichen Felſen ruht.

Stüves Stellung und Einfluß iſt in der That in der neueſten Geſchichte Norddeutſchlands einzig in ihrer Art und deutet, wie viele andere Zeichen, auf eine heranreifende politiſche Mündigkeit des Volkes hin. Denn die politiſche Mündigkeit beſteht keineswegs in dem eigenwilligen Durcheinanderſchreien Aller, ſondern eben darin, daß die Einzelnen ſich ihrer Individualität in Nebendingen zu entäußern, daß ſie ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken zu vereinigen und unter tüchtigen Führern das Weſentliche durch tüchtiges und beſonnenes Handeln zu erſtreben wiſſen. Stüve empfängt Nachrichten aus allen Theilen des Landes und theilt Rath aus nach allen Seiten hin; Staffetten gehen nach Osnabrück hin und zurück; ganz von ſelbſt, ohne Intrigue, ohne Rival, ohne Abſtimmung hat er die Stelle eines Dictators der Oppoſition eingenommen; es iſt ſeine naturgemäße Stellung. Die Gegner kennen ſeinen Einfluß und hegen einen glühenden Haß gegen ihn. Sie lauern ihm auf und bewachen alle ſeine Schritte; das kleinſte Abweichen von der Bahn der ſtrengſten Geſetzmäßigkeit würde ihn ihren Händen überantworten. Aber Stüve iſt ſo durch und durch der Mann des Geſetzes, daß er lächelnd mit überlegener Leichtigkeit und Sicherheit dieſe Bahn wandelt. Er bewegt ſich mit höchſter Freiheit auf dieſem Terrain, ohne ängſtliches Schwanken, ohne Gefährde und Gene, und weiß dabei die natürlichen Vortheile deſſelben gründlich auszubeuten.

Wir gehen jetzt zur Betrachtung des Inhaltes dieſer Vorſtellung über. Eine gründliche Prüfung und Ausführung würde ſowohl dem vorgeſchriebenen Raume dieſer Zeitſchrift nicht entſprechen, als auch unſern Kräften nicht angemeſſen ſeyn. Wir beſchränken uns daher auf Hervorhebung einiger Punkte, die uns beſonders wichtig und intereſſant erſcheinen.

§. 1 enthält die Einleitung, §. 2 die Erzählung des Thatbestandes, der allen unsern Lesern genugsam bekannt ist, §. 3 enthält die Beschwerde; diese wird geführt über

I. die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes durch das Patent vom 1. November 1837, und über

II. die Berufung einer in jeder Beziehung verfassungswidrigen Versammlung, um sowohl über eine neue Verfassungsurkunde, als über sonstige Rechte der Unterthanen an der Stelle einer legalen Ständeversammlung zu entscheiden, wie solches durch die Proclamation vom 7. Januar 1838 geschehen ist.

§. 4 führt aus, daß der Zeitpunkt der Anbringung der Beschwerde ein richtiger sey, und daß namentlich durch die Verspätung noch keine Rechte vergeben und verabsäumt seyen.

Hierbei können wir nun nicht umhin zu rügen, daß die Vorstellung häufig gegen Einwürfe zu Felde zieht, die ihr vernünftiger Weise von Niemand gemacht werden können. Ein solches Fechten gegen Windmühlen schwächt aber den Eindruck, den die Stellen sonst hervorbringen würden, wo es sich um Widerlegung möglicher und gewichtiger Einwürfe handelt. Auch ist das Bestreben, allen möglichen thörichten Sophismen gleich von vorn herein zu begegnen, ein ganz vergebliches; die Gegenreden der Dummheit oder der Chikane lassen sich nie vorherberechnen, denn ihre Zahl ist legio. Vor einer gebildeten und aufgeklärten Behörde hat man auch nicht nöthig, Das, was sich von selbst versteht oder was sich von selbst widerlegt, erst des Breitern zu besprechen und zu deduciren, und so scheint uns, aufrichtig gesagt, in dem ängstlichen Bestreben, jeden möglichen noch so schwachen und lächerlichen Einwand zu widerlegen — ein Bestreben, wovon diese Vorstellung nicht ganz frei zu sprechen — ein gewisser Mangel an Vertrauen zu der Einsicht einer hohen Bundesversammlung zu liegen, das jedenfalls durchaus unbegründet ist und im höchsten Grade mit den wichtigen Functionen dieses höchsten Gerichtshofes unseres

Vaterlandes contraſtirt. Zur Entſchuldigung könnten die Verfaſſer dieſer Vorſtellung vielleicht anführen, daß ihnen von den Gegnern allerdings ſolche Einwürfe gemacht ſeyen, die allem geſunden Menſchenverſtande und allem Rechtsgefühle entſchieden widerſprächen, allein das berechtigt ſie nicht, die höchſte deutſche Gerichtsbehörde, die aus den bedeutendſten Diplomaten und Kennern des deutſchen Staatsrechts zuſammengeſetzt iſt, dadurch zu beleidigen, daß ſie eine Widerlegung ſolcher Nichtigkeiten für nothwendig achten. Und für nothwendig müſſen ſie ſolche Expectorationen doch wohl gehalten haben, denn ſonſt würden ſie dieſelben weggelaſſen haben. Ueberflüſſiges gehört in keine ſo wichtige Schrift; es ſchwächt den Eindruck und ſchadet dem Charakter derſelben.

§. 5 unterſucht die Frage, ob die Unterthanen befugt ſeyen zufolge des 13ten Artikels der Bundesacte in dem Sinne, welchen ſie nach der Entwickelung der wiener Schlußacte hat, Beſchwerde zu führen über geſetzwidrige Aufhebung der Verfaſſung oder über Verletzung von verfaſſungsmäßigen Rechten. Auch dieſe Unterſuchung ſcheint überflüſſig, beſonders da ſchon ein Präjudiz in der braunſchweigiſchen Angelegenheit dafür entſchieden hatte.

Eine andere Frage von mehr Betracht, wiewohl unſerer Anſicht nach die Beantwortung derſelben eben ſo unzweifelhaft, wird in den §§. 6, 7 und 8 aufgeworfen und erledigt. Es iſt dieſes die Frage, *welchen* Unterthanen denn die Klage über Verfaſſungsverletzung bei der hohen Bundesverſammlung zuſtehe?

Im Grunde kann darüber eben ſo wenig ein Zweifel obwalten. Der Bundestag hat die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehenden Verfaſſungen garantirt und damit ausgeſprochen, daß dieſelben auf keine andere Weiſe, als auf eine durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmte, abgeändert werden dürfen. Es iſt demnach ganz gleichgültig, wer klagend über Verfaſſungsverletzung auftritt, ob die Ständeverſammlung, ob irgend eine andere Corpo-

ration oder ob irgend ein Einzelner; Verfaſſungsverletzungen ſollen zufolge des Bundesbeſchluſſes nicht ſtattfinden, gleichviel ob eine Majorität oder eine Minorität, ob das ganze Land oder ob irgend ein Einzelner ſich dadurch gravirt fühlt. Nur den einzigen Beweis kann die Bundesverſammlung von dem Beſchwerdeführenden verlangen, daß er die ihm verfaſſungsmäßig zuſtehenden Rechtsmittel zuvor verſucht und erſchöpft habe, ehe er ſich an ſie ſelbſt wendet. In dieſem Beweiſe liegt ſeine Legitimation; das Factum, daß er ſich rückſichtlich Verfaſſungsrechte gekränkt fühlt und daß ihm die durch die Verfaſſung zuerkannten Rechtsmittel und Wege verweigert oder vorenthalten ſind, iſt völlig hinreichend, um ihn als Klagenden vor der hohen Bundesverſammlung zu legitimiren. Dieſer Satz iſt ſo einfach und klar, daß man gar nicht darauf hinzuweiſen brauchte, wenn die Erfahrung nicht zeigte, daß eine unbegreifliche Verwirrung der Begriffe darüber herrſchte. Referent erinnert ſich einer Geſellſchaft, in der er ſich vor einiger Zeit befand, wo die Rede davon war, ob die einzelnen Corporationen das Recht hätten, beim Bundestage zu klagen oder nicht. Mehrere meinten, daß dieſes nicht anginge, weil der Bundestag ja nicht wiſſen könne, ob eine ſolche Klage auch Wunſch der Majorität im Lande ſey? Als ob es bei Rechtsfragen auf Majorität oder Minorität ankäme! Kein Menſch beſtreitet der Majorität das Recht, auf verfaſſungsmäßigem Wege die Landesverfaſſung zu ändern, aber auf dieſen Weg iſt ſie rechtlich gebannt und darf davon nicht abweichen, ſo lange auch nur ein Einzelner dagegen proteſtirt; ja ſelbſt wenn ſich Niemand fände, der dagegen aufträte, ſo würden noch die Nachkommen das Recht haben, alle nicht verfaſſungsmäßigen Beſchlüſſe anzufechten. Das Land kann ſich ſeine eigenen Geſetze machen, aber nur in der vorgeſchriebenen Form, und dieſe vorgeſchriebene, vom Bundestag garantirte Form kann jeder Betheiligte reclamiren; und daß jeder Unterthan ein Betheiligter, das wird wohl Niemand in Abrede ſtellen.

Uebrigens waren es nicht ungebildete Leute, nicht Laien, die dieſe unbegründete Anſicht in jener Geſellſchaft verfochten, nein, es waren ſtudirte Juriſten, die im Rufe großer Tüchtigkeit ſtanden, und die doch eine ſo heilloſe Verwirrung der einfachſten Rechtsbegriffe an den Tag legten. Ja es ſieht ſchlimm aus mit den Rechtsbegriffen und dem Rechtsgefühle der armen Deutſchen, ſobald es ſich um einfache, praktiſche Fragen der Gegenwart handelt. Was hilft es uns, daß wir eine Maſſe weltberühmter Rechtslehrer haben, daß Tauſende unſerer Jünglinge alljährlich zu ihnen wallfahrten und andächtig ihrer römiſchen und deutſchen Rechtsweisheit lauſchen, wenn der Rechtsſinn nicht einmal in ſo weit gebildet wird, daß über das A B C des täglichen Lebensverkehres, über die einfachſten Grundfragen unſeres heutigen Rechtszuſtandes einigermaßen Klarheit obwaltet? Wahrlich es iſt ein Glück, daß die hohe Bundesverſammlung aus andern Männern zuſammengeſetzt iſt, als aus jenen hamburger Juriſten.

Die Vorſtellung führt nun aus, daß der Ständeverſammlung, nämlich der wahren verfaſſungsmäßigen, eine Beſchwerde unmöglich geweſen ſey, ohne illegal zu handeln. Die Sache begreift ſich leicht; ohne den König kann die Ständeverſammlung nicht zuſammenkommen, und er wird ſie nicht zuſammenberufen, wenn er weiß, daß ſie eine Klage beim Bundestage beabſichtigt, und wenn er ſie dennoch zuſammenberiefe, würde er ſie ſicher auf der Stelle auflöſen, ſobald ſie Miene macht, eine ſolche Klage zu berathen. Der Ständeverſammlung allein alſo das Recht einer Klage wegen Verfaſſungsverletzung vindiciren, hieße nichts Anderes, als dieſes Recht factiſch annulliren und die Ausübung deſſelben unmöglich machen. Wir haben eben bemerkt, daß auch überhaupt von einem ausſchließlichen Rechte zu klagen nie die Rede ſeyn könne, ſondern, daß dieſes jedem Betheiligten zuſtehen müſſe. Die Ständeverſammlung möchte allerdings ein ſehr geeignetes Organ von beſonderem

moraliſchen Gewichte ſeyn, allein in dem Falle, daß ſie dieſes verſchmähte zu ſeyn, oder, wie es ſich wenigſtens als möglich denken ließe, ſelbſt die Verfaſſung verletzte, ſo würde Niemand dadurch von der Uebernahme und Handhabung dieſes Rechts ausgeſchloſſen ſeyn, weder der Fürſt noch irgend ein Unterthan. Dieſe Ausführung iſt alſo eine völlig müßige; denn was die Ständeverſammlung gethan oder unterlaſſen hat, ſteht daher in keiner Beziehung zu dem Rechte des Unterthanen. Der einzige Nachweis war nöthig, daß die Ständeverſammlung nicht zuſammen, und daß alſo der verfaſſungsmäßige Weg der Klageführenden, vorerſt bei ihr ſich zu beſchweren und ihre Vermittelung in Anſpruch zu nehmen, nicht willkührlich überſprungen, ſondern unmöglich geweſen ſey.

Die Vorſtellung geht bei dieſer Gelegenheit wieder auf Thatſachen und Rechtsfragen ein, die mit ihrem Zwecke, ihre Unterzeichner als klageberechtigt zu legitimiren, in gar keinem Zuſammenhange ſteht. Sie ſagt unter Anderm:

„Man kann ferner behaupten, und das iſt vielfach geſchehen: „„Se. Majeſtät ſeyen zur Vertagung nicht eher ermächtigt geweſen, als nachdem Allerhöchſtdieſelben in Gemäßheit des §. 13 des Staatsgrundgeſetzes die Verfaſſung unverbrüchlich feſtzuhalten gelobt. Vor ſolchem Gelöbniß ſey jede Regierungshandlung — alſo auch die Vertagung — unzuläſſig geweſen und hätten Stände ſolcher nicht weichen dürfen.“ “

„Eine Weigerung aber, die Vertagung anzuerkennen, würde auf einen Weg geführt haben, wodurch jeder Zuſtand von Recht und Gerechtigkeit zu Grunde gerichtet wäre. Wir dürfen anführen, wenn wir auch nicht uns darauf ſtützen wollen, daß dem §. 13 des Staatsgrundgeſetzes derzeit von höchſt gewichtigen Stimmen aus der Regierung eine dem nackten Wortlaute allerdings entſprechende, rein enuntiative Deutung gegeben worden, welche Sr. Majeſtät durchaus keine Pflicht ausdrücklicher

Anerkennung der Verfaſſung vor dem Regierungsantritte auflegte. Jedenfalls war von Sr. Königl. Majeſtät noch kein Schritt geſchehen, der eine Aufhebung der Verfaſſung befürchten ließ. Die Stände, die den Gehorſam geweigert hätten, würden eine rein aggreſſive Stellung eingenommen und ſo Dasjenige zerſtört haben, was zu ſchützen ihnen oblag, Recht, Ordnung und Ruhe." —

Was in aller Welt hat die Frage, ob Se. Majeſtät zur Vertagung jener Kammer, die damals ſtumm und betrübt auseinanderging, berechtigt war und ob die Kammer derſelben hätte Folge leiſten ſollen oder nicht, mit der Legitimation der Bittſteller zu thun? Es iſt ganz gleichgültig, ob in Bezug auf den §. 13 der Verfaſſungsurkunde der König, indem er die Kammer vertagte und alſo eine Regierungshandlung vornahm, bevor er das dort ausgedrückte Verſprechen geleiſtet, die Verfaſſung übertreten oder nicht; eben ſo iſt es ganz gleichgültig, ob die Kammer, indem ſie Folge leiſtete, der Verfaſſung gemäß handelte oder nicht. Gleichgültig nämlich in Beziehung auf die Legitimationsfrage des Magiſtrats und der Aelterleute von Osnabrück; ihr Recht, zu klagen, bleibt daſſelbe, gleichviel, ob der Fürſt allein oder ob die Kammer zugleich mit die Verfaſſung verletzt. Für einen Fehler der Kammer können die übrigen Unterthanen nicht verantwortlich ſeyn, denn daß durch das ſtillſchweigende Auseinandergehen der Kammer nicht die ganze Verfaſſung verfaſſungsmäßig aufgehoben, das wird Niemand zu behaupten einfallen, und ſelbſt wenn dieſes der Fall wäre, ſo hat das nur auf die Entſcheidung der Klage, nicht aber auf die Annahme der Klage von Seiten des Bundestages und auf die Legitimationsfrage der Supplikanten Einfluß. Wenn die Bittſteller ſich gedrungen fühlten, das Verfahren jener Kammer vor der öffentlichen Meinung zu vertheidigen, ſo haben ſie den Platz dazu ſchlecht gewählt, indem ſie ihre Defenſion in eine

ſolche Abtheilung ihrer Vorſtellung eingeſchoben haben, die mit ihrem Zwecke durchaus Nichts zu thun hatte.

Hiebei können wir nicht unterlaſſen zu bemerken, wie ſowohl in dieſer Vorſtellung als in den beiden folgenden ſich neben dem lobenswürdigen Streben der Rechtsvertheidigung auch das eitle und egoiſtiſche Verlangen einzelner Oppoſitionsmitglieder kund giebt, ihr Verfahren zu rechtfertigen und alle etwaigen begangenen Fehler künſtlich und ſophiſtiſch mit einem gewiſſen Scheine von Recht zu übertünchen.

So ſehr Jedermann die männliche Haltung des hannoverſchen Landes in dieſem Augenblicke anerkennen und bewillkommnen muß, ſo kann doch Niemand verkennen, daß im Anfange des Streites von den Einzelnen ſowohl als von den Corporationen eine große Menge Fehler begangen, und daß aus innerer Unſicherheit und aus nicht lobenswürdigem Schwanken die Baſis des Rechtes oft für den Augenblick aufgegeben iſt. Wir brauchen hier nur an die Wahlen, an das Zuſammentreten einer ungeſetzmäßigen Kammer, die ſich trotz dem als competent gerirt, ꝛc. zu erinnern. Fern ſey es von uns, dieſe in der erſten Ueberraſchung begangenen Schwachheiten zu ſchroff zu rügen. Wir Deutſchen ſind noch zu ſehr im erſten Jugendalter ſelbſtſtändigen Staatsbürgerthums, als daß ſich gleich eine durchgehende männliche Feſtigkeit zeigen könnte, und daß nicht zuweilen etwas Menſchliches mit unterliefe. Fehler gehören zu jedem Bildungsgange als Warnungen und Beiſpiele, wie man es in Zukunft nicht zu machen habe. Aber Erkenntniß und offenes Eingeſtändniß des begangenen Verſehens kann man wohl von Denen verlangen, denen es um die Sache zu thun iſt, zumal wenn ſie als Führer und Bildner des Volkes ſich hinſtellen. Bei dem hannoverſchen Verfaſſungskampfe kommt es weit weniger auf Erreichung eines augenblicklichen Reſultates an, als daß dieſer Kampf eine Schule für das ganze Volk werde für Erkenntniß ſeiner ſtaatsbürgerlichen Pflichten

und zur Belebung einer freien, gerechten, ſelbſtſtändigen Geſinnung. Die aber, die jetzt ihre begangenen Fehler zu vertuſchen und dadurch den richtigen Sinn des Volkes irrezuleiten ſuchen, ſtatt durch freiwilliges Eingeſtändniß und Auseinanderſetzung der Mängel ihrer bisherigen Handlungsweiſe ihre Mitbürger aufzuklären, die verkennen ganz die Bedeutung des Kampfes und ſäen ſtatt politiſcher Bildung nur Rechthaberei und unwürdigen Parteihaß. Es iſt ganz unpatriotiſch, in die Vertheidigung der Rechte des Landes auch die Vertheidigung der eignen Handlungsweiſe mit hineinzumiſchen, es ſey denn, daß jene mit dieſer in engſter Beziehung ſtehe. Das iſt aber keineswegs der Fall, ſondern in der Regel wird jene durch dieſe nur erſchwert, und eine Frage, die an ſich höchſt einfach iſt, wird dadurch complicirt und verwickelt, wie wir dieſes weiter unten an bedeutenden Beiſpielen bei den folgenden Eingaben ſehen werden. Weit edler, männlicher und wirkungsreicher wäre es, wenn die Männer von Einfluß, die ſich unmännlicher Nachgiebigkeit bewußt, jetzt entſchloſſen ſind, wieder gut zu machen — wenn dieſe nicht auf die öffentlichen Erklärungen und Eingaben der Corporationen dahin zu influenciren ſuchten, daß dieſe nun auch das Benehmen der Oppoſition Schritt für Schritt zu vertheidigen ſuchte, und auch da, wo es moraliſch und rechtlich nicht zu vertheidigen iſt. „Es iſt wahr, es iſt von Einzelnen mannigfach gefehlt, die Rechtsbaſis hat einer unwürdigen Pſeudo-Klugheit, ſogenannten politiſchen Rückſichten weichen müſſen, aber das in anerkannter Wirkſamkeit geſtandene Staatsgrundgeſetz von 1833 konnte nur auf verfaſſungsmäßige Weiſe aufgehoben werden, und dieſe verfaſſungsmäßige Aufhebung iſt trotz aller unſerer tadelnswerthen Conceſſionen, Nachgiebigkeiten und furchtſamen Retiraden und Ausweichungen nicht zu Stande gekommen.“ Das ſollte die Sprache der Männer ſeyn, die ſich eines Verſehens bewußt ſind, eine ſolche Sprache würde einſchlagen in die Herzen des Volkes und die

Begriffe erhellen, während das Bestreben, Schritte zu vertheidigen, die nicht zu vertheidigen sind, nur Verwirrung anrichtet. Besonders aber gehört dergleichen nicht in eine Eingabe an die Bundesversammlung. Die Rechtsfrage ist klar; warum damit noch Dinge vermischen, die wenigstens zweifelhaft sind und die der Hauptdeduction viel von ihrer Schärfe und Spitze nehmen müssen? Wenn die einzelnen Deputirten, Wähler, oder Mitglieder von Corporationen den Wunsch hegen, die Gründe und Motive zu ihrer Nachgiebigkeit ihrem Volke vorzulegen, so ist das ein natürlicher und sehr zu billigender Wunsch, und wir wünschen, daß sich recht Viele auf diese Weise vor der öffentlichen Meinung verantworten mögen. Es kann das nur Bildung und Lebendigmachung derselben bewirken. - In solchen Privatansprachen mögen sie denn weitläufig entwickeln, was sie bei ihrem Verfahren gedacht, gewünscht und beabsichtigt, wie sich dasselbe auf die mildeste Weise erklären lasse und was sie bestimmt habe, wieder entschiedener aufzutreten ꝛc. Aber in eine Eingabe an den Bundestag, deren Zweck die streng-juristische Vertheidigung der Landesrechte, gehören dergleichen allotria nicht.

Da wir einmal bei diesem Capitel sind, so können wir der Versuchung nicht widerstehen, den oben angeführten passus in der Vorstellung etwas näher zu beleuchten. Ein Journal darf sich schon eher dergleichen Abschweifungen erlauben, wie eine Rechtsdeduction an die höchste deutsche Behörde.

Unserer Ansicht nach, die aber blos auf einer psychologischen Vermuthung beruht und also sehr irrig seyn kann, wäre der ganze passus nicht in die Vorstellung hineingekommen, wenn Stüve nicht Mitglied des Magistrates in Osnabrück wäre. Was konnte den Magistrat in dieser Eingabe die Vertheidigung der Kammer von 1837 angehen, da dieselbe mit der Rechtsfrage in keinem Zusammenhange stand? Allein Stüve war selbst Mitglied dieser Kammer gewesen und er hat wahrschein-

lich dieſe Gelegenheit benutzt, um den ihr gemachten Vorwürfen auf dieſe Weiſe zu begegnen und zugleich in den Augen des Bundestages dieſe Vorwürfe zu Anſprüchen auf Lob wegen ihrer Mäßigung und Ordnungsliebe umzuwandeln. Dieſe kleine Schlauheit möchte aber leicht durchſchaut werden und wenig helfen.

Bekanntlich enthält der §. 13 der hannoverſchen Verfaſſungsurkunde die Beſtimmung, daß der König bei ſeinem Regierungsantritte ein Verſprechen auf das Staatsgrundgeſetz leiſten werde, worauf ihm das Land zu huldigen habe. Leider haben wir die Verfaſſungsurkunde nicht zur Hand, ſonſt würden wir den §. 13 ſo wie den Entwurf deſſelben, wie er anfangs von der Ständeverſammlung ausging (indem dieſer zu ſeiner Interpretation Manches beitragen möchte), für unſere Leſer hier abdrucken laſſen. Wir wollen daher nur bemerken, daß die Wortfaſſung deſſelben einen dreifachen Sinn zuließ.

1) Einen prophetiſchen, wenn man den Paragraphen als eine Prophezeihung der Ständeverſammlung und des verſtorbenen König Wilhelms IV. betrachtet, und zwar in ſofern, als der Sinn dann ſeyn werde: Der §. 13 der Verfaſſungsurkunde prophezeiht, daß jeder durchs Erbrecht berufene Nachfolger ein Verſprechen auf Haltung des Staatsgrundgeſetzes ablegen wird. Dieſe Interpretation möchte eine verwerfliche ſeyn, weil ſowohl weder jener erhabene Monarch noch ſämmtliche Mitglieder jener conſtituirenden Verſammlung, bei aller ihrer ſonſtigen geiſtigen Einſicht, doch unſers Wiſſens nie die Gabe der Prophezeihung geübt und nie eine innere Erleuchtung über die Zukunft prätendirt haben. Auch wären ſie falſche Propheten geweſen.

2) Kann man auch einen Wunſch darin erblicken, ſo daß alſo der Sinn ungefähr der ſeyn möchte: Der §. 13 der Verfaſſungsurkunde hegt den frommen Wunſch, daß jeder durchs Erbrecht berufene Nachfolger ein ſolches Verſprechen bei ſeinem Regie-

rungsantritte leiſten möge. Aufrichtig geſagt, gefällt uns dieſe Interpretation nicht viel beſſer als die vorige. Die Verfaſſungsurkunde war nicht beſtimmt, Wünſche, ſondern Geſetze auszudrücken. Sie war ein ganz unpaſſendes Gefäß für Wünſche, und es läßt ſich kaum annehmen, daß ſo viele einſichtsvolle Männer das Unangemeſſene eines ſolchen Inhalts nicht eingeſehen haben ſollten.

3) Könnte man den Satz auch als ein Geſetz interpretiren, ſo daß alſo ungefähr folgender Sinn ſich herausſtellte: Der durch Erbfolge berufene Nachfolger tritt die Regierung an, und es wird ihm gehuldigt, nachdem er zuvor das p. p. Verſprechen u. ſ. w. geleiſtet. Auf dieſe Weiſe enthielte der §. 13 eine Bedingung sine qua non, und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Interpretation Manches für ſich hat. Man kann freilich einwerfen, daß in dieſem Falle die Worte etwas deutlicher hätten ausgedrückt werden ſollen, und daß es gut geweſen wäre, wenn man dieſes pactum recht concis in den §. 13 aufgenommen habe. Allein wenn man die große Höflichkeit der Deutſchen bedenkt, zumal höchſten Perſonen gegenüber, und die Kühnheit des Gedankens in Rechnung bringt, ſo wird man es leicht erklärlich finden, wenn die Herren von der conſtituirenden Verſammlung zu ihrer eigenen Beruhigung durch die Faſſung wenigſtens das Heroiſche, was in dem Gedanken lag, ſo ſehr als möglich zu mildern ſuchten. Uebrigens würden die Herren, die ja meiſtentheils noch leben, uns am beſten darüber belehren können, was ſie bei Faſſung jenes Paragraphen gedacht und ob ſie überhaupt etwas dabei gedacht, oder ihn abſichtlich in intereſſanter Unbeſtimmtheit redigirt haben.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß für letztere Interpretation ſich viel ſagen läßt. Auch kann man wohl annehmen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, daß ein großer Theil der 1837 verſammelten Stände den §. 13 ſo

auslegten, wie hier zuletzt ausgeführt, und wie die Vorstellung in der angeführten Stelle ja selbst zu verstehen giebt.

Als der König Wilhelm IV. gestorben war, ließ der Nachfolger desselben dem Präsidenten der zweiten Kammer, Rumann, anzeigen, daß er die Kammer vertage. Durften nun diejenigen Mitglieder, welche der Ansicht waren, daß der Nachfolger noch gar nicht die Regierung angetreten hätte, folglich auch zu solcher Vertagung gar nicht berechtigt sey, diesem Befehle gehorchen? Zufolge ihres der Verfassung geleisteten Eides durften sie es nicht. Die Verfassung schreibt Gesetze vor, aus denen Pflichten entspringen. Die Beobachtung dieser Pflichten ist keineswegs eine willkührliche, die man nach Gutdünken ausüben oder unterlassen darf, sondern sie ist eine unbedingte. Zumal sind die Volksrepräsentanten an die Beobachtung der in der Verfassung enthaltenen Vorschriften mit sammt den daraus fließenden Consequenzen gebunden, und wenn sie wissentlich dem entgegenhandeln, so brechen sie ihren Eid. Wie benahm sich aber die Kammer bei dieser Gelegenheit?

Der Präsident Rumann setzte die Kammer in Kenntniß, daß er ein Rescript vom Ministerium erhalten, demzufolge Se. Majestät die Kammer vertage; darauf fragte er, ob irgend Jemand etwas zu bemerken habe. Es erfolgt tiefes Stillschweigen. Endlich tritt das Mitglied von Osnabrück, Stüve, auf und sagt bescheidentlich: Mein Herr Präsident, ich glaube, daß Se. Majestät der König die Regierung noch gar nicht angetreten haben. Darauf abermaliges, allgemeines Stillschweigen, welches der Präsident endlich dadurch unterbricht, daß er die Sitzung schließt und die Kammer vertagt.

Hieraus geht hervor, daß wenigstens Stüve der Ansicht war, daß der König die Regierung noch nicht angetreten habe und zu keiner Vertagung berechtigt war. Hat er aber nun als Landstand und beeidigter Verfechter der Verfassung seine Pflicht gethan, indem er es bei dieser schüchternen Andeutung

bewenden ließ? Wahrlich nicht; er mußte seine Gründe für seine Ansicht entwickeln und den Antrag stellen, daß die Kammer demgemäß handle. Er mußte die Sache zur Discussion bringen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Ueberzeugung verfechten, er mußte Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um seine Collegen zu überzeugen, wie er dieses bei andern weniger wichtigen Punkten oft genug gethan. Er hätte vermöge seiner Ansicht consequenterweise den Vorschlag stellen müssen, daß die Kammer dem Rescripte der Vertagung nicht Folge leisten und die Gründe ihrer Weigerung in einer ehrerbietigen Vorstellung an Se. Majestät, den jetzigen König, auseinanderlegen solle. So, wie er es gemacht, hat er nur gezeigt, daß er wohl wisse, was zu thun sey, daß er aber nicht die Entschlossenheit besitze, es auszuführen.

Uebrigens läßt sich Stüve das Verdienst nicht absprechen, daß er wenigstens die Sache leise, wenn auch unvollkommen, anregte, während seine Collegen nicht einmal den Muth hatten, den Mund aufzuthun. Man kann freilich einwenden, daß diese wahrscheinlich die Stüvesche Interpretation nicht getheilt, sondern sich jener prophetischen oder jener frommen Auslegung angeschlossen hätten. Allein, wenn das der Fall war, warum widersprachen sie denn nicht? Von einem Widerspruche gegen den von Stüve ausgesprochenen Satz konnte sie doch nicht die geringste äußere Rücksicht abhalten; wer von ihnen wirklich die Ueberzeugung gehabt hätte, daß der König im Rechte sey, der würde gewiß nicht haben diese Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu verfechten. Eben in dem Stillschweigen Aller liegt daher die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß sie Alle im Herzen Stüve Recht gaben, daß aber kein Einziger Selbstgefühl genug besaß, seine Ueberzeugung laut werden zu lassen.

Und wenn sie nur wenigstens discutirt hätten, wenn sie nur über die Interpretation des §. 13 sich verständigt, wenn sie wenigstens eine Verwahrung eingelegt hätten! Aber so ganz

betreten auseinanderzugehen, ſo ganz überdemüthig und verlegen, wahrlich, ich kann mir nicht leicht ein unmännlicheres Schauſpiel denken!

Und wie ſehr ſchlagen ſich Magiſtrat und Aelterleute der Stadt Osnabrück ſelbſt, wenn ſie in einer Rechtsvertheidigung ein ſolches Aufgeben von Rechten zu rechtfertigen ſuchen! „Die Stände, die den Gehorſam geweigert hätten, würden eine rein aggreſſive Stellung eingenommen und ſo Dasjenige ſelbſt zerſtört haben, was zu ſchützen ihnen oblag, Recht, Ordnung und Ruhe!“ Was thut der Magiſtrat von Osnabrück denn jetzt anders, als daß er eine „rein aggreſſive Stellung“ einnimmt? Was thut er denn jetzt anders, als daß er den „Gehorſam“ verweigert? Nein, Gehorſam dem Geſetze und dem rechtmäßigen Könige, aber Widerſtand der Willkühr! Nachgeben gegen Willkühr, das iſt mehr als Gehorſam, das iſt ſclaviſche Unterwürfigkeit. Wahrlich, es ſteht Leuten ſchlecht an, die eben das Abweichen von der Rechtsbaſis aus ſogenannten politiſchen Rückſichten rechtfertigen, ſich dann ſogleich wieder auf dieſelbe zu ſtellen und auf dieſe Rechtsbaſis zu pochen! Wenn man ihnen nun einwendete: eben um „Recht, Ordnung und Ruhe“ zu erhalten, ſollt Ihr von Eurer Oppoſition ablaſſen; Das, was Ihr an jener Kammer billigt, das nehmt ſelbſt zu Herzen; wenn Ihr alle nachgebt und „Gehorſam“ leiſtet, ſo iſt die „Ordnung und Ruhe“ mit einem Male wiederhergeſtellt! — was wollten ſie dann antworten? In der That, es iſt ein eigner Grundſatz, daß man das Recht befördre, indem man dem Unrechte weicht! Es ſetzt ein ſolches Raiſonnement ganz eigne Begriffe von der Stellung eines Ständemitgliedes voraus. Geſetzten Falls der Fürſt verlangt ein Geſetz, welches das Kammerglied für ſchädlich hält oder was wider die Verfaſſung läuft; iſt ſein Veto alsdann Mangel an Gehorſam? Oder der Fürſt verlangt einige Millionen mehr, als das Land auf-

bringen kann, — würde die Nachgiebigkeit alsdann den Namen von „Gehorsam" verdienen?

Wir sind der Meinung, daß die Kammer damals den alten Spruch hätte berücksichtigen sollen, der seine ewige Geltung hat: „Thue recht, scheue Niemand." Ein Jeder thue seine Pflicht, die Folgen stehen in Gottes Hand.

Aber was für Folgen würden dann auch eingetreten seyn, wenn die Kammer das Rescript der Vertagung ehrerbietig zurückgewiesen hätte? Was für Folgen, die jetzt nicht ebenfalls vorhanden sind? Welche größere Unruhe und Unordnung und Mangel an Recht hätten sich eingestellt, als ohnedem jetzt stattfinden? Wenn die Kammer jenes Versprechen als unerläßlich in Anspruch genommen hätte, bevor sie den Regierungsantritt anerkenne und der Vertagung Folge leiste, so waren zwei Fälle möglich. Entweder der König ließ sich durch die Gründe und durch die Haltung der Kammer bewegen, sich ihrem Wunsche zu fügen, und dann wäre der ganze Streit in der Geburt erstickt und die Kammer hätte sich den Dank und die Hochachtung des Vaterlandes verdient, oder der König hätte sich im Rechte geglaubt, der Vorstellung der Kammer kein Gehör gegeben und sie als solche ferner nicht mehr anerkannt und fernere Regierungshandlungen vorgenommen. Alsdann wäre die Kammer zuletzt protestirend auseinandergegangen und die Sachen ständen auf keinen Fall schlimmer, wie jetzt. Aber wir Deutschen wären dann wenigstens um ein Beispiel von männlicher Gesetzmäßigkeit und fester Behauptung von Ueberzeugung und Recht reicher, und wer weiß, wie dieses Beispiel auf viele schwankende Gemüther gewirkt und wie viele Schwache dadurch gestärkt wären, während durch das Gegentheil nur Unzählige irre gemacht sind.

Von dieser Abschweifung gehen wir noch zu einer weitern Abschweifung über, die ebenfalls uns auf den Tadel eines andern hochverehrten Mannes führen wird. Es ist wahrlich

keine angenehme Pflicht, gegen Männer aufzutreten, die man in tiefſter Seele hochſchätzt und verehrt. Allein es will uns bedünken, als wenn blinder Autoritätenglaube und leidenſchaftliches Parteinehmen für einzelne Perſönlichkeiten in dieſer hochwichtigen Angelegenheit des hannoverſchen Verfaſſungskampfes noch weniger an ſeinem Orte wäre, wie ſonſt überhaupt. Wir haben ſchon oft die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß die Vorſehung dieſen Kampf zur politiſchen Bildung und Kräftigung unſeres Volkes geſendet habe. Es handelt ſich hier nicht um den Sieg einzelner Perſönlichkeiten, ſondern um Durchbildung eines Principes. Um Aufklärung über unſere Pflichten handelt es ſich, und dieſes Ziel wollen wir im Auge behalten unter jeder Bedingung, ſelbſt wenn es uns dahin führt, daß wir gegen einzelne Handlungen ſolcher Perſonen auftreten müſſen, deren Charakter und Einſicht wir im Allgemeinen die herzlichſte Anerkennung zollen müßten. Wir haben hier Dahlmann im Auge.

Die Interpretation, die Dahlmann vom §. 13 gab und die er zur Richtſchnur ſeines Handelns machte, wird den meiſten unſerer Leſer noch in Andenken ſeyn. Nach ſeiner öffentlich ausgeſprochenen Anſicht trat der König die Regierung an und erwarb alle daraus fließenden Rechte, ohne daß das bewußte Verſprechen vorher erfolgt zu ſeyn brauchte. Nur der Act der Huldigung der Unterthanen war an dieſes Verſprechen gebunden; die Huldigung durfte nicht eher erfolgen, bis das Verſprechen geleiſtet. Auf dieſe Weiſe war der König zu allen Regierungshandlungen befugt und die Unterthanen zu jeglichem Gehorſam; die Huldigung ſelbſt ſank zu einer ganz leeren Formalität herab, durch welche weder Rechte noch Pflichten entſtanden, die nicht ſchon vorher in gleicher Geltung exiſtirt hätten. Dieſe ſuperfeine Unterſcheidung hat uns freilich nie einleuchten wollen; noch weniger, wie ſich ſo viele Gewiſſensſcrupel an eine ſolche ganz unweſentliche Formalität haben knüpfen können. Doch

wollen wir hier nicht dagegen polemiſiren, ſondern nur einen Widerſpruch in Dahlmanns Anſichten beleuchten, den wir uns bei dem beſten Willen nicht haben genügend auflöſen können.

Dahlmann macht in ſeiner bekannten vortrefflichen Broſchüre dem Präſidenten Rumann die heftigſten Vorwürfe über ſein Benehmen bei Auflöſung der Kammer. Was aber würde denn Dahlmann an Rumanns Stelle gethan haben? Wie konnte er anders handeln, als dieſer gehandelt hat? Das iſt gewiß, wenn Rumann der Meinung war, der König habe die Regierung noch nicht angetreten, ſo war es ſeine Pflicht, in der Kammer dieſe Ueberzeugung zu verfechten, anſtatt das Reſcript in Ausführung zu bringen, wiewohl wir eben nicht einſehen, weshalb Rumann größere Vorwürfe treffen ſollen, wie jedes andere Kammermitglied, welches zur Vertheidigung dieſer Anſicht eben ſo gut verbunden war. Aber wie Dahlmann dazu kommt, Rumann Vorwürfe zu machen, iſt uns völlig unbegreiflich. Eben nach der Dahlmannſchen Interpretation konnte Rumann gar nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Nach der Dahlmannſchen Interpretation hatte der König das Recht, die Kammer zu vertagen, und wenn Dahlmann Präſident geweſen wäre, ſo konnte er nicht umhin, dieſen Beſchluß in Ausführung zu bringen. Ja er hätte ſich noch ſtricter an das Vertagungsreſcript halten müſſen wie Rumann, der, wie verlautet, zuvor noch die Frage geſtellt, ob noch Jemand etwas zu bemerken habe.

Wir verhehlen nicht, daß es uns wünſchenswerth wäre, wenn Dahlmann ſich näher über dieſen Punkt erklärte. Dahlmann iſt eine allgemein verehrte Autorität bei jung und alt. Seine Ausſprüche haben bei Vielen Gültigkeit, ſelbſt wenn ſie dieſelben nicht verſtehen. Darum möchte es Pflicht ſeyn, daß er ſich noch weiter über ſeine Meinung ausſpräche. Entweder hat er Rumann Unrecht gethan — alsdann iſt er verbunden, ſeine Anklage vor der öffentlichen Meinung zurückzunehmen,

nicht blos Rumanns wegen, sondern auch der zahlreichen Anhänger wegen, die Dahlmann als Lehrer und Führer betrachten. Oder er besitzt den Schlüssel zu diesem scheinbaren Widerspruche, er weiß den Tadel Rumanns mit seiner eigenen Interpretation des §. 13 zu vereinigen, und es liegt nur an unserer Kurzsichtigkeit, daß wir denselben nicht finden können. Alsdann aber möchte er ebenfalls verpflichtet seyn, uns näher zu belehren; er hat durch jene öffentliche Ansprache an das Publikum einmal das Amt eines Wortführers übernommen, und wenn ihm auch nicht zugemuthet werden kann, jedem Einfaltspinsel, der ihn nicht versteht, von Neuem seine Ansichten zu erklären, so möchte dieser Fall doch nicht dahin zu rechnen seyn, indem wir wissen, daß eine große Menge von ganz gescheuten Leuten ebenfalls sich in die beiden sich widersprechenden Aeußerungen Dahlmanns nicht finden können.

Doch zurück zu unserm Portfolio, und zwar zu einem neuen Artikel, da dieser schon zu einer ungebührlichen Länge angewachsen ist.

Zweiter Artikel.

(Am 1. September 1839.)

Im vorigen Artikel haben wir unsere Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß der Beweis für die Legitimation einzelner Corporationen zur Klage über Verfassungsverletzung ein müßiger und unnöthiger sey; ja, wir gehen noch weiter, und behaupten, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit, daß diese Legitimation von einer hohen Bundesversammlung auch nur in Zweifel gezogen werden könnte, schon eine Beleidigung derselben wäre. An der Aufrichtigkeit und an dem gesetzlichen Sinne dieser höchsten Versammlung zu zweifeln ist Niemand berechtigt, und was heißt es anders, als unwürdiger Zweifel an dieser Behörde, zu der

jeder deutſche Staat ſeine gewiegteſten Männer ſchickt, wenn man annimmt, daß ſie ein klar in der Bundesacte ausgeſprochenes Recht dadurch umgehen, daß ſie die Verfolgung deſſelben unmöglich machen? Denn wenn die Klage des Landes oder der Unterthanen gegen den Fürſten wegen Verfaſſungsverletzung in der Bundesverfaſſung evident zugegeben iſt, woran Niemand zweifelt, und wenn man dieſes Recht alsdann doch allein wieder von dem Fürſten abhängig macht, gegen den eben die Klage gerichtet ſeyn ſoll, was offenbar geſchieht, wenn man die Ständeverſammlung, die nur mit ſeinem Willen ſich verſammeln kann, allein damit bekleidet, ſo iſt es klar, daß man mit der einen Hand wieder nimmt, was man mit der andern gegeben hat. Ein Recht, deſſen Ausübung durchaus unmöglich, hört auf, ein Recht zu ſeyn, ſondern iſt nur eine inhaltloſe Phraſe; es hört auf, eine Wahrheit zu ſeyn, und wird zu einer bloßen Täuſchung.

Und ſelbſt, wenn man annehmen wollte, daß jener höchſte Rath von Deutſchland ſich zu ſolchem Verfahren entſchließen könnte, eine Vorausſetzung, gegen die wir durchaus proteſtiren, ſo würde eine gewöhnliche Klugheit es ſchon verbieten. Was war der Zweck jenes Artikels in der Bundesverfaſſung, wodurch den Unterthanen Schutz wegen Verfaſſungsverletzung zugeſagt wurde? Doch wohl kein anderer, als daß man jede Art von gewaltſamer Selbſthülfe verbannen wollte. Man konnte ſich nicht verhehlen, daß eine Verletzung der Verfaſſung von Seiten deutſcher Fürſten, gleich wie in andern Ländern, möglich ſey, und man wollte den Erſchütterungen und gewaltſamen Kämpfen, die daraus, wie in andern Ländern, hervorgehen konnten, dadurch zuvorkommen, daß man die Unterthanen in dieſem Falle auf einen Rechtsweg hinwies. Dieſer Zweck iſt doch wohl noch immer derſelbe; es iſt gewiß noch immer wünſchenswerth, daß kein Aufruhr gegen die höchſte Staatsgewalt ausbrechen möge; die Bundesverſammlung iſt gewiß noch immer der Anſicht, daß der Weg der Ge-

walt ein verderblicher ſey. Es iſt alſo ſchon aus bloßen Klugheitsregeln gar nicht denkbar, daß ſie jenen Artikel aufheben würde. Und weiter wäre die Zurückweiſung jeder Klage doch Nichts, als eine gänzliche Zurücknahme der bundesgeſetzlichen Beſtimmung. Es läge darin die Erklärung, daß man freilich bis jetzt jede gewaltſame Auflehnung verpönt habe, indem man eine höchſte Rechtsinſtanz beſtellt, daß man jetzt aber, indem man letztere wieder aufhöbe, es den beiden Parteien überließe, wie ſie wohl oder übel miteinander fertig werden wollten. Eine ſolche indirecte Aufforderung im Geiſte unſerer Nachbarn: „Aide-toi et le ciel t'aidera,“ kann unmöglich in der Abſicht einer hohen Bundesverſammlung liegen.

Die hannoverſche Angelegenheit iſt offenbar ein Epoche machendes Ereigniß für die Bundesverhältniſſe Deutſchlands. Es ſteht dabei nicht weniger als Alles auf dem Spiele. Je nachdem die Entſcheidung des Bundestages ausfällt, wird entweder der Bund ſich befeſtigen oder auseinanderfallen. Denn wenn eine ſo weſentliche Beſtimmung des Bundes, wie die der Garantie der Verfaſſungen, factiſch aufgehoben wird, wer bürgt dann dafür, daß auch nicht andere Beſtimmungen, ſobald ſie dem Intereſſe oder nur der augenblicklichen Laune einzelner Regierungen nicht conveniren, eben ſo gut hintangeſetzt und bei Seite geworfen werden? Geſetzten Falls, die conſtitutionellen Staaten wollten ſich rückſichtlich der hannoverſchen Angelegenheit an die Beſtimmung der Bundesacte halten und die Verfaſſung von 1833 wiederherſtellen, wie dieſes ihr Princip mit ſich bringt; ſie hätten auch in der Bundesverſammlung bei Abſtimmung darüber die Majorität, allein die großen nichtconſtitutionellen Staaten wollten demohnerachtet nicht ihre Einwilligung zu dahinſchlagenden Maaßregeln geben, was würde anders daraus entſtehen, als eine Verſtimmung jener dieſen gegenüber? Sie würden ſich in Zukunft auch nicht durch Majoritätsbeſchlüſſe gebunden achten, ſobald dieſe mit ihrem Intereſſe collidirten.

Baden hat im Jahre 1832 gewiß ungern ſeine Preßfreiheit aufgegeben, allein die Regierung glaubte ſich verpflichtet, ſie dem Bunde zum Opfer zu bringen. Wenn aber auf der andern Seite nie eine Conceſſion gemacht wird, auch dann nicht, wenn das ausdrückliche Geſetz es verlangt, ſo wird ſich allmählig die Anſicht feſtſetzen, daß man bei einem Lockerwerden und Auseinanderfallen des Bundes ſich beſſer ſtände. Ja es könnte die Ueberzeugung Platz greifen, daß ein näheres Anſchließen an Frankreich, wie früher, nützlich und nothwendig, und zwar nicht zum Nachtheile der deutſchen Nationalität, ſondern zu freierer Entwickelung und Förderung derſelben.

Das öffentliche Vertrauen iſt jetzt eine Macht, deren Niemand entbehren kann, auch die Bundesverſammlung nicht. Mögen kurzſichtige Politiker dieſes Vertrauen verachten, und mit der Furcht zufrieden ſeyn, durch die man augenblickliche Reſultate erreicht; auf die Länge muß ſich dieſe Verachtung bei dem heutigen organiſchen Zuſammenhange des öffentlichen Geiſtes mit den Regierungen immer hart beſtrafen; die europäiſchen Verhältniſſe ſind ſo complicirt, ſo künſtlich und loſe verbunden, ſo auf die Spitze geſchraubt, daß jeder Augenblick eine Conjectur bringen kann, die Alles zerreißt und auseinanderſprengt, was nicht durch natürliche Bande, durch Bedürfniß, Liebe und Vertrauen zuſammengeknüpft iſt. Vor allen ſind es die ſüddeutſchen Regierungen, die ihre Kraft auf das öffentliche Vertrauen gründen; ſie ſind aus dieſem hervorgegangen, ſie ſind ſelbſt wahrhaft conſtitutionell geſinnt. Welche Stellung ſollen ſie gegen ihre Länder annehmen, wie ſollen ſie ſich moraliſch entſchuldigen, wenn ſie es auch geſetzlich nicht nöthig haben, über die Nichterfüllung des Bundesartikels? Wie anders als mit Achſelzucken, als mit Hindeuten darauf, daß die Macht ſtärker geweſen ſey als das Recht, und daß die Beſtimmungen über die Rechte der Völker von jetzt an illuſoriſch geworden ſeyen? Und ſobald dieſe Ueberzeugung, die bis jetzt nur noch ungewiſſe

Vermuthung, allgemein als Gewißheit in Süddeutſchland von der Hütte bis zum Palaſte Platz greift, wie wird alsdann im Laufe der Jahre die Stellung dieſer Staaten zu dem Bunde werden? Sie wird ſich mit Naturnothwendigkeit nach dieſer Ueberzeugung geſtalten, denn es wäre eine vergebliche Hoffnung, daß auf die Länge die Regierung nach einer andern Ueberzeugung, wie die des Volkes, handeln würde. Die Anſichten des Volkes und der Regierung ſind ſich in den ſüddeutſchen Staaten ſchon jetzt gar nicht ſo ſehr entgegengeſetzt, und werden es nach der ganzen dortigen Beſchaffenheit der politiſchen Formen, des politiſchen Charakters und Lebens immer weniger werden. Wohl mag es gelingen, auf einige Jahre Männer an die Spitze der Regierung zu bringen, die ſich unbedingt den Intereſſen der großen Mächte hingeben und ſich von den Anforderungen ihrer eigenen Völker losſagen. Aber nur auf einige Jahre; bald werden ſie der öffentlichen Meinung und den natürlichen Intereſſen des Volkes weichen müſſen, die gleich den fallenden Regentropfen Tag für Tag zuletzt den Marmelſtein aushöhlt und den ſtärkſten äußeren Widerſtand beſiegt. Wir glauben daher nicht zu viel zu ſagen, wenn wir annehmen, daß die hannoverſche Frage über die künftige Verfaſſungseinheit von Deutſchland entſcheiden wird. Von der Entſcheidung des Bundestages wird es abhangen, ob er ſelbſt fortan in der öffentlichen Meinung von Deutſchland mit Liebe gepflegt, ob er darin fortwachſen und gedeihen wird.

Man könnte einwenden, daß die Rechte der Unterthanen gegen ihren Fürſten auch ohne Klagerecht vor dem Bundestage geſichert werden könnten, und zwar in ſofern, als ja der Bundestag ex officio von etwaigen Verfaſſungsverletzungen Notiz nehmen würde. Allein dieſes Auskunftsmittel würde doch nur immer eine ſehr unſichere Garantie bilden, indem keine Bürgſchaft vorhanden wäre, daß jede Verfaſſungsverletzung zur Cognition der Bundesverſammlung käme. Auch iſt es ein alter Spruch:

wo kein Kläger, ist kein Richter. Es muß nicht nur eine Rechtsverletzung vorliegen, sondern auch das Bewußtseyn einer solchen Rechtsverletzung bei den Betheiligten, und diese müssen sich dadurch gravirt fühlen. So lange sich kein Unterthan gravirt fühlt, möchte ein Einschreiten des Bundestages als etwas Ueberflüssiges zu betrachten seyn, wodurch oft mehr Inconvenienzen entständen, als gehoben würden. Wenn aber die Unterthanen sich gravirt fühlten und sie wären nicht berechtigt, sich deshalb an den Bundestag zu wenden und die Verfassungsverletzung zu dessen Cognition zu bringen, so bliebe ihnen Nichts übrig, als sich mit ihrer Beschwerde an ein einzelnes Bundesmitglied zu wenden, mit der Bitte, die Sache zur Sprache zu bringen bei der Bundesversammlung. Ob man dadurch etwas gewönne, daß man die Anregung der Sache in das Gutdünken eines einzigen Bundesmitgliedes stelle, ob dieses alsdann nicht eben so gut nach der Legitimation der Beschwerdeführer fragen könnte, und ob es sich geneigt fühlen möchte, selbst wenn es von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt wäre, durch solchen Schritt sich in ein direct feindseliges Verhältniß zu der angeklagten Staatsregierung zu stellen, möchte wohl zu bezweifeln seyn. Wir mögen die Sache betrachten, von welcher Seite wir wollen, immer kommen wir zu dem Resultate, daß ohne das selbstständige Recht der Unterthanen zur Klage vor dem Bundestage alle durch die Bundesverfassung verheißene Garantie der in anerkannter Wirksamkeit bestehenden Verfassungen illusorisch ist.

Wenn dennoch eine hohe Bundesversammlung einzelne Beschwerden von hannoverschen Städten zurückgegeben hat, so geht schon daraus hervor, daß es nicht bei allen geschehen, wie sie keinesweges das Recht zur Beschwerdeführung im Allgemeinen in Abrede gestellt hat, sondern es ist anzunehmen, daß bei den einzelnen Zurückweisungen ein specieller Formfehler der Eingaben die Ursache gewesen seyn möchte. Dabei wäre es nun freilich

ſehr wünſchenswerth, wenn es einer hohen Bundesverſammlung gefallen möchte, den Fehler namhaft zu machen, damit ſich in Zukunft darnach zu richten. Ohne dieſe geneigte Belehrung könnte der Fall eintreten, daß eine Eingabe ſich zehn und zwanzig Male wiederholte, daß jedes Mal an der Form etwas verändert und doch nicht das Richtige getroffen würde. Die Supplikanten wären alsdann auf ein bloßes Errathen der Wünſche der Bundesverſammlung angewieſen, und die Annahme hinge nur von einem glücklichen Zufalle, von einem glücklichen Treffer ab.

Mag nun aber die hannoverſche Angelegenheit vom Bundestage ex officio oder zufolge Klage einzelner Unterthanen beurtheilt werden, ſo iſt jedenfalls über ſeine Competenz keine Frage und ſteht ſo viel auch ſchon als gewiß da, daß er ſich mit der Erledigung dieſer Angelegenheit beſchäftigt. Daß von dieſer Behörde, bevor ſie ſich zu einem entſcheidenden Spruche entſchließt, zuvor freundſchaftlicher Rath und Vermittelung verſucht wird, iſt eben ſo natürlich wie billig. Sollte letztere aber nicht fruchten, ſo iſt zu unterſuchen, auf welche Grundſätze ſich der endliche Rechtsſpruch ſtützen würde, und bei dieſer Unterſuchung giebt uns das Portfolio vortreffliches Material an die Hand*).

*) Die Erſcheinung der bekannten Bundestagsentſcheidung verhinderte die Fortſetzung dieſer Artikel.

Ueber

Vermittelung in Hannover.

Aarau, Johann Jacob Chriſten. 1839.

Beitrag zur Belehrung meiner Mitbürger und Landsleute über die hannoverſche Verfaſſungsangelegenheit.

Von ****.

Leipzig, 1839. Verlag von Otto Wigand.

Die Verhandlungen der Zweiten Kammer der ſogenannten allgemeinen Ständeverſammlung im Königreiche Hannover.

Juny 1839.

Stuttgart, Adolph Krabbe. 1839.

Erſter Artikel.

Seit einiger Zeit, beſonders ſeit Publication des Bundestagsbeſchluſſes in der hannoverſchen Zeitung, iſt es etwas ſtill geworden in der Literatur über die hannoverſche Angelegenheit. Die kleinen Plänkeleien in dem Hamburger Correſpondenten waren faſt das Einzige, was ſich darüber laut machte, und dieſe wurden zuletzt herzlich langweilig und unerquicklich. Leiſe, furchtſame Andeutungen von der liberalen Seite, ärgerliche Sophismen von der entgegengeſetzten Seite, Beides ohne Geſinnung, ohne Princip — eine ſolche ungeregelte und hinterliſtige Balgerei konnte nur anwidern. Jetzt aber rückt mit einem Male wieder ſchweres Geſchütz ins Feld; außer den Verhandlungen des ſächſiſchen Landtages, die dem Könige und dem Volke zur Ehre gereichen, erſcheinen zu gleicher Zeit dieſe drei Schriften, die alle drei eine ernſte Betrachtung verdienen.

Ich glaube, es geht vielen Deutſchen ſo wie mir rückſichtlich der hannoverſchen Angelegenheit; das Herz iſt ihnen davon ſo voll, daß ſie nicht wiſſen, wobei ſie anfangen, wobei ſie enden ſollen. Wenn man ſich darüber ausſprechen will, ſo gewähren literariſche Erſcheinungen die beſten Anknüpfungspunkte. Es iſt alsdann der Punkt gegeben, von dem man beginnen kann, und man kann daran beliebig Das anſchließen, was man für nöthig hält. Man erwarte daher keine eigentlichen Recenſionen dieſer Bücher, ſondern nur allerlei eigne Gedanken des Recenſenten über die hannoverſche Angelegenheit, die bei der Lectüre dieſer Schriften wieder beſonders lebhaft geworden ſind. So haben wir es früher bei Beſprechung der Schriften von Dahlmann, Grimm und Ewald gehalten, ſo bei dem Briefe Königs

und bei der famösen Rede Klenzes, so auch bei dem hannoverschen Portfolio, wovon die Schlußartikel zu unserm Bedauern aus leicht muthmaßlichen Gründen nicht abgedruckt werden durften. Wenn wir uns nun bei dieser Gelegenheit wiederholen und manches früher Gesagte von Neuem vorbringen, so entschuldige das der Leser mit der Natur der Journalistik. Dieser kommt es zu, solchen Sätzen, die sie für wahr hält, durch beständiges Wiederholen und Variiren in der großen Masse Bahn zu brechen; es ist ihre Bestimmung, um mich eines eben nicht edeln Ausdrucks zu bedienen, dem Publikum die Wahrheit „ins Maul zu schmieren", während die eigentliche Wissenschaft es der Selbstthätigkeit ihrer Jünger überläßt, wie viel sie sich aneignen wollen. Es ist dieses eben kein angenehmer und zuweilen recht widerlicher Beruf der Journalistik; aber es ist eine Pflicht, und wer sich dieser Pflicht nicht unterziehen will, der muß nicht Journalist werden. Wiewohl noch nicht zwei Jahre Journalist, hat Referent doch das Lästige dieses Standes schon genugsam empfunden, um den reinen Gelehrten, der sich nach freier Neigung mit seinem Lieblingsfache beschäftigen kann, in dieser Beziehung zu beneiden. Der wissenschaftliche Gelehrte verhält sich zum Journalisten, wie der Naturforscher zum praktischen Arzte. Jener beobachtet nach freier Neigung, wozu ihn Geist und Sinn treibt, dieser hat keine Wahl, er muß sich dem Kranken widmen, den ihm der Augenblick bringt, gleichviel ob ihm der Fall interessant ist, oder nicht. Die ekelhaftesten Uebel dürfen ihn nicht zurückschrecken; er muß in Beulen und Geschwüren herumhandthieren, und darf auch dann den Kranken nicht verlassen, wenn ihn selbst die Hoffnung schon verlassen hat.

In der ersten Schrift: „Ueber Vermittelung in Hannover", haben wir zuerst eine Note zu beleuchten, die unsere eigene Person betrifft. Bei Gelegenheit der Darlegung, wie der Minister

von Schele verfahren, um das Land zur Huldigung zu veranlaſſen, findet ſich folgende Note:

„Es wäre zu wünſchen, daß Herr v. Florencourt in der Anzeige der Schriften von Dahlmann und Grimm dieſe wichtige Sache weniger oberflächlich beſprochen hätte. Herr v. Florencourt hat offenbar guten Willen: allein dem Unrecht auch nur durch Oberflächlichkeit beiſtehen, gehört ſchwerlich zum wahrhaft guten Willen.“

Handelte es ſich blos um meine Perſon, ſo würde ich zu dieſem Angriffe ſchweigen, denn ich weiß die Lächerlichkeit zu ſchätzen, mit der viele heutige Schriftſteller beſtändig reclamiren und proteſtiren, wenn irgend ein Recenſent ihre Fähigkeiten in Zweifel gezogen hat. Was hülfe es mir, wenn ich dem Publikum verſicherte, ich ſey keineswegeſ oberflächlich, ſondern der allertiefſte Denker und Politiker, der je gelebt hätte. Das Publikum würde mich darum nicht höher ſchätzen, ſondern eher geneigt ſeyn, mich für einen Narren zu halten. Eben ſo hat Dr. Beurmann in einem witzigen und launigen Aufſatze, — über den, nebenbei bemerkt, Niemand mehr gelacht und ſich gefreut haben wird, wie ich, denn er iſt witzig und ziemlich harmlos — meine Aufſätze für langweilig erklärt. Einige Freunde meinten, ich müſſe dagegen reclamiren, was ich denn natürlich unterlaſſen habe. Es iſt leicht möglich, daß meine Aufſätze langweilig ſind; Niemand kann ſich in dieſer Beziehung ſelbſt beurtheilen. Ich weiß recht gut, daß ich keinen eigentlichen Beruf zum Schriftſteller habe, und ich geſtehe auch, daß viele meiner Aufſätze mir ſelbſt langweilig vorgekommen ſind. Sind meine Aufſätze langweilig, ſo wird das Publikum dabei einſchlafen, wenn ich auch noch ſo gründlich deducirte, daß ſie eigentlich höchſt intereſſant wären. Mit einem Worte: Nichts iſt verkehrter und lächerlicher, als wenn der Autor es unternimmt, ſich ſelbſt vor dem Publikum anzupreiſen, demſelben das Urtheil vorzuſchreiben, was es über den Werth oder Unwerth ſeiner

literariſchen Thätigkeit fällen ſoll. Das kommt mir eben ſo vor, als wenn der Weinhändler uns Eſſig für Rüdesheimer, oder der Koch verdorbene Auſtern für friſche aufſchwatzen wollte; die Wirkung auf die Zunge und auf die Geſchmacksnerven bleibt immer dieſelbe, gleichviel unter welchem Titel es in den Mund paſſirt.

So würde ich auch gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit mich hier nicht verantworten (als höchſtens damit, daß ich wenigſtens nicht mit Bewußtſeyn oberflächlich geweſen ſey und daß ein Schelm es beſſer gäbe, als er es hat), wenn es ſich dabei nicht um die Sache ſelbſt handelte, um eine Ueberzeugung, die ich nach meiner individuellen Anſicht auszubreiten und zu vertheidigen mich verpflichtet hielt.

Nebenbei bemerkt mache ich den Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß er in der Art und Weiſe, wie er ſeine Anſchuldigung gegen mich vorbringt, jedenfalls Unrecht hat. Der Verfaſſer iſt anonym, was ich ihm im Allgemeinen gewiß nicht übel nehme, denn ich gehöre nicht zu Denen, die die verkehrte Anforderung machen, daß jede polemiſche Schrift den Namen des Verfaſſers an der Stirn tragen müſſe, eine Affectation von Ehrlichkeit und Redlichkeit, die auf unverdauten Begriffen beruht, und womit man in Frankreich und England, wo man die Anforderungen der Oeffentlichkeit doch beſſer kennt und ausgebildet hat, uns auslachen würde. Aber ich glaube, daß ſowohl der anonyme, als der obſcure Schriftſteller in dieſer Beziehung in einem andern Verhältniſſe zu dem Publikum ſteht, wie derjenige, der einen Namen in die Wagſchale zu legen hat. Einem Goethe und einem Leſſing z. B. mag es zuſtehen, auch dann und wann abrupte Behauptungen hinzuwerfen; wer einmal das allgemeine Vertrauen genießt, braucht nicht über jedes Wort Rechenſchaft abzulegen. Allein der unbekannte Name, ſo wie der Anonymus ſollte ſich ſtets verpflichtet fühlen, bei ſeinen Urtheilen wenigſtens Gründe anzugeben. Sein Tactgefühl muß

ihm ſagen, daß Redlichkeit und Beſcheidenheit dieſe Anforderung machen. Das hat aber der Verfaſſer bei jener Anſchuldigung gegen mich, „daß ich durch Oberflächlichkeit dem Unrechte beigeſtanden habe", nicht gethan. Er hätte dieſe Rückſicht um ſo mehr gegen mich beobachten ſollen, da er mir ſelber „guten Willen" zugeſteht, und er alſo vorausſetzen konnte, daß ich mich gern belehren ließe und mir Mühe geben würde, den abſichtlos begangenen Irrthum nach Kräften wieder gut zu machen.

So aber führt er nicht einmal den Punkt näher an, rückſichtlich deſſen er mich beſchuldigt, dem „Unrechte" beigeſtanden zu haben, und ich muß rathen, was er eigentlich meint. Ich erfahre nur ſo viel, daß ich in jenem Aufſatze über die Huldigung mich oberflächlich ausgeſprochen habe, und ich ſehe mich alſo genöthigt, alle Aeußerungen darüber noch einmal zu vertheidigen.

Ich thue das aber gern, theils weil ich mit dem Verfaſſer in vieler Beziehung ſympathiſire, und mich deshalb gern mit ihm verſtändigen möchte, theils weil mir jede Gelegenheit, die hannoverſche Angelegenheit ins Bereich möglichſter Oeffentlichkeit zu ziehen, aus Grundſatz willkommen iſt.

Der hannoverſchen Oppoſition geht es wie der Geiſtlichkeit. Während dieſe nur zu geneigt iſt, einen Angriff auf ihre Perſon als einen Angriff gegen die Religion ſelbſt darzuſtellen, betrachten jene ſeyn wollende Vertheidiger der Rechte ihres Landes einen Angriff auf ſie als einen Angriff auf dieſe Rechte ſelbſt. Aber ſo wenig Derjenige die Irreligioſität fördert, der den Dienern der Religion ihre Lüge und Heuchelei nachweiſt, eben ſo wenig ſteht der dem „Unrechte" bei, der den Dienern des Rechtes nachweiſt, daß ſie ihre Pflicht nicht gethan. So wie die Diener der Religion die Ehrfurcht, die man Gott ſchuldig iſt, nur zu gern für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen und in praxi dem Satze nachleben: Wer nicht unſer Freund iſt, der iſt auch nicht Gottes Freund, eben ſo erklärt die hannoverſche

Oppoſition Den für einen Feind des Rechtes und der Verfaſſung, der ihren Schritten keine unbedingte Bewunderung zollt und ſich einen Tadel erlaubt.

Und in dieſem Falle bin ich. Niemand kann mehr wie ich jenen groben Egoismus, der ſich zu Allem hergiebt, der zu Allem die Hand bietet, wenn er nur Geld und Vortheil dabei erlangt, in tiefſter Seele verabſcheuen und verachten. Niemand kann mehr Ingrimm hegen gegen dieſe Beſtialität, welche vorherrſchende Eigenſchaft der Mehrzahl unſerer Landsleute iſt. Aber an dieſen Ingrimm habe ich mich gewöhnt, gewöhnt von Jugend auf; ich bin nicht ſo kindiſch, gegen eine Naturnothwendigkeit zu Felde zu ziehen. Wo ich verachte, da rechte ich nicht mehr. Wer, wie der Bierbrauer Meier, offen erklärt: „Wir haben rein auf unſern Vortheil zu ſehen, Recht und Pflicht gehen uns Nichts an", mit dem bin ich fertig; ich betrachte ihn nicht als meines Gleichen; und wenn er auch die äußern naturhiſtoriſchen Kennzeichen meines Geſchlechtes an ſich trägt, wenn er auch aufrecht auf zwei Beinen geht, ſo weiß ich doch, daß eine innere Verſchiedenheit mich von ihm trennt, wie ſie nur überhaupt zwiſchen lebenden Weſen ſtattfinden kann. Gegen ſolche Weſen kämpfe ich mit Worten nicht an. Geiſtig kämpfe ich gegen ſolche Weſen nicht an, ich betrachte ſie als eine Naturnothwendigkeit und überlaſſe es der Zeit, mich von dieſer Feſſel zu emancipiren.

In jenem Aufſatze nun habe ich geſagt, daß es meiner Anſicht nach der Mehrzahl des hannoverſchen Volkes an jeglichem höheren Rechtsſinn und Gemeinſinn fehle. Ich habe geſagt, daß bei der Mehrzahl des hannoverſchen Volkes jene Verfaſſung von 1833 keine Wahrheit geweſen, daß ſie wohl auf dem Papiere, nicht aber im Herzen, in Blut und Leben exiſtirt habe. Ich fände es daher natürlich, wenn die Mehrzahl auch keine Luſt bezeigt hätte, für eine Sache zu ſtreiten, die für ſie nur ein Phantom geweſen ſey; ich fände es natürlich, daß ſie ohne

Weiteres gehuldigt hätte; ſie wäre nur ihrer Natur gefolgt und hätte nicht prätendirt, mehr zu ſeyn, wie ſie wirklich wäre. Für dieſe Mehrzahl habe ich keine Kritik.

Aber ich habe meine Kritik an das Benehmen Derjenigen angelegt, die das Panier einer Idee ausſtecken, die wenigſtens den Willen an den Tag legten, für Recht und Freiheit zu kämpfen. Das ſind meine Menſchen; mit dieſen rechte ich. Ich habe das Benehmen der Oppoſition unterſucht, und ich habe es gemißbilligt, nicht, weil ſie für das Recht gekämpft hat, ſondern weil ſie nicht genug für das Recht gekämpft hat. Ich habe Einzelne getadelt, nicht deshalb, weil ſie ſich gegen das Unrecht erhoben, ſondern weil ſie ſelbſt von dem Rechte abgewichen, weil ſie die Pflicht, die ſie doch für ſich in Anſpruch nahmen, nicht genugſam erfüllt hatten. Heißt das aber „dem Unrechte beiſtehen", wenn man einen höheren Maaßſtab an das Rechte legt, wie jene Perſonen, die ſich für ſeine Vertheidiger ausgeben? Den Perſonen kann man vielleicht dadurch ſchaden, der Sache nicht. Wenn irgend Jemand den Soldaten einer Armee, die davon gelaufen, zuruft: „Ihr habt Euch ſchlecht geſchlagen, ſchlagt Euch künftig beſſer!" ſteht der den Feinden bei? Eher möchte ich Den für einen Verräther an der guten Sache halten, der den weggelaufenen Soldaten zuriefe: „Ihr ſeid ganz vortreffliche Leute, beſſer könnt Ihr gar nicht ſeyn; Ihr habt Euren guten Willen gezeigt, und das iſt genug; daß Ihr nur überhaupt im Felde erſchienen ſeyd, und nicht wie die Andern Euch in Euren Häuſern verkrochen habt, das ſchon verdient unſere höchſte Bewunderung!"

Ich habe mit tiefem Schmerze die Laute der Bewunderung vernommen, die ganz Deutſchland der hannoverſchen Oppoſition zujauchzte; ich habe mit tiefem Schmerze die Selbſtgefälligkeit betrachtet, mit der die hannoverſche Oppoſition dieſe Bewunderung einſteckte. Da war auch nicht eine Stimme, die geſagt hätte: „Ihr hättet es beſſer machen können;" nicht eine, die

offen eingeſtand: „Wir hätten beſſer handeln können.“ Wer das Benehmen der Oppoſition getadelt hätte, der wäre als Verräther von Vaterland und Freiheit verſchrieen worden. Nun wohl, ich will dieſen Verrath am Vaterlande begehen, ich will dreiſt und meinethalben arrogant auftreten, und will laut ausrufen: „Ihr gefeierten Vertheidiger des Rechtes, Ihr habt das Recht ſehr ſchlecht vertheidigt, Ihr ſeyd furchtſam, zaghaft, unentſchloſſen geweſen; Ihr habt um Das gefeilſcht und gehandelt, um was man nicht feilſchen und handeln darf. Während Ihr die Willkühr beſtrittet, ſeyd Ihr ſelbſt willkührlich geweſen. Statt Eure Pflicht zu erfüllen, und weiter Nichts als die ganze, volle Pflicht, habt ihr nach Belieben von ihr abgehandelt. Statt heldenmüthige Vertheidiger und allenfalls Märtyrer einer Idee zu ſeyn, ſeyd Ihr blos pfiffige Advocaten derſelben geweſen. Statt Eurem Volke ein Beiſpiel ſittlicher Größe, ein Muſter von Charakter, Muth und Offenheit geworden zu ſeyn, ſeyd Ihr ihm blos ein Beiſpiel chikaneuſer Gewandtheit geweſen.“ Ich ſage dies dreiſt heraus und auf die Gefahr hin, für einen prahleriſchen Lump gehalten zu werden. Ich ſage es in dem feſten Bewußtſeyn, daß ich im entſcheidenden Momente anders gehandelt haben, daß ich eher den Kopf gelaſſen haben würde, als zu weichen. Und ich ſage es in dem feſten Bewußtſeyn, daß auf alle Fälle, wenn mir was Menſchliches begegnet wäre, wenn ich durch augenblickliche Schwäche von der Bahn der Pflicht gewichen, ich wenigſtens mich derſelben geſchämt, meine Reue offen an den Tag gelegt und meinem Volke zugerufen hätte: „Ich habe einen Fehler begangen, ich bin ſchwach geweſen, nehmt kein Beiſpiel an mir.“

Ich habe in jenem Aufſatze geſagt, daß die Verfaſſung von 1833 in Hannover keine Wahrheit geweſen, daß ſie wohl auf dem Papiere geſtanden, nicht aber in dem Charakter der Hannoveraner begründet geweſen ſey. Ich habe meine Freude darüber geäußert, daß Se. Majeſtät der König von Hannover dieſe

papierne Lüge über den Haufen geworfen habe. Aber ich habe die Hoffnung ausgeſprochen, daß der daraus entſtehende Kampf das Bedürfniß nach feſten ſtaatsbürgerlichen Rechten lebhaft erwecken werde.

Niemand kann mehr wie ich Willkühr, Unmoralität und groben Egoismus verachten. Aber ich habe mich daran gewöhnt, von Jugend auf dieſe unſauberen Geiſter im lieben deutſchen Vaterlande ihr Spiel treiben zu ſehen; wer ſich darüber ärgern wollte, der würde ſich bald aufgerieben haben. Leute wie Klenze & Conſorten zu ehrlicher Geſinnung bekehren zu wollen, iſt eine Thorheit; ihnen ihre Sünden vorzurechnen, hilft zu Nichts. Die Geſinnung eines freien Mannes wird nie in ihrem Herzen Wurzel ſchlagen; ihnen wahrhaften Bürgerſinn einflößen zu wollen, iſt lächerlich. Aber Denen, die wenigſtens das Panier einer Idee aufſtecken, die wenigſtens den Wunſch haben, rechtliche und tüchtige Männer zu ſeyn, denen iſt beizukommen. Denen ſoll man ihre Fehler vorhalten, bei denen läßt ſich vielleicht die Conſtitution begründen. Einen Klenze gebe ich auf, einen Stüve, einen Chriſtiani noch nicht. Ich ſchreibe dieſes mit einer Selbſtüberwindung, auf die ich mir etwas zu Gute thun könnte; es iſt ein Opfer, was ich bringe. Ein obſcurer, wenig geachteter Mann tritt auf, und wirft den von ganz Deutſchland gefeierten Helden des Tages Schwäche, Pflichtübertretung, Ungeſetzlichkeit vor; er tritt auf als ein Uebermüthiger, als ein Arroganter. Nun wohl, ich will übermüthig, ich will arroganz ſeyn. Ich weiß, daß ich die Wahrheit ſage, daß dieſe Wahrheit erkannt werden muß, wenn je mein Vaterland zu höherer, geiſtiger Exiſtenz aufblühen ſoll. Was kümmert mich der augenblickliche Hohn? ich ſpeculire auf die Zukunft. Meine Lebenshoffnung iſt auf einen beſſern Zuſtand im Vaterlande gegründet; wird dieſe nicht erfüllt, ſo iſt mir die öffentliche Meinung gleichgültig.

Kein Volk verdient eine Verfaſſung, welches ſie nicht zu vertheidigen weiß. Die hannoverſche Oppoſition hat ihre Verfaſſung nicht zu vertheidigen gewußt. Nicht eher wird ihr der Sieg werden, bis ſie die begangenen Fehler einſieht; wenigſtens wird ſie den Sieg nicht eher verdienen. So lange ſie voll Selbſtgefälligkeit ſich noch ihrer großen Thaten rühmt und genug gethan zu haben wähnt, wenn ſie den Gegner mit Vorwürfen, ſeyen ſie auch noch ſo begründet, überhäuft; ſo lange ſie durch Liſt und Advocatenkniffe, durch Zunge und Feder allein zu ſiegen wähnt, ſo lange iſt die Verfaſſung bei ihr ſelbſt noch nicht begründet. Wie kann ſie nur glauben, Das Andern zu geben, was ſie ſelbſt nicht hat?

Mag die äußere Macht des Böſen noch ſo groß ſeyn, ich weiß, daß einem feſten, reinen, aufopfernden Willen Alles möglich iſt. Einen ſolchen Willen ſchaffe ſich die Oppoſition an, dann iſt ſie unwiderſtehlich. Sie kämpfe für die innere Begründung der Verfaſſung, nicht für das blos momentane, äußere Reſultat; das iſt eine gründlichere Verfahrungsweiſe. Das iſt mein Operationsplan; dieſem Operationsplane will ich getreu bleiben, und glaube dadurch meinem Vaterlande mehr zu nützen, als alle die Schreier, die ſich über Unrecht beklagen, und doch ſelbſt nicht den Muth haben, recht zu handeln.

Das äußere Reſultat, ſobald es nicht eine innere, moraliſche Nothwendigkeit iſt, iſt mir ganz gleichgültig. Wenn den gegenwärtigen Machthabern in Hannover vermöge irgend einer Laune es einfiele, heute die Verfaſſung von 1833 wiederherzuſtellen oder eine noch weit freiſinnigere zu publiciren, wahrlich ich würde das als keinen Sieg betrachten. Ich würde mich nicht darüber freuen; meinem moraliſchen Gefühle geſchieht keine Befriedigung, keine Genugthuung dadurch. Auch dadurch würde ich mich nicht befriedigt gefühlt haben, wenn die Majorität des Bundestages ſich für die Verfaſſung von 1833 ent-

ſchieden und ihre Wiederherſtellung verlangt hätte. Die moraliſche Scharte, welche das hannoverſche Volk erlitten, wäre durch ſolchen Zufall nicht ausgewetzt; äußere Güter mögen uns wie gebratene Tauben in den offenen Mund fliegen oder durch juriſtiſche Proceſſe uns zuerkannt werden; eine Verfaſſung iſt auch ein inneres Gut, es iſt etwas Heiliges, was uns kein Dritter ſchenken kann, ſondern was wir uns ganz allein ſelbſt erringen können. Sobald wir beſſer ſind, wirds auch beſſer ſeyn. Macht Euch der Verfaſſung würdig, ſo habt Ihr ſie; und wenn Ihr den äußern Sieg derſelben auch ſelbſt nicht erlebt, ſo werden es Eure Kinder, Eure Enkel. Aber wer durch Willkühr Geſetz, durch Schwäche Kraft, durch Unredlichkeit Wahrheit, durch falſche Mittel eine Idee zu begründen glaubt, der betrügt ſich nicht allein ſelber, ſondern er verſündigt ſich auch an der Zukunft.

Was hat die hannoverſche Oppoſition denn gethan, daß ſie in Deutſchland ſo ſehr gefeiert und bewundert wird? Sie hat die gerechte Sache; wohl! Aber dieſer gerechten Sache hat ſie unendlich viel vergeben, dieſe gerechte Sache hat ſie mehr als drei Mal verläugnet. Armes Vaterland, welche geringe Anforderungen machſt Du an Deine Männer! Wie wirſt Du jemals Vieles erreichen, wenn Du mit ſo Wenigem zufrieden biſt. Du möchteſt gern große Männer, Männer voll Bürgertugend, Gerechtigkeit, Freiheitsſinn haben, und da Du ſie nicht beſitzeſt, ſo bildeſt Du Dir wenigſtens ein, ſie zu beſitzen. Aber Du bedenkſt nicht, daß Du durch dieſe Täuſchung Dir jede Wirklichkeit für die Zukunft verſchließeſt. Nicht das Benehmen der Oppoſition in Hannover iſt es, was am tiefſten ſchmerzt; aber daß dieſes Benehmen, was bei andern Völkern, über die wir uns ſo gerne erheben, Verwünſchung und Verachtung erweckt haben würde, daß dieſes bei uns als etwas Edles, Großes geprieſen wird, das ſchlägt nieder. Das iſt ein Beweis, wie unendlich arm wir ſind.

Wir wollen noch einmal Schritt für Schritt die Oppoſition in ihrem Thun und Laſſen verfolgen. Zuerſt das der Kammer von 1837. Man muß wohl annehmen, daß dieſe Kammer aus der Blüthe und dem Kerne des hannoverſchen Volkes beſtand, denn das Land hatte durch freie Wahlen ſeine Beſten zu ihr erwählt. Als der König Wilhelm ſtarb, war dieſe Kammer eben verſammelt. Der durch Erbfolge als König deſignirte Nachfolger erließ darauf ein Reſcript, welches die Kammer vertagte. In der Verfaſſung von 1833 war ein Artikel enthalten, ich glaube der §. 13, welcher feſtſetzte, daß der König nicht eher eine Regierungsmaaßregel vornehmen ſolle, bis er bei ſeinem königlichen Worte erklärt habe, die Verfaſſung halten zu wollen, mit andern Worten, er ſolle nicht eher König ſeyn. Es war dieſes ein reines Vertragsverhältniß; dem älteſten Agnaten gebührte die Thronfolge, aber unter einer ausdrücklich feſtgeſetzten Bedingung; ſo lange dieſe Bedingung nicht erfüllt war, ſo lange war er zu keiner Regierungsmaaßregel berechtigt. Ich weiß wohl, daß man jenem Paragraphen auch eine andere Deutung gegeben hat; allein theils widerſpricht eine ſolche Deutung jeder geſunden Interpretation, theils auch kann ſich wenigſtens die Oppoſition auf dieſe Deutung nicht berufen, um ihre Verfahrungsweiſe zu rechtfertigen, denn ſie ſelbſt hat ſpäter oft genug direct und indirect zu verſtehen gegeben, daß ſie den Paragraphen im angeführten Sinne auslege. Als der jetzige König die Kammer vertagte, hatte er jenes Verſprechen noch nicht abgelegt; er war alſo nach dem Sinne der Oppoſition noch zu keiner Regierungsmaaßregel berechtigt. Die Vertagung der Kammer war aber, wie Niemand läugnen wird, eine Regierungsmaaßregel. (Wahrlich es iſt langweilig, daß man in Deutſchland ſo gründlich deduciren muß.)

Was hatte die hannoverſche Kammer nun zu thun, wenn ſie ihrer Pflicht und ihrem Eide gemäß handeln wollte? In England würde man den Frager auslachen; in Deutſchland

ſcheint die Beantwortung einer ſolchen Frage nicht überflüſſig. Entweder die Kammer nahm an, daß jenes unterlaſſene Verſprechen eine bloße Vergeßlichkeit ſey; alsdann war es ihre Pflicht, ehrerbietigſt an dieſe conditio sine qua non zu erinnern. Wäre das auch eben nicht höflich geweſen, ſo iſt doch gewiß, daß die Kammer nicht blos Höflichkeits halber, nicht blos um Complimente zu machen, gewählt war, ſondern zur Wahrung und Ausübung der heiligſten Rechte. Oder ſie nahm an, jenes Unterlaſſen ſey aus der beſtimmten Abſicht geſchehen, die Bedingung nicht zu erfüllen und die ganze Verfaſſung in Frage zu ſtellen. Im letztern Falle — und der trat ein — waren ſie durch Eid und Pflicht gebunden, den geſetzlichen Widerſtand zu leiſten; ſie durften nicht gehorchen, nicht auseinander gehn, eben ſo wenig wie der Richter gehorchen darf, wenn ihm die Gewalt gebietet, ein ungerechtes Urtheil zu ſprechen. Wenn alle Pflichten ſo klar vorgeſchrieben wären, wie dieſe, ſo gäbe es keine Caſuiſtik.

Was aber hat die Kammer wirklich gethan? Sie iſt ſtillſchweigend auseinander gegangen. Noch in dieſem Augenblicke, nach faſt drei Jahren, erröthe ich, wenn ich daran denke, und dieſes Gefühl der Scham wird ſich nicht abſtumpfen, ſo lange ich lebe.

Die Geſchichte der deutſchen Kammern zeigt manche Beiſpiele von Poltronnerie, wo erſt der Mund vollgenommen wird und nachher klein beigegeben. Ich erinnere an den heſſiſchen Landtag von 1832. Aber ein ſo klägliches und unglückſeliges Schauſpiel, wie die hannoverſche Kammer von 1837 gegeben, hat Deutſchland doch noch nicht geſehen. Eine ganze Verſammlung, der Kern des Landes, geht erſchrocken, ſchweigend auseinander, mit dem beſten Wiſſen, daß Eid und Pflicht gebieten, zu bleiben, und auch nicht ein Mann, der den wahrlich nur gewöhnlichen Muth gehabt hätte, zu proteſtiren. Auch nicht ein Mann, der Hannovers und Deutſchlands Ehre geret-

tet hätte! Und dann bedenke man, daß es größtentheils die Männer ſelbſt waren, die dieſes Geſetz verfaßt hatten, denn die Kammer von 1837 beſtand faſt aus denſelben Mitgliedern, als die conſtituirende von 1833! Sie kannten alſo den Paragraphen, ſie hatten ihn ausdrücklich für nöthig gehalten, und nicht Einer, der ſo viel Muth, ſo viel Ehrgefühl gehabt, ſein eignes Werk zu vertheidigen! Es iſt nun wohl klar, daß jene Beſtimmung eine ganz thörichte war, die nicht im mindeſten im Charakter des Volkes wurzelte und in ihm ſeine Bürgſchaft gehabt hätte. O des papiernen Jahrhunderts, das durch eine geſchriebene Phraſe den Gang der Weltgeſchichte zu regeln wähnt; o der großen Bürger, die da meinen, es ließe ſich eine Verfaſſung durch eine bloße Redensart, als Paragraph in ein Document hineingeſchrieben, erringen und vertheidigen! Aber zu einem Volksvertreter gehört mehr, als Zunge und Feder in Bewegung ſetzen zu können; man muß auch etwas Charakter und etwas Ehrgefühl einzuſetzen haben.

Das weiß ich gewiß, und bei Gott, ich rechne es mir nicht zum Ruhme, daß, wenn ich hannoverſcher Volksdeputirter geweſen und als ſolcher meinen Eid geleiſtet hätte, ich dieſe Grundbeſtimmung, dieſe Baſis der Verfaſſung nicht ſo feige preisgegeben haben würde; und hätte ich ſelbſt ſie für unpaſſend gehalten, indem ſie ein freies Volk vorausſetzte, das ſeine Verfaſſung liebte, ſo hätte ich ſie doch vertheidigt, wenn ich einmal dieſe Vertheidigung freiwillig übernommen. Niemand zwang jene Herren, die auf ſie gefallene Wahl anzunehmen, wenn ſie nicht wollten. Verdenken wir es doch ſelbſt dem Soldaten, der nicht einmal freiwillig dienen muß, wenn er in der Schlacht davon läuft; wie viel ſchmählicher iſt die Flucht jener Männer, die ſelbſt das Geſetz machten, ſich ſelbſt zur Bewahrung des Geſetzes wählen ließen, und auch nicht einmal einen ungnädigen Blick riskiren mochten, um die freigewählte Pflicht zu erfüllen. Die Lüge der Zeit, die ſchöne Grundſätze auf der

Zunge und auf dem Papiere, aber nicht im Herzen hat, hat ſich nie glänzender documentirt, als hier; wer ſie jetzt nicht erblickt, der iſt mit ewiger Blindheit geſchlagen.

Aber man ſollte wenigſtens denken, daß jene Männer, die ſich einer ſo ſchmählichen Deſertion von dem anvertrauten Poſten ſchuldig gemacht, es wenigſtens nicht gewagt hätten, ferner den Blick aufzuſchlagen, daß ſie mit auf die Erde hingenageltem Blicke erſchienen wären, wenn ſie ja ſich hätten zeigen und ihre vier Wände hätten verlaſſen müſſen; man ſollte denken, daß ſie nie wieder die Keckheit gehabt hätten, über öffentliche Dinge und ſtaatsbürgerliche Pflichten zu reden und ſich als Wortführer zu geriren. O nein, ſie ſind ganz unbefangen. Nach wie vor ſtehen ſie an der Spitze der Oppoſition und belehren das Volk über Freiheit und Recht; ja ſie rühmen ſich noch ihrer That, und nicht ein Einziger, der ſo viel Gewiſſen und Schamgefühl gehabt und ſeine Reue, ſein Unrecht, ſeinen Verrath an Pflicht und Vertrauen öffentlich eingeſtanden hätte. Die Herren bemühen ſich, dieſen Punkt zu vergeſſen, ſie gleiten in ihren Expoſitionen leiſe und glatt darüber weg; ich glaube nicht, daß Bahrdt eine ſo eiſerne Stirne gehabt hat, wie ein Deputirter von 1837.

Und das Volk? Nun, in England hätte es wohl nicht Steine und faule Aepfel genug gegeben für Den, der nach ſolchem Vertrauensverrathe die Keckheit gehabt hätte, wieder öffentlich auf der Straße zu erſcheinen. In Hannover iſt es anders; ich bin überzeugt, daß nicht zehn Leute dort waren, die das Benehmen nicht ganz in der Ordnung gefunden, die ſich auch nur die Möglichkeit gedacht haben, daß die Deputirten von 1837 anders hätten handeln können.

Hören wir nun aber auch die Entſchuldigungsgründe unſerer großen Deputirten von 1837, mit denen ſie doch jetzt, da hie und da eine Stimme ſich einen leiſen Zweifel an der Vortrefflichkeit ihrer Handlungsweiſe erlaubt, allmählig herausrücken.

Einer der berühmteſten unter ihnen, der Bürgermeiſter Stüve, entſchuldigt ſich damit, daß er vor Ueberraſchung und Erſchütterung kein Wort habe über die Zunge bringen können. Das iſt wenigſtens ehrlich, wenn der Brief für die Publicität beſtimmt war. Aber abgeſehen davon, daß man doch im Allgemeinen vorbereitet war auf Dinge, die da kommen ſollten, und alſo die Ueberraſchung bei einem Menſchen, der nicht nervenſchwach iſt, nicht gar zu groß ſeyn konnte, ſo wird Jedermann zugeben, daß ein Volksvertreter keine achtzehnjährige Jungfrau iſt, die erröthet und ſtammelt, wenn man ihr etwas Ungebührliches zumuthet. Die Ueberraſchung und Erſchütterung einer ſolchen Verſammlung von Volksvertretern hat etwas ſehr Komiſches und ich wünſchte einen neuen Hogarth, der ſie malen könnte; den römiſchen Senat kann ich mir in ſolcher Situation nicht denken. Uebrigens verlangte Niemand von den Herren eine lange, kunſtgemäße, wohlpräparirte Rede; aber eine ſolche völlige Lähmung der Zunge, die ſechszig geſunde Männer mit einem Male befällt, iſt doch etwas ſtark und ungewöhnlich. Mag der durch die Erſchütterung bewirkte Zungenkrampf noch ſo ſtark geweſen ſeyn, der laute Schrei: „Ich proteſtire," hätte ſich doch wohl noch herauspreſſen laſſen.

Mit Leuten, die aus Ueberraſchung und Erſchütterung davonlaufen, kann man allenfalls Mitleid haben, wenn man ſieht, wie die Beſchämung ſie darüber ſpäter niederdrückt, etwa wie mit einem jungen Soldaten, der aus Ueberraſchung beim erſten Schuſſe die Flucht ergreift; aber bewundern und mit Lobſprüchen überhäufen kann man ſie doch wahrlich nicht. Wenn ſie aber das Unehrenvolle und das Unmännliche ihrer Schwäche gar nicht fühlen, wenn ſie durch Reue und Zerknirſchung der öffentlichen Meinung keine Satisfaction geben, ſondern ſich ſelbſtgefällig wie große Helden geriren, dann hört das Mitleid auf und verwandelt ſich in Empörung.

Nebenbei bemerkt giebt aber der Bürgermeiſter Stüve in der Eingabe an den deutſchen Bundestag, die zwar von dem ganzen Magiſtrate und den Aelterleuten der Stadt Osnabrück unterſchrieben, von ihm aber jedenfalls redigirt iſt — denn ſeine gewandte Feder läßt ſich nicht verkennen — keineswegs die plötzliche Ueberraſchung als Grund jenes plötzlichen Davonlaufens an, ſondern er ſchreibt es der Liebe zur Ordnung und zum Frieden zu. Er widerſpricht ſich alſo; was er in einem Privatbriefe eingeſteht, das läugnet er in einem öffentlichen Documente ab; er giebt Motive an, die wenigſtens für ſeine Perſon nicht exiſtirt haben. Glaubt er durch ſolche Advocatenkniffe ſein Volk zu bilden und conſtitutionelle Geſinnung erzeugen zu können?

Ich habe mit einem Mitgliede der Oppoſition, mit einem Deputirten von 1838, über das ſcandalöſe Factum geſprochen. Auf meinen Tadel erwiederte er, daß die Kammer aus dem Grunde ſchon hätte Folge leiſten müſſen, weil ſie im höchſten Grade unpopulair im Lande geweſen ſey, und jeder geſetzliche Widerſtand von ihrer Seite keinen Anklang im Lande, ſondern Mißbilligung und Tadel erfahren haben würde. Das klingt freilich ganz anders, als die gewöhnlichen Zeitungsartikel der Oppoſition, welche immer behaupten, daß das ganze Volk wie ein Mann an der Verfaſſung von 1833 hinge. Es iſt dieſes offenbar ein Zugeſtändniß, daß die Verfaſſung keine Wahrheit geweſen; denn wenn die Kammer ſich bei der geſetzlichen Vertheidigung desjenigen Paragraphen, auf dem die ganze Verfaſſung ruht, keine Zuſtimmung vom Volke erwarten darf, ſo iſt das wohl ein deutlicher Beweis, daß dieſe Verfaſſung dem Volke kein Bedürfniß iſt und nicht in ihrem Herzen lebt. Ich denke, das ſpricht etwas für meine Behauptung von der Unreife des hannoverſchen Volkes für ſtaatsbürgerliche Freiheit. Aber was für ein kläglicher Grund! So iſt es recht, fragt nicht Euer eigenes Gewiſſen, ſondern horcht umher, was ein

ſtumpfer Pöbel dazu meint! Habt nicht eher den Muth, die beſchworene Pflicht zu erfüllen, bis Ihr des Beiſtandes der Menge gewiß ſeyd! Statt Führer, Bildner, Muſter Eurem Volke zu ſeyn, ſeyd lieber ſeine Sclaven. Seyd nicht eher rechtliche Leute, bis der Pöbel es Euch erlaubt! Ihr, die Ihr Euch des Widerſtandes gegen Könige und Fürſten rühmt und mit Eurer Gewiſſenhaftigkeit prahlt, entſchlagt Euch dieſer Gewiſſenhaftigkeit, ſobald ſie der Majorität Eures Volkes nicht angenehm iſt! Der Unterſchied zwiſchen Euch und einem Manne, der, um Rang und Geld vom Fürſten zu gewinnen, in Unrecht willigt, iſt folgender: Dieſer iſt gewinnſüchtig, Ihr ſeyd eitel. Jener fragt mehr nach Geld, Ihr mehr nach dem Beifall des großen Haufens. Feige und gewiſſenlos aber ſeyd Ihr alle Beide.

Ein anderer Entſchuldigungsgrund iſt der, daß die Kammer aus Liebe zur Ordnung und Geſetzlichkeit habe nachgeben müſſen. „Was würde daraus entſtanden ſein," ſagen ſie, „wenn die Kammer ſich geweigert hätte, auseinander zu gehen, bevor der König die Verfaſſung beſchworen hätte? Es wäre dadurch aller Ungeſetzlichkeit Thor und Thür geöffnet, und das Land in eine Aufregung geſtürzt, die um jeden Preis vermieden werden mußte." O über die armſelige, menſchliche Klugheit, welche die Allwiſſenheit der Vorſehung in Anſpruch nimmt, und in ihrer Kurzſichtigkeit wähnt, die Folgen für ewige Zeiten vorherberechnen zu können, und doch nicht eine Stunde vorherſehen kann. Thue Recht, ſcheue Niemand, ein gutes altes Sprichwort. Thue Deine Pflicht, die Folgen ſtehen in Gottes Hand. Der Glaube ſteht bei mir unerſchütterlich feſt, daß jede Pflichterfüllung eine Bereicherung der Menſchheit, ein Saamenkorn iſt, was in Ewigkeit fortkeimt und fortwuchert; jede gute That, und ſey ſie noch ſo innerlich, und wären ihre äußern Folgen auch noch ſo wenig erkennbar, iſt eine Bereicherung der Menſchheit, eine Kraftvermehrung, die

ewig und unſterblich fortwirkt. Ein ſchönes ſittliches Beiſpiel, der Geſchichte überliefert, iſt mehr als hundert durch Liſt oder Gewalt gewonnene Schlachten. Aus Liebe zum Geſetze vom Geſetze abzufallen, den Frieden erhalten zu wollen dadurch, daß man ſich Ungebührlichkeiten gefallen läßt, das iſt eine Moral, die ich nicht verſtehe; die Jeſuiten hat man unterdrückt, aber die Maxime: der Zweck heiligt die Mittel, kommt an allen Ecken und Enden wieder zum Vorſchein; ſie muß wohl zur Erbſünde mit gehören. Dieſes Raiſonnement, welches uns allen feſten Boden unter den Füßen wegzieht, es iſt die Philoſophie jedes Verbrechers, des Diebes, des Räubers und Mörders. Aus bloßer Luſt übertritt kein Menſch ſeine Pflicht, ſondern immer wegen eines an ſich löblichen Zweckes.

So lange es Geſchichte giebt, hat ſich alle Schwäche, alle Verrätherei immer hinter ſolche Redensarten geſteckt, aber kein Volk verſteht es meiſterlicher, ſich bei ſich ſelber durch ſolchen Jeſuitismus zu entſchuldigen, als die Deutſchen. Alles geſchieht zum Beſten der Religion, des Friedens, der Ruhe und Ordnung, zur Aufrechthaltung von Thron und Altar, zur Beförderung des Familienglücks; an einem Vorwande fehlt es nie, hinter dem ſich die Erbärmlichkeit verſteckt.

Ich glaube, daß es bürgerliche Freiheit in jedem Staate geben kann, ſowohl in der Monarchie wie in der Republik. Aber eine gewiſſe republikaniſche Tugend kann kein Staat entbehren, weder die abſolute noch die conſtitutionelle Monarchie. Ein Staat, der frei ſeyn will, muß Bürger haben, die für Recht und Geſetz Blut und Leben opfern können, denen das Recht und das Geſetz etwas Heiliges iſt, für das ſie keinen Kampf ſcheuen. Ein Staat, deſſen erſte Bürger und Geſetzgeber den Grundſatz proclamiren: „Aus Liebe zur Ordnung und zum Frieden laſſen wir uns in keinen Kampf ein, aus dem möglicherweiſe Aufregung entſtehen könne; um den augenblicklichen Frieden zu erhalten, laſſen wir uns den Umſturz

aller Geſetze gefallen," ein ſolcher Staat kann manches Gute haben, aber bürgerliche Freiheit kennt man dort nicht.

Wer trägt die ſchlimmen Folgen, Der, welcher einen Verſuch zur Uebertretung des Geſetzes macht, oder Der, welcher dieſen Verſuch auf geſetzmäßige Weiſe vertheidigt? O der zarten Gewiſſenhaftigkeit, die, um Andern eine Sünde zu erſparen, lieber ſelbſt dieſe Sünde begeht! Das heißt die Gutmüthigkeit zu weit getrieben. Wenn Jemand etwas gegen mein Gewiſſen von mir verlangt, ſo weigere ich mich; die Folgen kommen dann auf ſein Haupt, nicht auf das meinige. Was auch aus jener Weigerung der Kammer entſtanden wäre, ſie hätte ihre Hände in Unſchuld waſchen können. Aber dadurch, daß ſie nachgab, wo ſie nicht durfte, dadurch hat ſie ſich zur Mitſchuldigen gemacht; jetzt kommen alle Folgen auch auf ihr Haupt.

Aber, wird man ſagen, was ſollten denn die Mitglieder jener Kammer thun? Sollten ſie Widerſtand leiſten? Sollten ſie das Volk zu einer Revolution aufrufen?

Das iſt nicht meine Meinung. Sie ſollten Nichts weiter thun, wie ihre Pflicht, ſie ſollten Märtyrer ihrer Pflicht werden. Jeder Beruf, er ſey welcher er wolle, ruht auf einer heiligen Grundlage; auch der kleinſte, geringſte; um wie viel mehr der Beruf eines Volksvertreters. Für ſeinen Beruf muß jeder Menſch zuletzt Märtyrer werden können. Nicht blos der Geiſtliche hat das ſchöne Vorrecht, für ſeinen Glauben ſich opfern zu dürfen; ein jeder Menſch hat es; ein jeder Menſch ſoll die Pflichten, die ein Gott ihm auferlegt, erfüllen und keiner irdiſchen Macht weichen. Der Richter, der Soldat, die Mutter, Alle, bis zum geringſten Handwerker, bis zum ſchwarzen Sclaven herab, haben eine Pflicht zu erfüllen, der ſie im äußerſten Falle ihr Selbſt opfern müſſen, oder vielmehr, ihr Selbſt und ihre Pflicht iſt ein und daſſelbe. Leider erkennt und fühlt unſere Zeit das wenig; die Beſchäftigung, die der Menſch

ſich erwählt, iſt ſelten mit höherer Geſinnung verwachſen; ſie ſtammt mehr aus willkührlicher Laune, als aus göttlichem Berufe. Aber das Amt eines Volksvertreters, welches auch den Stumpfſinnigſten zu einer gewiſſen Erhabenheit der Geſinnung, zu dem Gefühle eines hohen Berufes, eines Berufes in Gott anregen ſollte, — das ſo entweiht zu ſehen, das iſt ſchmerzlich. Niemand ſollte dieſes Amt ferner annehmen, der nicht davon durchdrungen iſt, daß er demſelben nicht allein einen Theil ſeiner Zeit, ſeines Verſtandes und ſeiner Kenntniſſe widmen muß, ſondern Herz und Leben daran zu wenden habe.

Wer die Wahl zum Volksvertreter annimmt, der verpflichtet ſich dadurch mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit auf die Verfaſſung. Es bleibt ſeiner Wahl, ſeiner Willkühr nicht überlaſſen, welche Beſtimmung derſelben er beobachten, welche er außer Augen ſetzen will. Er darf mit ſeiner Pflicht nicht feilſchen und mäkeln. Wer ſich nicht ſtark dazu fühlt, allen Anforderungen eines ſolchen Amtes treu und redlich nachzukommen, der trete beſcheiden zurück. Es iſt nicht leicht, die Pflichten eines Volksvertreters auszuüben; Deutſchland hat wenig wirklich Berufene und Befähigte. Aber deſto mehr muß auf die frivole und leichtſinnige Weiſe aufmerkſam gemacht werden, mit der man heut zu Tage ein ſolches Amt annimmt, und auf die Eitelkeit und Verrätherei, mit der es heut zu Tage geführt wird. Die Verfaſſung ſey, welche ſie wolle, Jedermann nimmt die Wahl zum Deputirten an; etwas Zungenfertigkeit und etwas Juriſterei, das qualificirt ſchon vollkommen.

Wir brechen von dieſem Punkte ab, um auf andere überzugehen, bei denen ſich die hannoverſche Oppoſition ebenfalls ſchwach und unreif gezeigt hat. Die Kammer hat alſo ihre Pflicht nicht gethan, ſehen wir nun, wie ſich das übrige Volk benommen hat.

Zweiter Artikel.

(Am 18. December 1839.)

Wir haben im erſten Artikel geſehen, wie die Kammer von 1837 ihre Miſſion erfüllt hatte. Wir haben geſehen, daß ſie aus Unentſchloſſenheit und Unbehülflichkeit, oder aus Feigheit das Recht des Landes, welches vertrauensvoll in ihre Hände gelegt war, nicht gewahrt, ſondern ohne den mindeſten Verſuch zu ſeiner Vertheidigung im Stiche gelaſſen hatte. Ein paniſcher Schrecken, ein sauve qui peut hatte ſie auseinandergejagt. Im Allgemeinen möchte der Schluß, „wie die Kammer ſo das Volk", ſchon im Voraus die Vermuthung für ſich haben, denn es läßt ſich wohl annehmen, daß das Volk nicht eben ſeine ſchlechteſten Männer hineinwählt, und daß in der zweiten Kammer Alles repräſentirt wird, was das Volk an Intelligenz und Charakter aufzuwenden hat. Dennoch ließe ſich denken, daß durch einen ſonderbaren Mißgriff dieſes Verhältniß nicht ſtattgefunden habe, und daß das Volk beſſer geweſen ſey, wie ſeine Kammer. Unterſuchen wir daher, wie das Volk ſelbſt ſeine Verfaſſung vertheidigt und in wiefern es ſich derſelben werth und für dieſelbe reif gezeigt hat.

Die Kammer hatte das Volk im Stiche gelaſſen; es lag demſelben alſo ob, ſelbſt ſeine Rechte zu vertheidigen, wenn ſie ihm wirklich werth und ein moraliſches Bedürfniß waren. Eben jener Paragraph, deſſen Nummer uns entfallen iſt, der die Nachfolge an eine Anerkenntniß des Grundgeſetzes von 1833 knüpfte, gab dazu die beſte und einzige Gelegenheit. In dieſem Paragraphen ſtand ausdrücklich bemerkt, daß nicht eher gehuldigt werden ſolle, bis der Nachfolger die Haltung der Verfaſſung von 1833 mit ſeinem königlichen Worte bekräftigt habe. Wie ſchon früher bemerkt, haben wir mit Denen, die dieſen Paragraphen anders interpretiren, überhaupt nicht zu thun. Wir ſehen freilich nicht ein, wie eine ſolche nichtsſagende

Interpretation einigermaßen begründet werden kann; doch vorausgesetzt, daß sie wirklich die Ueberzeugung haben, daß jener Paragraph weiter Nichts als eine völlig bedeutungslose Phrase enthalten solle, so können wir weiter mit ihnen nicht rechten. Wir können sie wenigstens nicht der Feigheit beschuldigen, wenn wir auch nicht glauben, daß es ihnen gelingen werde, viele aufrichtige Anhänger für ihre Auslegung zu gewinnen. Es sey dabei bemerkt, daß sich von dieser Seite auch noch nicht eine gründliche Stimme hat vernehmen lassen, und eine so auffallende Divergenz von der allgemeinen Annahme und über einen so wesentlichen Punkt, worauf die ganze Verfassung ruhte, hätte doch wohl einer Auseinandersetzung bedurft. Aber von beiden Seiten ist dieses eigentliche punctum saliens meistentheils mit Stillschweigen übergangen oder mit einigen leeren Redensarten umschifft. Von der s. g. liberalen Partei aus dem Grunde, weil sie sich bewußt war, an der ihr günstigen Deutung zum Verräther geworden zu seyn; sie hatte keine Lust, das Bindende eines Paragraphen in helles Licht zu setzen, den sie selbst so schlecht vertheidigt hatte; von der andern Seite, weil — ich weiß selbst nicht. Vermuthlich weil sie fühlte, daß dies der wunde Fleck sey, und weil sie selbst nicht an ihre eigne Interpretation und an die Möglichkeit glaubte, ihr Eingang zu verschaffen.

Sollte aber dennoch Jemand in Hannover seyn, dessen gesetzliche Ueberzeugung dem Könige eine unbedingte Huldigung zugestand, und der nicht blos zu eigner Selbstbeschwichtigung sich hinter eine gekünstelte Auslegung flüchtete, so haben wir, wie schon gesagt, es nicht mit ihm zu thun. Wir streiten hier nicht über Ansichten, sondern über die Stimme des Gewissens. Wir wollen nur untersuchen, ob das hannoversche Volk seiner Ueberzeugung treu nachgelebt hat, oder ob es nicht selbst Das, was es für recht hielt, aus Furcht und innerer Unsicherheit in die Schanze geschlagen hat. Und wir glauben nicht zu viel zu

ſagen, wenn wir behaupten, daß der größere Theil der Stimmfähigen — von den Bauern und den kleinern Bürgern iſt gar keine Rede, denn die meiſten von ihnen kennen überhaupt dieſe Beſtimmung ihrer Verfaſſung und den Punkt, warum es ſich hier handelt, noch nicht — jenen Paragraphen nicht anders interpretiren kann, wie als einen Vertrag, demzufolge der König nicht eher wirklicher König iſt, bis er die Verfaſſung anerkannt hat.

Als nun der Nachfolger Wilhelms des Vierten das Staatsgrundgeſetz nicht mit ſeinem Worte bekräftigte, ſondern ausdrücklich erklärte, daß er es vorläufig nicht anerkenne, ſondern es aufhebe; als er darauf dennoch die Huldigung verlangte, was blieb den Leuten, mit denen wir es hier zu thun haben, noch übrig? Ich glaube nicht, daß zur Beantwortung dieſer Frage ein beſonderer Scharfſinn und eine große Gründlichkeit gehört. Jeder Schulknabe kann ſie beantworten. Wohl aber glaube ich, daß eine ſo doctrinaire und unredliche Spitzfindigkeit dazu gehört, wie ſie nur bei den Juriſten Deutſchlands zu Hauſe iſt, bei denen das Recht nur im Kopfe und nicht zugleich im Herzen wohnt, um dieſe Frage anders zu beantworten, als mit dem einfachen Satze: „Sie durften nicht huldigen.“ Dennoch hat das ganze Land gehuldigt, mit einer einzigen ruhmwürdigen Ausnahme.

Wollen wir billig ſeyn, ſo müſſen wir zugeben, daß die Kammer von 1837 ihr pflichtwidriges Betragen wenigſtens mit der Ueberraſchung entſchuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen kann, denn es bleibt immer unmännlich, bei ſo wichtiger Sache den Kopf ſo gänzlich zu verlieren. Aber es iſt wenigſtens nicht zu läugnen, daß ſie allerdings keine Zeit hatte, ſich zu beſinnen, wiewohl ich glaube, ſie würde auch bei einiger Bedenkzeit nicht den Muth gehabt haben, anders zu handeln. Dem Lande aber ſteht auch dieſe Entſchuldigung nicht zu; das Land iſt auf keine Weiſe überraſcht; es hatte Zeit zu

überlegen, und es hat ſich auch größtentheils Bedenkzeit genug genommen. Ja, was noch mehr iſt, es hatte ein ehrenvolles Beiſpiel, woran es ſich halten konnte, ein ehrenvolles, unwiderlegtes Beiſpiel, welches es ſelbſt im tiefſten Innern anerkennen mußte, und welches es nie ſo frech und ſchamlos geweſen iſt, als falſch anzugreifen. Deutlich und klar war dem Lande der Weg gezeigt, den es zu betreten hatte, und es hatte in ſeinem Gewiſſen nur zu deutlich empfunden, daß dieſes der rechte Weg ſey. Wir meinen das Beiſpiel der Sieben.

Als der Nachfolger Wilhelms des Vierten das Staatsgrundgeſetz für erloſchen erklärte und dennoch die Huldigung vom Lande verlangte, da fühlte ſich das ganze Land in ſeinem Gewiſſen beſchwert, oder that wenigſtens ſo. Ich bin überzeugt, daß damals gewiß in allen Caffeehäuſern und Weinſchenken und überall, wo zwei zuſammengeſtanden, unendlich viel radotirt iſt; wenigſtens eben ſo viel, wie anno 32 in Rheinbaiern. Wie Viele mögen wohl damals den Mund voll genommen haben, und gemeint, das wäre abſcheulich; ein ſolches Spiel mit Eiden dürfe ſich der rechtliche Mann nicht gefallen laſſen und dürfe es nicht mitmachen. Sieben Profeſſoren in Göttingen, Namen, an die ſich hoffentlich der Anfangspunkt einer beſſern Zeit für Deutſchland knüpfen wird, fühlten ſich tief empört über die willkührliche Art und Weiſe, wie man in Hannover über ihr Gewiſſen verfügte. Es waren ſämmtlich Männer von gemäßigten politiſchen Anſichten; die meiſten von ihnen waren der Politik ſogar ziemlich fremd. Aber ſo abgeſtorben war Keiner, daß er ſich für eine gänzliche moraliſche Null halten konnte, über deſſen politiſche Verſprechungen, Ueberzeugungen und Eide man nach Belieben verfügen konnte. Sie verweigerten die Huldigung. Ich bin überzeugt, daß ihnen dieſe That nicht den mindeſten Kampf gekoſtet hat, daß ſie nach Erfüllung dieſer Pflicht, die für ſie eine moraliſche Nothwendigkeit war, ſich frei und leicht und glücklich gefühlt

haben. Ich beneide ſie um den Moment, als ſie die Proteſtation unterſchrieben und an die Behörde abgeſandt hatten; noch jetzt beneide ich ſie darum, wenn auch das bittre Gefühl des Alleinſtehens, wenn auch die Verachtung eines entarteten Volkes die reine Stimmung bald getrübt, wenn ſogar bei Einzelnen von ihnen ſich eine Regung von Unſicherheit und Reue eingeſchlichen haben ſollte.

Ganz Deutſchland jauchzte dieſer That Beifall zu, und gewiß war Niemand in Hannover, wenn er nicht abſolut ſtumpf oder feil war, der nicht im Herzen gefühlt hätte, daß dieſe Männer das Richtige getroffen hatten. Und gewiß, ſicher wäre das ganze Land, ſicher wären alle Gerichte, alle Behörden, alle Corporationen dieſem Beiſpiele gefolgt, und hätten an der Ehre und dem Ruhme der Sieben ihren Theil gefordert, wenn nicht gleich darauf ein Ereigniß eingetreten wäre, worüber man in große Verlegenheit gerieth.

Die Regierung kannte ihre Leute; ſie wußte, daß mit dem Munde Jeder gern liberal iſt, daß aber die Wenigſten Luſt haben, etwas mehr wie Worte für eine Idee zu opfern. Sie beeilte ſich daher, die ſieben Ehrenmänner ihrer Stellen zu entſetzen und drei von ihnen des Landes zu verweiſen. Und, ich geſtehe es, Alles wohl erwogen, freue ich mich über dieſe Maaßregel. Es wäre zu ärgerlich geweſen, wenn jetzt jeder Lump wohlfeil den Ehrenmann hätte ſpielen können, und wenn in Hannover wieder eine Komödie von deutſcher Freiheit aufgeführt worden wäre, wobei ſich die Mitſpielenden in lauter Eitelkeit, Selbſtgefälligkeit und Lüge berauſcht hätten. So iſt es beſſer; die Sieben werden ſelbſt damit zufrieden ſeyn; ſie haben freilich ein Opfer gebracht, aber dieſes Opfer hat wenigſtens die Wahrheit gefördert und hat zur Selbſterkenntniß der eignen Lumperei geführt; der erſte und einzigſte Schritt zum Beſſerwerden.

Die Nachricht von der Entſetzung der Sieben war ein Donnerſchlag für unſere liberalen und gewiſſenhaften Hannoveraner. O weh, was nun anfangen? Auch proteſtiren und die Huldigung verſagen, und alsdann zu riskiren, von Amt und Brot gejagt zu werden? Aber man iſt Familienvater, oder will wenigſtens einer werden; man iſt gern liberal, wie es die Mode mit ſich bringt, aber es wäre pflichtwidrig, ſeine bürgerliche Exiſtenz und ſeine Ausſichten darüber zu zerſtören. Dann wäre man ja ein Schwärmer! Die vertrackten Sieben, — wären ſie nur ſonſt nicht ſo ruhige, gemäßigte Leute, denen man mit dem Vorwurfe der Schwärmerei gar nicht beikommen kann. Und dann, — hätten wir ſie nur nicht ſelbſt noch eben ſo gelobt! Wie kommen wir aus dieſer fatalen Klemme? Wie fangen wir es an, daß wir uns nicht blamiren, und doch unſere Stellen behalten?

Es war große Noth im Lande Hannover unter den Liberalen. Es gab viele verlegene Geſichter und auch manche ſchlafloſe Nacht. Da erbarmte ſich der Genius der Deutſchen der armen Schelme, der ſie in ſolchen Fällen noch nie im Stiche gelaſſen hat. In einer der ſchlafloſen Nächte erſchien er einem ſeiner liebſten Hauptſchreier in Geſtalt eines alten Weibes und ſprach: Mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, was härmſt Du Dich? Biſt Du um eine Phraſe, um eine Spitzfindigkeit, um eine Clauſel, um ein ſchönes Wort verlegen, was Dir aus der Klemme helfen kann, und biſt doch ein Deutſcher, und wahrſcheinlich noch dazu ein Juriſt und ein gelehrter Juriſt? Ich habe bis jetzt geglaubt, ein ſolcher könnte nie in Verlegenheit gerathen, und bei dieſer unbedeutenden Sache weißt Du keinen Rath? Ei, mein Sohn, huldige mir immer zu, dann behältſt Du Deine Stelle, aber huldige mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes, dann bleibſt Du auch ein Ehrenmann und ein Liberaler, und die ganze Welt wird Dir Beifall klatſchen.

Ich kenne den Mann nicht, dem der deutſche Genius in Geſtalt eines alten Weibes zuerſt dieſe ingeniöſe Idee offenbarte; aber wenn er bekannt iſt, der zuerſt dieſen klugen Einfall hatte, ſo ſollte die hannoverſche Oppoſition ihn mit Ehrenbechern überſchütten und ihm ein Monument errichten zum Zeichen ewiger Dankbarkeit. Denn dieſer große Mann und noch größere deutſche Advocat hat ihre Reputation gerettet. Er hat die Zauberformel gefunden, die ſie von allen Nöthen und Aengſten befreite.

Ich kenne den Mann nicht, der dieſen Einfall gehabt, aber das iſt gewiß, daß dieſer Einfall mit Blitzesſchnelligkeit ſich im ganzen Lande verbreitete. Ich bin überzeugt, die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig iſt nicht ſo ſchnell gereiſt und hat nicht ſo viele Seelen von ihrem Schmerze befreit, als dieſer Einfall des deutſchen Advocaten, dieſes wahren Vaters der hannoverſchen Oppoſition. Der Deutſche hat einen merkwürdigen Inſtinct für Das, was er in dieſer Beziehung brauchen kann; er hört mit halbem Ohre. Die Deutſchen verſtehen einander in ſolchen Sachen ohne Verabredung; das macht die Sympathie verwandter Seelen. Wenn tauſend hannoverſche Beamte eines Abends in einem Klubb verſammelt geweſen wären, und einer hätte dieſen Einfall nur ſo hingeworfen, ſie hätten freilich vielleicht nicht mit einander darüber geſprochen, ſie hätten ſich nicht darüber unter einander verſtändigt, denn das hätten ſie nicht nöthig gehabt. Aber wie ein Blitz hätte dieſe große Idee in jedem Herzen gezündet, ein Jeder wäre mit dem Vorſatze nach Hauſe gegangen, mit Vorbehalt zu huldigen, und wäre feſt überzeugt geweſen, daß alle Uebrigen es auch ſo machen würden. Wenn es auf Aneignung einer Redensart ankommt, vermittelſt deren der Deutſche eine ſaure Pflicht auf anſtändige Weiſe umgehen kann, ſo bedarf er keiner Autorität. In dieſer Beziehung iſt jeder Deutſche genial, ſelbſtſtändig, und

das Volk verſteht ſich unter einander auf eine wahrhaft zauberhafte Weiſe.

Das Ende von der Sache war, daß auch nicht ein Einziger dem Beiſpiele der Sieben gefolgt iſt, und daß die ganze Oppoſition den Huldigungseid leiſtete, mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes.

Ueber dieſes Benehmen habe ich mich in der Beurtheilung der Dahlmannſchen und Grimmſchen Schriften ſchon damals bitter geäußert, und das iſt vielleicht der Punkt, den der Verfaſſer „Ueber Vermittelung in Hannover" im Auge hat, wenn er mich der Oberflächlichkeit beſchuldigt, und daß ich dem Unrecht Beiſtand geleiſtet habe.

Ich denke über dieſen Punkt noch eben ſo wie früher; bei dem ehrlichſten Nachdenken erſcheint mir die Huldigung mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes noch immer als ein Widerſpruch, als eine contradictio in adjecto, als eine Täuſchung, wodurch man ſich vor ſich ſelbſt und vor der Welt entſchuldigen wollte, während man in der That doch nur einen Act ſclaviſcher Furcht ausübte.

Das Staatsgrundgeſetz vom 1833 enthält die Beſtimmung, daß dem Könige nicht eher gehuldigt werden ſollte, bis er jenes Verſprechen geleiſtet habe. Das heißt mit andern Worten, daß der König nicht eher König ſeyn ſolle, und daß man ihm nicht eher als ſolchem gehorchen ſolle. Dahlmann hat freilich verſucht in übertriebener, gewiſſenhafter Aengſtlichkeit, weil er ſich vor den praktiſchen Folgen eines ſolchen Grundſatzes fürchtete, dem Acte der Huldigung eine andere oder vielmehr gar keine Bedeutung beizulegen, und ihn zu einer leeren Formalität zu machen. Theils ſteht er dabei mit ſeinen andern Aeußerungen in Widerſpruch, theils auch iſt wohl anzunehmen, daß Niemand in dieſer höchſt gezwungenen und überkünſtelten Deutung mit ihm übereinſtimmt, bis auf Albrecht, der eine ähnliche Deduction verſucht hat. Dahlmann hat meiner Anſicht nach hier nur ein

Zeichen von innerer Unſicherheit gegeben und den Beweis geliefert, daß man aus übertriebener Gewiſſenhaftigkeit auch unrecht handeln kann. Ueberhaupt thut es mir leid, daß Dahlmann ſich nicht näher und gründlicher über dieſen Punkt erklärt hat. Es war das ſeine Pflicht. Dahlmann war ein öffentlicher Charakter geworden; ganz Deutſchland ſah auf ihn hin. Er hatte einmal A geſagt, er mußte auch B ſagen. Es ſtand nicht in ſeinem Belieben mehr ſich zurückzuziehen. Hatte er die öffentliche Meinung irre geführt durch übereilte Ausſprüche, ſo war es ſeine Schuldigkeit dieſes einzugeſtehen; hatte aber das Publikum ſeine Meinung falſch verſtanden, ſo war es ebenfalls ſeine Schuldigkeit daſſelbe aufzuklären, denn jedenfalls mußte er ſich ſagen, daß die Kürze und das Ungenügende ſeiner Aeußerung daran Schuld ſey. Aber erſt ſich an die Spitze zu ſtellen, und mit Recht, und dann auf einmal ſich zurückzuziehen und ſich um Nichts mehr zu bekümmern, das iſt ein Act der Willkühr, der nur aus innerer Unſicherheit entſpringen kann. Es giebt moraliſche Verpflichtungen, die man durch ſeine frühere Handlungsweiſe übernimmt; dieſe Verpflichtungen laſſen ſich freilich nicht juriſtiſch demonſtriren, allein ſie ſind darum nicht weniger klar und unumſtößlich. Doch genug von einer Perſönlichkeit, die Ehrfurcht verdient und der das Vaterland Dank ſchuldig iſt; es iſt ſchmerzlich, als Krittler auftreten zu müſſen, wo man ſo gern rein und unbedingt bewunderte.

Was heißt nun die Huldigung mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes im Sinne Derjenigen, welche jenen Paragraphen in meinem Sinne interpretiren? (Und daß der größte Theil der hannoverſchen Oppoſition dieſes thut, das kann ich ihr aus hundert ſpätern Andeutungen und Aeußerungen beweiſen.) Eine ſolche Huldigung iſt entweder ein Unſinn oder eine abſichtliche Lüge. Wir huldigen Dir, das heißt, wir erkennen Dich als König an und verſprechen Dir als ſolchem Gehorſam; aber wir huldigen mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes; das Staats-

grundgeſetz aber ſagt, daß Du nicht eher König ſeyſt und daß wir Dir nicht eher gehorchen ſollen, als bis Du das Verſprechen auf die Verfaſſung geleiſtet haſt, folglich erkennen wir Dich nicht als König an und werden dir nicht gehorchen. Wenn das nicht der entſchiedenſte Widerſpruch iſt, die kläglichſte Ausflucht, um den Schein von Ehre zu retten, ſo weiß ich nicht, was es ſonſt iſt.

Diejenigen, die auf dieſe Weiſe gehuldigt, haben damit alſo entweder gerade das Gegentheil ſagen wollen, ſie haben ſagen wollen: Wir huldigen nicht, — aber dann, warum ſagen ſie es nicht gerade heraus? Uebrigens hat das auch wohl Keiner beabſichtigt, denn ſie haben nach wie vor Befehle angenommen, haben ſich nach wie vor wie Unterthanen gerirt, — Beweis genug, daß es nicht ſo gemeint war; oder ſie haben pure gehuldigt und haben nur ein Mäntelchen darum gehangen, einen Schleier, damit man ihre Schamröthe nicht entdecken ſollte.

Wahrlich ich nehme es Niemand übel, wenn er ſein Brot, ſein Geſchäft, ſeine Ruhe, ſeine Familie lieber hat, wie einige ſtaatsbürgerliche Rechte, die ihm wohl Lebensannehmlichkeiten, nicht aber, wie jene, Lebensbedürfniſſe ſind. Ich nehme es Niemand übel, wenn er keine Luſt hat, Märtyrer für eine Idee zu werden. Aber er ſoll das wenigſtens ehrlich herausſagen, er ſoll dieſe Idee nicht durch Heuchelei uns und der Nachwelt verkümmern und verderben wollen. Jener Mann, der zu Dahlmann ſagte: „Hunde ſind wir ja doch, ich unterſchreibe Alles, was man will", der gefällt mir tauſendmal beſſer als alle jene pretiöſen Liberalen, die mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes gehuldigt haben.

In dem Ausſpruche jenes Mannes liegt ein Ingrimm und eine Ehrlichkeit, die man lieben muß. „Ich will nicht Märtyrer einer Idee werden, für die unſer Volk noch nicht reif iſt; und weil ich das nicht will, weil ich darüber unglücklich werden und keinen Erſatz für verlorenes Familienglück darin finden

würde, so will ich auch einfach und schlicht mich in das Unwürdige finden, statt wie John Falstaff erst zu prahlen und dann doch davonzulaufen." Auf solche Leute kann das Vaterland noch einmal zählen; es wird schon der Moment kommen, wo sie den Entschluß fassen, keine Hunde mehr zu seyn; und was sie alsdann seyn werden, das werden sie ganz seyn. Jene Leute aber, die mit Vorbehalt des Staatsgrundgesetzes huldigen und sich dessen rühmen, die werden nie ihre Schuldigkeit thun, so lange noch eine vermittelnde und beschönigende Redensart ihnen eine Hinterthüre offen läßt, und daran fehlt es bekanntlich nie.

Wie gesagt, ich kann jene Huldigung mit Vorbehalt des Staatsgrundgesetzes nicht anders deuten, als eine Lüge, entweder gegen den Nachfolger Wilhelms IV., oder gegen das Publikum, oder gegen sich selbst. Liegt das an meiner Oberflächlichkeit, und läßt bei mehr Gründlichkeit eine ehrenvollere Auslegung jenes Benehmens sich finden, so muß wenigstens zugegeben werden, daß die Opposition es gänzlich unterlassen hat, öffentlich diese günstigere Deutung auseinanderzusetzen. Sie ist doch sonst schreibfertig genug, warum ist nicht ein Einziger aufgetreten, der dem Publikum seine Motive für jene vorbehaltliche Huldigung auseinandergelegt hat?

Wenn je ehrliebende Menschen eine dringende Aufforderung hatten, sich wegen ihres Benehmens zu verantworten, so war es die hannoversche Opposition rücksichtlich der geleisteten Huldigung.

Sie war den Sieben nicht nachgefolgt; sie hatte die Sieben bei ihrer Weigerung im Stiche gelassen. Welche Aufforderung, sich öffentlich deshalb zu rechtfertigen, sowohl den sieben Ehrenmännern wie der ganzen übrigen Welt die Motive einer Handlungsweise zu erklären, die auf den ersten Blick jedenfalls zweideutig war und die so entschieden von einer so bedeutenden Autorität abwich! War es aber nicht Pflicht zu beweisen, daß

jene That der Sieben, welche in ganz Deutſchland ſo allgemeine Anerkennung fand, eben eine irrige geweſen ſey und daß die Huldigung mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes eben in den ſchwarzen Fleck getroffen habe? — Nach mehr; Dahlmann ſtraft mit bitteren, einſchneidenden, herrlichen Worten das ganze hannoverſche Land, die Oppoſition mit eingeſchloſſen, weil ſie muth- und liebeleer ſey, und nicht gewagt habe, den Anforderungen der Ehre nachzukommen. Auch da beobachtet die liberale Oppoſition ihr Stillſchweigen. Nein, bei Gott, wenn ich in meinem Gewiſſen überzeugt geweſen wäre, daß ich Recht, und jene Sieben Unrecht gehabt hätten, ich hätte nicht ruhen können, ehe ich die brandmarkenden Worte Dahlmanns wenigſtens von meiner Perſon abgewälzt hätte. Aber die Oppoſition beobachtet tiefes Stillſchweigen; ſie huldigt mit Vorbehalt des Staatsgrundgeſetzes und macht ſich untereinander Complimente; aber ſie ſchweigt gegen die Sieben, ſie ſchweigt gegen ganz Deutſchland. Alle Corporationen huldigen, nicht eine führt ihre Gründe an, ſelbſt nicht das Oberappellationsgericht, auf welches die Augen von ganz Deutſchland gerichtet ſind. Wahrlich eine ſeltſame Selbſtverläugnung! ſich ſeiner zweideutigen Stellung bewußt zu ſeyn, die ſchwerſten Anſchuldigungen über ſich ergehen zu laſſen, und doch ſich nicht zu rechtfertigen, während man das Mittel doch im Geheimen im Beſitz hat! Nein, ehe mir der unbekannte Verfaſſer jener Schrift „über Vermittlung in Hannover" nicht nachweiſt, daß ich ungründlich in meinem Tadel geweſen, ſo lange auch nicht ein Einziger es nur wagt, die Huldigung mit Vorbehalt zu entſchuldigen, ſo lange glaube ich, daß es da Nichts zu entſchuldigen giebt. Die Huldigung mit Vorbehalt verträgt keine Vertheidigung, ſonſt hätten wir längſt unzählige gehabt. Wüßte ſich ein ſolcher Huldiger zu verantworten, er hätte es längſt gethan.

Es iſt mir übrigens ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn das Oberappellationsgericht in Celle den Huldigungseid pure ver-

weigert haben würde, ſämmtliche Behörden dieſem Beiſpiele gefolgt ſein würden. Dann wäre die Sache mit einem Male vorbeigeweſen, denn ohne Gerichte läßt ſich nicht regieren. Das Miniſterium wäre verändert und das Staatsgrundgeſetz wäre wieder in Wirkſamkeit getreten. In England und Frankreich würde ſich das höchſte Gericht beeilt haben, dieſe ehrenvolle Miſſion zu erfüllen; es würde ſich beeilt haben, ſeine ſchwerwiegende Ueberzeugung in die ſchwankende Wagſchale zu werfen. Selbſt Gefahr war nicht einmal damit verbunden, denn ein ganzes Oberappellationsgericht kann man nicht wohl mit einem Male entlaſſen.

Einzelne Profeſſoren kann man wohl ohne weitere Procedur entlaſſen; das ganze höchſte Gericht aber mit einem Schlage auf adminiſtrativem Wege zu entfernen, das wäre eine Handlung geweſen, die zu energiſch die öffentliche Meinung von ganz Deutſchland vor den Kopf geſtoßen hätte, als daß ſelbſt der ſonſt ſehr muthige Herr von Schele es gewagt haben ſollte. Der Deutſche hat noch immer einen großen Reſpect, wenn auch nicht vor dem Rechte, doch vor den Gerichten und hält ſehr auf die Unantaſtbarkeit derſelben.

Und geſetzten Falls, man hätte das Oberappellationsgericht aufgelöſt, und alle dieſe Männer wären gezwungen geweſen, um ihrer Ueberzeugung willen das Land zu verlaſſen, welch unermeßlicher moraliſcher Eindruck wäre dadurch bewirkt! Ich bedaure dieſe Männer; ſie haben ſich um den ſchönſten Moment ihres Lebens betrogen; die Gelegenheit, durch eine reine und entſcheidende That ihrem Leben einen höhern Inhalt zu geben, haben ſie unverantwortlich an ſich vorübergehen laſſen; ſie wird ihnen nicht wiederkommen. Die Vorſehung meinte es gut mit ihnen; ſie machte es ihnen leicht, wacker und groß zu ſeyn. Sie haben den Wink von der Vorſehung nicht erkannt; ſie haben ſich fühllos und undankbar dagegen gezeigt.

Das auswandernde Oberappellationsgericht — ernſte Männer mit weißen Haaren, ſtill und heiter und gefaßt im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, im Bewußtſeyn einer hiſtoriſchen, einer frommen That, die einſt der Enkel noch ſegnen würde; im Hochgefühle der Vaterlandsliebe, des ächten Deutſchthums — wahrlich kein übler Anblick! Man muß der armſeligen Phantaſie der Deutſchen etwas zu Hülfe kommen.

Man nenne dergleichen nur nicht Schwärmerei; es iſt lauter nüchterne Politik, es iſt einfaches Chriſtenthum. Ich komme mit jedem Jahre mehr zu der Einſicht, daß durch Revolutionen, daß dadurch, daß man die Gegner todtſchlägt, Nichts beſſer gemacht wird in der Welt. Jede Idee, die ſich einbürgern will in die menſchliche Geſellſchaft, muß zuvor ihr Märtyrerthum haben; das iſt ihr einfacher, klarer Naturproceß. Bevor ſich dieſe Märtyrer nicht gefunden haben, die durch ihr allmächtiges, unwiderſtehliches Beiſpiel eine Revolution in dem Herzen des Volkes hervorgebracht, ſo lange iſt jede Idee eine Lüge.

Wir Deutſchen ſind von dieſer tiefern Begründung unſerer bürgerlichen Freiheit, von dieſer Begründung der Freiheit durch freie Liebe noch weit entfernt. Aber gewiß — und es iſt dieſes meine tiefſte Lebensüberzeugung, von der ich mich nie trennen kann — wir Deutſchen ſind zu dieſer Miſſion beſtimmt. Wir können nicht niedrig genug von unſrer Charakterausbildung, andern Nationen, Franzoſen, Engländern gegenüber, denken, wir können uns nicht tief genug verachten in Rückſicht Deſſen, was wir jetzt ſind; aber wir können nicht erhaben genug denken von unſrer Anlage, von Dem, was wir noch werden können und was wir werden ſollen; die Ehrfurcht vor dem deutſchen Genius kann nicht groß genug und heilig genug ſeyn.

Dritte Abtheilung.

Politiſche und literariſche Aufſätze.

I. Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei als Lebensberuf.

Ein Wort der Warnung für Jung und Alt.

Von

Dr. Julius Eduard Hitzig,

Criminal-Director a. D. u. ſ. w.

Berlin, 1838. Vereins-Buchhandlung.

II. Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei.

Gegenrede.

Zur Prüfung und Beherzigung von Journal-Redactoren.

Der Verfaſſer dieſer beiden Broſchüren iſt dem Publikum ſchon ſeit längeren Jahren bekannt. Die Lebensbeſchreibungen von Hoffmann und Werner werden einen bleibenden Werth in unſerer Literatur behaupten und die Annalen über Criminaliſtik haben ſicher anregend und belebend auf dieſen wichtigen Zweig unſeres ſocialen Lebens eingewirkt. Ueberall hat ſich der Verfaſſer als ein milder, menſchenfreundlicher und vaterlandsliebender Mann gezeigt, als ein Mann von hoher Redlichkeit, von bedeutender Menſchenkenntniß, mit lebendigem Sinne für das Schöne und Wahre. Er iſt einer jener Geſtalten in unſerer Literatur, die ein reines, lauteres Bild gewähren, indem ihre Perſönlichkeit ſich ſpiegelklar in ihren Schriften reflectirt. Jedes Wort kommt aus der Seele, und wer ſeine Werke kennt, kennt auch ihn.

In den vorliegenden zwei kleinen Schriftchen tritt eine gewiſſe behagliche Breite und humoriſtiſche Redſeligkeit auf, wie wir ſie häufig bei den Veteranen unſerer Literatur antreffen. Es ſpricht ſich darin die Zufriedenheit mit ſich und dem Schickſale, die Lebensſicherheit, die genießende, contemplative Ruhe nach wohldurchkämpftem Lebenskampfe, wir möchten ſagen ein gewiſſer Altershumor aus, der gewiß auf jeden wahren und einfachen Menſchen einen unausſprechlich wohlthuenden, erwärmenden Eindruck macht. Es iſt das Reſultat, die Frucht der glücklichen und harmoniſchen Löſung der Lebensaufgabe eines Menſchen; es iſt das Ziel, nach dem wir Alle zu ſtreben haben, ſeitdem uns Vater Goethe als Herr und Meiſter den Weg gezeigt hat, wahr und naturgemäß uns auszuleben und ruhig zu entſchlafen.

Hitzig spricht hier ein Wort zu seiner Zeit. Was er sagt, ist nur die Ansicht, das Urtheil, was innerlich längst feststeht bei allen Einzelnen, die noch Werth von Unwerth, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden wissen. Aber es verdient Dank, daß er dem allgemeinen Gefühle des Unwillens und der Mißbilligung Worte geliehen und den Richterspruch der Nation öffentlich ans schwarze Bret angeschlagen hat. Es ist ein Zeichen seiner Lebendigkeit und seiner jugendlichen Hoffnungen für die Gegenwart und Zukunft Deutschlands, daß er nicht, wie unzählige andere tüchtige Männer, sich mit Widerwillen und gänzlicher Resignation von dem schmachvollen Zustande unserer Tagesliteratur abwendete, sondern frisch Hand ans Werk legte und die thatlose Ueberzeugung zum Handeln und Wirken aufrief. Hoffentlich werden andere Männer, die durch ihre Leistungen und ihren Charakter das allgemeine Vertrauen erworben haben und deren Aufmerksamkeit und Thätigkeit die Journalistik nicht fern liegt, wie Gans, Strauß, Varnhagen ꝛc., den würdigen Mann in seiner gerechten Sache nicht im Stiche lassen, sondern ein entscheidendes Wort mitsprechen. Hier wäre ein vornehmes Ignoriren nicht an Ort und Stelle; hier wäre Gelegenheit, auch einmal zu der Masse zu sprechen, und nicht allein zu gebildeten Geistern. Ein wackerer Mann hat mit Wärme an die Nation appellirt, — antwortet ihm darauf, ihr wahren Stimmführer der Nation! Es wäre wohl eine gerechte Genugthuung für den Mann, für seine gerechte Sache, für seine Vaterlandsliebe, die uneigennützig die unsaubere Arbeit übernommen, den Augiasstall unserer Journalistik zu reinigen, daß ihn der Beifall und die Anerkennung der Besseren und Besten öffentlich dafür lohne. Es scheint uns eben nicht edel, einen solchen Mann ganz allein dastehen zu lassen, wenn böse Buben ihn von allen Seiten mit Koth bewerfen. Die Theilnahme an einem solchen Kampfe mag für Leute in Festkleidern etwas Unangenehmes haben, dennoch ist sie nicht

weniger Pflicht des hochherzigen Mannes. Ihr Belletristen, die Ihr hoch und unverdächtig dasteht vor dem Volke, gebt Euer Votum, werft Eure ganze Autorität in die Wagschale der Wahrheit, auf daß der innerlich längst entschiedene Sieg auch äußerlich als solcher vor den Augen eines Jeden, vor den Augen der Jugend, der Schwachen, der Urtheilslosen erscheine. Der Zustand unserer Tagesliteratur ist der Art, daß ein öffentliches Ehrengericht von anerkannten Ehrenmännern nöthig seyn möchte, welches das eigentlich Gemeine und Schlechte vor dem Angesichte Deutschlands entschieden brandmarkte. Ein solches Ehrengericht wäre besser, denn alle Censur.

Uebrigens sey es vergönnt, einige Bemerkungen über Einzelnes in diesen Schriften zu machen. Der Verfasser warnt vor der Belletristik als Lebensberuf. Wir glauben, daß diese Warnung im Allgemeinen wenig Erfolg haben werde. Uns ist im Leben, unter denen unserer Bekannten, die sich einzig und allein von Schriftstellerei nähren, noch Niemand vorgekommen, der dieses Geschäft freiwillig ergriffen, sich von Jugend auf schon dazu bestimmt hatte.

Alle, die wir kennen, sind Schriftsteller geworden aus Noth aus Mangel an einem andern Auswege, an einem andern Mittel, sich durchs Leben zu schlagen. Mag diese Noth eine selbstverschuldete gewesen seyn — mehr oder weniger war sie es gewiß immer — so steht doch fest, daß die Wahl dieses Berufes keineswegs aus überspannten Aussichten über das hohe Glück desselben entsprossen war. Ach nein, so reizend liegt diese Lebensstellung nicht vor der Phantasie junger Leute dar. Man frage sämmtliche Primaner in den deutschen Schulen nach ihrem künftigen Lebenszwecke, kein Einziger wird antworten: „ich will weiter Nichts, als Schriftsteller werden.“ Die Tagesschriftstellerei ist eine letzte Hütte, wo man unterkriecht vor dem Unwetter des Lebens; sie bietet den hoffnungsvollen Blicken der Jugend kein so glänzendes Schauspiel, daß irgend

Jemand ſich ſehnen ſollte, ſie zu bewohnen. Die Tagesſchriftſtellerei vertritt jetzt theilweiſe die Stelle der Trommel und der herumziehenden Schauſpielertruppen. Weſſen finanzielle Verhältniſſe das Ausſtudiren nicht geſtatten, wer das Examen ſcheut, wer von hohen Schulen relegirt iſt, wem eine regelmäßige Beſchäftigung zuwider iſt, der Kaufmannsdiener, der ſich zu gut hält für die mechaniſchen Arbeiten des Comptoirs, dieſe und ähnliche arme Schelme, die das Schickſal oder eigene Schuld aus Reih und Glied des gewöhnlichen Lebensganges gedrängt und zu Nachzüglern und Marodeurs gemacht hat, dieſe ſind es, die ſich der Tagesliteratur widmen. Ob es in des Verfaſſers Wohnorte, in Berlin, anders ſey, wiſſen wir nicht. Aber man darf ſich wenigſtens nicht täuſchen laſſen von dem hohen Pferde, auf welches ſich die Herren ſetzen, ſobald ſie einmal in die Gilde der Journaliſten eingetreten ſind. Was man iſt, ſucht man in den Augen der Welt ſo groß als möglich hinzuſtellen. Da wird von einer freien, ſelbſtſtändigen Stellung der Literatur geſprochen, die ſich um das gemeine Treiben des Lebens nicht zu kümmern brauche, u. ſ. w. Ach, ein Jeder dieſer Herren, die ſo ſprechen, ohne Ausnahme, griffe mit beiden Händen zu, wenn ihm irgend eine Staatsſtelle mit anſtändigem Gehalt, ſey es eine Zoll-, Polizei- oder Steuerſtelle, geboten würde. Daß ſie jubeln: „unſere Stellung iſt die ſchönſte, die edelſte, wir haben ſie aus freier Wahl ergriffen," das liegt in der Eitelkeit der Menſchen und auch wohl in der Scheu, ſich offen ihr eigenes Elend einzugeſtehen. Aber im Grunde der Seele wiſſen ſie recht gut, daß ſie eben nicht das große Loos in der Lebenslotterie gezogen haben, und Jedermann weiß es mit ihnen.

Es giebt viele Beſchäftigungen, denen man ſich nicht von vorn herein widmet, und zu denen man doch im Verlaufe des Lebens hingedrängt wird. Wer wird aus freier Wahl Dorfmuſikant, wer Polizeidiener, wer Schenkwirth, wer Orgeldreher,

Puppenſpieler, Lumpenſammler, ſchlimmerer Erwerbsquellen nicht zu gedenken? Nur Wenigen mag ſolche Handthierung als Ideal in den Hoffnungsträumen ihrer Jugend vorgeſchwebt haben, und doch iſt immer eine Uebrzahl von Competenten dazu vorhanden. So auch mit den Tagesſchriftſtellern. In jetzigen Zeitläuften wird es nie an Individuen fehlen, die zur Feder greifen müſſen, als der letzten anſtändigen Erwerbsquelle für ſie.

Allein es muß noch eine zweite Urſache in Wirkung treten, wenn irgend ein Induſtriezweig zahlreiche Bewerber finden ſoll. Das ſubjective Bedürfniß des Einzelnen genügt dazu nicht, ſondern das Bedürfniß eines größeren Publikums muß demſelben entgegenkommen, damit correſpondiren und zuſammenfallen, und da läßt ſich denn nicht verkennen, daß dieſes Bedürfniß in Bezug auf die Tagesſchriftſtellerei ſich lebhaft genug an den Tag legt. Als das Morgenroth einer neuen Literatur den erſtarrten Genius Deutſchlands mit neuer Wärme belebte, da fanden unſere großen Geiſter, welche dabei thätig waren, doch nur verhältnißmäßig einen kleineren Cirkel, der ſich ihnen hingab. Es war eine geiſtige Ariſtokratie, die mit Liebe und innerſtem Ernſte alle die neuen Ideen der Zeit über Poeſie und Kunſt, über Politik, Religion, Staat, Kirche u. ſ. w. verfolgte, die wechſelsweiſe empfangend und producirend Schritt hielt mit dem Geiſtesfluge unſerer Forſcher und Dichter. Als aber auf ſolche Weiſe ein gewiſſer Kreis von Ideen erfüllt war, als die ſtrebenden Geiſter ſich geſättigt und das raſtlos-ideale Vorwärtsſtreben innezuhalten und ſich auszuruhen begann, da pochte auch das Bedürfniß nach Mittheilung mit dem ganzen Volke mächtig an die Gemüther, da trat der Drang hervor, die inneren Schätze zu verallgemeinern, das geſammte Volksleben damit zu begeiſten und zu befruchten. Denn die erhabenſte, ſchönſte Geſinnung wird zur Qual für den Einzelnen, wenn ſie vergebens nach Sympathie ſeufzt im großen Ganzen.

Der edelſte Charakter iſt ein Märtyrer ſeiner ſelbſt, ſo lange er einſam daſteht. Nur ein freudiges Verſtehen, ein verwandtes Streben im ganzen Volke, ein harmoniſches Ineinandergreifen aller Geſinnungen, was ſich gegenſeitig ſtützt und nährt und beflügelt, vermag die Sehnſucht zu erfüllen und ſelig zu befriedigen, die uns Alle treibt. Den Guten und den Geiſtreichen iſt es nicht gegeben, ſich zu iſoliren. Das eben iſt der Unterſchied zwiſchen der geiſtigen Ariſtokratie und zwiſchen der politiſch-incorporirten, daß ſie gegen ihren eignen Wunſch und Willen exiſtirt, daß ſie von Liebe durchglüht wird für Alle, daß ſie nicht ruhen und raſten kann, bis ſie ſich ſelbſt zerſtört und in die Demokratie aufgelöſt hat.

Von allen Völkern, ſagt Goethe, haben die Griechen den Traum des Lebens am glücklichſten geträumt. Was war der Grund dieſer herrlichen Erſcheinung in der Menſchengeſchichte, die uns noch immer wie eine milde Sonne das Herz durchwärmt? Es war ihnen gelungen, alle Elemente des Volkes in geiſtige Harmonie aufzulöſen, die häßlichen Gegenſätze, die craſſen Contraſte ſtanden ſich nicht in ſchreiendſter Disharmonie gegenüber, wie in den modern chriſtlichen Staaten, wie vor allen in unſerm deutſchen Vaterlande. Der Edelſinn ward verſtanden und nicht neutraliſirt durch Gemeinheit der Geſinnung; die Weisheit des Einzelnen ging nicht unter in der beſtialiſchen Unwiſſenheit der Mehrzahl; die Schönheit, das Kunſtwerk fand offenen, empfänglichen Sinn der Maſſe; Alles, was Großes und Herrliches in der Seele eines Griechen lebte, ſtrömte aus in tauſend Strahlen in die Seelen aller andern. Es herrſchte eine allgemeine Seelenverwandtſchaft. Da ging Nichts verloren, Nichts verkümmerte, jeder Keim trat freudig ans Licht und gedieh im fruchtbaren Klima der Volksthümlichkeit. Alles entfaltete ſich und blühte auf leicht und frei und freudig im Sonnenſcheine einer geiſtigen Demokratie.

Nach dieſer geiſtigen Demokratie, nach dieſer gemeinſamen Durchbildung nun ſtrebt jetzt Alles mit Rieſenſchritten in unſerm Vaterlande. Die höher Geſtellten ringen mit Macht, vom Volke verſtanden zu werden und Anklang zu finden; das Volk ſelbſt fühlt das Bedürfniß, tauſend neue in das Leben eingetretene Ideen ſich zu eigen zu machen. Die ſchroffen Contraſte geiſtiger Bildung ſuchen ſich auszugleichen; ein gewiſſes Niveau von Geiſtigkeit ſucht man zu erreichen, was ſich allmählig immer mehr erhöht und ſich den hervorragenden Gipfeln des Volkslebens annähert. Die ganze Nation arbeitet theils bewußt theils unbewußt an dieſer großartigen Aufgabe. Selbſt die Regierungen, die für reactionair gelten, thun täglich Rieſenſchritte auf dieſer Bahn. Das ganze Leben drängt mit allmächtiger Naturkraft nach dieſem Ziele hin. Schulen, Gemeindeverfaſſungen, allgemeinere Militärpflichtigkeit — welche gewaltige Hebel zur Volksbildung! Leichtigkeit des Verkehrs, Sicherheit der Juſtiz, Gleichheit vor dem Geſetze nicht minder. Die ohnmächtigen ariſtokratiſchen Beſtrebungen Einzelner ſind völlig machtlos gegen ſolche Urbewegungen. Mögen ſie die äußerſten, zu weit vorgeſchobenen Vorpoſten der Demokratie auch aufhalten und zurückdrängen; das große corps d'armée derſelben rückt langſam aber ſicher vorwärts; keine Gewalt der Erde iſt im Stande es aufzuhalten.

Die Tagesliteratur, die Journaliſtik iſt vor allem Andern ein Mittel, welches ſich die Vorſehung zu dem großen Zwecke bedient. Sie iſt der Kleinhandel mit den Ideen, der Handel für das tägliche Bedürfniß, der ſich naturgemäß bilden mußte, nachdem die großen Magazine aufgeſtapelt waren. Was centnerweiſe nicht abgeſetzt werden kann, das zerſchlägt die Journaliſtik in Pfunde und Lothe, ſo daß auch der Aermſte ſein kleines Bedürfniß befriedigen könne und nicht ganz ausgeſchloſſen werde von der Theilnahme und dem Genuſſe. Sie iſt es, die auf alle Nebenſtraßen und Fußpfade bis zur entfernteſten Hütte

ihre Trödler und Colporteurs aussendet; man könnte die Journalisten die Handelsjuden in der Literatur nennen. Die Journalistik ist gleich einem Krämerladen, der mit tausend verschiedenen, bunt durcheinander liegenden Dingen handelt; wer vermöge seiner Beschränktheit nicht en gros kaufen kann, holt dort seinen geringern Bedarf; wer nicht ausgezeichnetere Waare bezahlen kann, findet dort geringere, für seinen Zustand angemessenere. Die Journalistik ist es, welche das in Masse Verdaute durch alle kleineren Saugadern und Lymphgefäße des großen Nationalkörpers führt, und mit dem Leben selbst amalgamirt; die die edleren Theile mit den Muskeln und Knochen in Verbindung setzt, die auch die Extremitäten ernährt und kräftigt.

Die Journalistik ist keine Schule, kein System, auf dem man nach logischem Gange Stufe für Stufe fortschreitet. Sie ist vielmehr ein geselliges Gespräch, welches je nach den verschiedenen Anregungen des Augenblickes hin- und herspringt, und die Gegenwart und das unmittelbarste Leben fort und fort commentirend begleitet. Sie ist der große Salon des Volkes, worin die National-Conversation geführt wird; sie bildet das Austauschmittel der Gedanken und Empfindungen für die große Masse. Ein solcher Austausch ist aber Gott Lob! bereits für Unzählige schon zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, und das Verlangen darnach wird sich, so hoffen wir, von Tage zu Tage mehr steigern; es ist der Zeitgeist, es ist die Einheit Deutschlands im höchsten Sinne des Wortes, die unaufhaltsam dazu drängt und treibt.

Nach unserer bisherigen Betrachtung wäre also keine Aussicht vorhanden, daß sich der Andrang zur Tagesliteratur mindern würde. Freilich könnte man einwerfen, daß, zugegeben, die Journalistik ruhe auf dem Bedürfnisse der gegenwärtigen Periode Deutschlands, sie darum noch nicht zum einzigen Lebensberufe gemacht zu werden brauche. Wenn die Journa-

liſtik eben den geiſtigen Tagesverkehr der Nation bilde, ſo möge Jeder daran Theil nehmen, der etwas zu ſagen wiſſe. Es könne dieſes nebenbei geſchehen, und man brauche deshalb ſeinen eigentlichen Lebensberuf nicht aufzugeben. Im Gegentheile würde ſich Alles am unbefangenſten und naturgemäßeſten machen, wenn Jeder aus ſeiner eigenthümlichen Sphäre heraus berichte; auf dieſe Weiſe würde der Austauſch gründlicher und wahrer werden.

Gewiß iſt es, daß die Journaliſtik nicht allein von profeſſionirten Journaliſten betrieben werden kann. Eine ſolche Vermittelung müßte nothwendigerweiſe den Mittheilungen jegliche Friſche und unmittelbare Lebenslebendigkeit rauben. Immer beſſer, wenn der Einzelne, der den Drang fühlt, die Nation in Kenntniß zu ſetzen von ſeinen individuellen Meinungen und Anſichten, ſich direct an dieſelbe wendet. Allein dann würde doch manche weſentliche Lücke in der Converſation entſtehen. Es bedarf des Journaliſten, um aufzumerken nach jeder Seite des Lebens hin; überall, wo irgend eine Lebensäußerung ſich nur leiſe andeutet, ſoll er anregen, die Debatte eröffnen, die ſonſt vielleicht noch lange geruht hätte. Auch legt der gründliche Forſcher ſeine Reſultate nicht in aphoriſtiſchem Journaliſtile dem Publikum vor; er ſchreibt ausgearbeitete Werke für die geiſtig am nächſten Stehenden. Alle ſolche Leiſtungen nun zuſammenzufaſſen, ſie in nuce zu referiren, ſie dem Verſtändniſſe der großen Maſſe gehörig zuzubereiten, ſo weit es angeht ꝛc., das iſt die Aufgabe des Journaliſten, die nicht leicht ein Anderer löſen kann, als wer ſeine ganze Zeit ſolchem Verkehr widmet. Ohne Journaliſten von Profeſſion kann nie ein vollſtändiger Austauſch, wie ihn die Zeit verlangt, erreicht werden.

Wir ſtimmen daher auch mit dem Verfaſſer nicht völlig überein, wenn er eine Warnung gegen die Ergreifung der Schriftſtellerei als Lebensberuf für nöthig hält. Iſt irgend

ein Fach überſetzt, ſo wird der Drang darnach bald von ſelbſt aufhören; das gleicht ſich ſchon aus. Wir können uns nicht denken, daß irgend Jemand ſich goldene Berge von der Belletriſterei verſpricht. Dagegen aber begrüßen wir den Verfaſſer mit unſerm lauteſten Zurufe, und unterſchreiben jedes Wort, wenn er auf die Mängel und die Entartung der heutigen Tagesliteratur aufmerkſam macht, und ſeinen Schmerz und ſeinen Abſcheu gegen den unwürdigen, demoraliſirten Zuſtand der Tagespreſſe in kräftigen Worten ausdrückt. Unredlichkeit und Gemeinheit nennt er die hervorſtechenden Eigenſchaften derſelben und Niemand wird läugnen, daß er Recht hat.

Was die Unredlichkeit betrifft, ſo ſey uns vergönnt, noch Einiges zu dem Geſagten des Verfaſſers hinzuzufügen. Vor Allem hält er es für eine Unredlichkeit, wenn man über einen Gegenſtand ſchriebe, über den man nicht gründlich unterrichtet ſey. Unſerer Anſicht nach liegt es nicht in dem Weſen der Journaliſtik, über jedes Object gründlich und mit vollkommenſter Sachkenntniß ſich auszulaſſen. Sie muß dieſes der gelehrten Literatur, den Männern von Fach, den größern, ſelbſtſtändigen Werken überlaſſen. Zuſammenhängendes, Syſtematiſches, Wiſſenſchaftliches hat ſie nicht zu liefern. Sie umfaßt Alles, was in der Zeit zur Erſcheinung kommt, aber ihrer Natur nach kann ſie nur Abgeriſſenes, Einzelnes mittheilen; ſie iſt anregend, nicht erſchöpfend. Giebt ſie ſich aber das Anſehen, Gründliches zu ſagen, wo ſie nur Oberflächliches weiß, giebt ſie etwas Ungewiſſes für Gewiſſes, eine Vermuthung für unbeſtreitbare Wahrheit, dann freilich iſt ſie unredlich, dann lügt ſie. Es bleibt ihr nichts Anderes übrig, als eine jede ihrer Aeußerungen mit nicht mehr oder minderer Prätenſion vorzutragen, als dieſelbe verdient. Das kann man von ihr verlangen, mehr nicht.

Aber eine ſchlimmere Lüge, als die äußere Unwahrheit, iſt die innere. Ein jeder beſſerer Menſch hat ſchon im täglichen

Umgange die Erfahrung gemacht, wie ſehr die eigene Zunge zu hüten, wenn man nicht unwahr werden will. Ein Jeder hat ſicher darnach gerungen, nie mehr zu ſagen, als wie er wirklich fühlt. Eine gewiſſe Uebertreibung iſt ſo leicht und ſo verführeriſch. Wie leicht drückt das Wort mehr aus, als innerlich eigentlich damit gemeint war. Die Jugend namentlich liebt den Wortprunk und verwechſelt unbewußt Phantaſterei mit wirklicher Liebe. Ihr iſt es zu verzeihen, denn es iſt eine Grundbedingung ihres Weſens, daß das Gemüth in ſeiner Klarheit erſt ſpäter ſich zu ihr geſellt. Aber jeder ehrliche Mann in reiferen Jahren hütet ſich vor dieſer halb bewußten halb unbewußten Heuchelei; er lernt den momentanen Einfall von der bleibenden Stimmung unterſcheiden. Er wägt ſeine Worte; er geht ſtreng mit ſich ins Gericht über die Bedeutung des Wortes, das über ſeine Zunge tritt; er verſchmäht jede Aeußerlichkeit, die nicht ſtreng mit ſeiner Innerlichkeit correſpondirt. Dieſe innerliche Wahrheitsliebe, dieſe ſtrenge Selbſtkritik, die einen heiligen Abſcheu hegt vor allem falſchen Glanz und Schimmer, vor jeglichem übertriebenen Ausdrucke und theatraliſchen Pathos, die das Verhältniß des Wortes zu dem innern Sinne mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit abwägt, iſt der Grundvorzug der deutſchen Natur. In dieſem unergründlichen, ewig ringenden Wahrheitsgefühle erkennen ſich die ächten Deutſchen. Laſſen wir den Franzoſen ihre theatraliſche Effectmacherei beim Austauſche ihrer Ideen. Es iſt bei ihnen nicht ſo ſchlimm gemeint. Sie treten dadurch nicht in Widerſpruch mit ihrem innerſten Weſen, ſie werden dadurch nicht zu Heuchlern und Lügnern; ihr Gewiſſen kennt nicht dieſe Sünde gegen den heiligen Geiſt. Aber der Deutſche, der in das Wort mehr Wärme und Bedeutung zu legen ſucht, als ſein inneres Gefühl gebietet, der iſt ein Unredlicher, ein Heuchler.

Was vom Geſpräche, vom Umgange gilt, das gilt im doppelten und dreifachen Grade vom ſchriftlichen Ausdrucke. In

der Converſation ſchlüpft leicht ein Wort unbewußt heraus, was nicht ſtreng mit der Seelenwahrheit harmonirt. Aber wer ſchreibt, der hat Zeit zu überlegen und die tiefſte Gewiſſenspflicht des Deutſchen mit Genauigkeit und Strenge abzuwägen. Jedes Wort zu viel, jeder übertriebene Ausdruck, jeder künſtliche Firniß iſt hier ſtreng anzurechnen. Das höchſte Ziel, wornach ein deutſcher Schriftſteller zu ſtreben hat, iſt die Kunſt, „ſich ſelbſt zu ſchreiben", ſein ganzes inneres Weſen in allen ſeinen Schattirungen von Wärme und Kälte, in allen ſeinen Anſichten und Ueberzeugungen treu aufs Papier zu bringen. Dieſes iſt das hohe Ziel, wornach er ewig zu ringen hat.

Für einen Journaliſten von Profeſſion iſt es ſchwer, in dieſer Beziehung ein ehrlicher Mann zu bleiben. Referent kennt nur einen Stand, der mit gleichen Verſuchungen zu kämpfen hat; wir meinen den proteſtantiſchen Prediger. Sein Beruf zwingt ihn, jeden Sonntag die Gemeinde zu erbauen und mit religiöſer Weihe zu durchdringen. Welch unendlich reiches, religiöſes Gemüth ſetzt es aber voraus, dieſe Pflicht Jahr aus Jahr ein mit gleicher Liebe, mit gleich wahrer, innerer Stimmung zu erfüllen! Die Zeiten der Apoſtel ſind vorüber. Wie Wenige mögen jene überſtrömende Fülle von Gottſeligkeit in ſich verſchließen, daß ihre Rede nie zur Affectation, zur handwerksmäßigen Heuchelei herabſinkt. — So auch der Journaliſt. Hat er es auch nicht, wie jener, unmittelbar mit heiligen Dingen zu thun, ſo handelt es ſich doch ſtets um Ueberzeugungen. Täglich iſt er gezwungen, Ueberzeugungen mit Wärme an den Tag zu legen. Er ſoll intereſſant, er ſoll geiſtreich ſchreiben, will er anders Leſer finden und nicht langweilig werden. Nur zu leicht verfällt er alsdann auf das verwerfliche Mittel, Das, was ihm an Ueberzeugung, an innerm Berufe abgeht, durch Phraſen und Künſtelei zu erſetzen. Fehlt es ihm an innerem Material, ſo verſucht er ſich künſtlich in die Höhe zu ſchrauben, ſich in eine phantaſtiſche Hitze hinauf-

zusteigern, bis er zuletzt zu der Fertigkeit gelange, über Alles zu sprechen und zu reflectiren, ohne daß sein Herz etwas davon weiß. Die letzten Reste von Wahrheit gehen verloren; er wird zur personificirten Lüge.

Referent kann nicht Worte finden, um die tiefe Verachtung auszudrücken, die ihm der Tagesschriftsteller einflößt, der sich dieses Talent zu eigen gemacht. Gleich einer feilen Bordelldirne, die ohne Neigung und Leidenschaft sich Jedem hingiebt, Liebkosungen und Zärtlichkeit an jeden Beliebigen handwerksmäßig verschwendet und dieselben für Wahrheit verkaufen will, so ergreift so mancher Journalist von Fach jeden Stoff, den ihm der Tag bringt, und liebkoset und kokettirt mit ihm herum. Zorn, Entrüstung, Spott, Beifall, Bewunderung, Alles setzt er in Bewegung bei innerster Gleichgültigkeit. Alles, was die Menschheit bewegt, wornach sie strebt und ringt, alle Aufgaben der Zeit behandelt er auf solche heuchlerische Weise. Von einer innern Nothwendigkeit, von einer Uebereinstimmung des Gesagten mit seinem eignen Charakter weiß er Nichts. Dieser Scandal ist in unserer Tagesliteratur aufs Höchste gestiegen. Ein großer Theil unserer Journalisten sind hohle Lügner. Allein die Strafe für solche Versündigung an der Wahrheit folgt auf dem Fuße nach.

Man mag sich anstrengen, wie man will, alle Künstlichkeit wird nie die natürliche Wahrheit erreichen. Man mache Gedichte, so viel man wolle, man lüge sich in Stimmungen hinein, man bringe den ganzen Apparat von Phrasen und schöngeistigem Rüstzeuge, das wir aus unserer Literatur und den sämmtlichen Literaturen anderer Länder zusammengeholt haben, in Anwendung — ohne innere, eigene Poesie wird man kein poetisches Werk schaffen. Mag man durch solche Kunstgriffe einen großen Theil des Publikums, der selbst mehr oder weniger an der Lügenkrankheit darniederliegt, auf einige Zeit täuschen, ihn blenden und Sand in die Augen streuen, immer wird

man an dem Wahrheitsgefühle der Beſſern ſcheitern. Eitler Wahn, wenn man glaubt, dem Volke etwas für Poeſie verkaufen zu können, was es nicht iſt. So ſchlimm ſteht es noch nicht mit Deutſchland, daß man darin willkührlich zur Poeſie ſtempeln könne, was man möchte.

Eben ſo wie mit der Poeſie iſt es mit der Ueberzeugung, mit dem Charakter. Ein Journaliſt häufe noch ſo viel geiſtreiche Bemerkungen, ſcharfſinnige Einfälle aufeinander, nie wird man ihm Glauben ſchenken, wenn nicht die eigene Ueberzeugung aus Allem hervorblickt. Nicht nur der Dichter, auch der Publiciſt, der Kritiker bedarf der innern Wahrheit, ſoll er Anklang finden. Ohne ſubjective Ueberzeugung ſinkt jede Deduction zu ſeelenloſem Sophism herab. Es giebt kein Raiſonnement, was an ſich ſchon objective Geltung habe; ohne ſubjective Wahrheit iſt es ein Nichts.

Es ſey uns vergönnt, hier ein Beiſpiel aus der Gegenwart anzuführen. Wer kann verkennen, daß Gutzkow einen ungewöhnlichen Reichthum an klugen Einfällen, an geſchickten Combinationen beſitzt? Uns iſt kein Schriftſteller bekannt, dem eine ſolche Menge von verſtändigen Gedanken zu Gebote ſtehen. Und doch geſtehen wir, daß uns auch nicht ein einziges von den kritiſchen und publiciſtiſchen Werken dieſes Mannes auch nur in etwas bereichert oder gefördert, ja nur irgend unſer Intereſſe angeregt hätte; und wir glauben, daß es dem ſämmtlichen Publikum eben ſo ergeht. Woher anders dieſe Erſcheinung, als von der gänzlichen Geſinnungloſigkeit, die ſich darin ausſpricht? Jedes Urtheil Gutzkows iſt ein gemachtes; man merkt nur zu deutlich, daß er eben ſo gut das Gegentheil hätte behaupten können. Man erkennt auf der Stelle die entſchiedene Willkühr. Die innere Nothwendigkeit, welche das Urtheil aus dem Geſammtweſen, aus dem Charakter des Verfaſſers hervorgehen läßt, iſt nie zu entdecken. Dagegen ſetze man den Fall, ein Mann, wie z. B. Moritz Arndt, äußere ſich über denſelben

Gegenstand, wie Gutzkow; man nehme an, derselbe habe ebenfalls über Athanasius und den Erzbischof geschrieben. Wahrscheinlich würde er nicht so viel feine Reflexionen, Gedanken und Bilder in seine Darstellung verflochten haben, aber sein Wort würde durch ganz Deutschland gehallt haben, während Gutzkows Broschüre nicht den leisesten Eindruck machen konnte. Das kommt aber daher, weil Arndt die Wahrheit selbst ist, und weil Gutzkow auch nicht eine Faser, nicht die mindeste Ahnung von ihr hat. Ein einziger Satz von solchen deutschen Männern ist mehr werth als ganze Bände von Wortemachern und klügelnden Phrasendrehern. Si duo faciunt idem, non est idem ist ein anerkannter Satz; ebenso gut kann man sagen: si duo dicunt idem, non est idem. Was in dem Munde eines edeln charaktervollen Mannes die höchste Bedeutung hat, das ist ein lächerliches Nichts in dem Munde eines sophistischen Gesellen.

Bei dieser Gelegenheit kann Referent nicht umhin, seine Verwunderung auszudrücken, daß der geehrte Verfasser eben erwähntem Gutzkow eine ungewöhnliche „Reife des Urtheils" zugesteht. Ein reifes Urtheil muß innerlich gereift seyn. Es setzt innerliches Leben, Liebe, Wahrheit, Ueberzeugungsfähigkeit voraus. Besitzt Gutzkow diese Eigenschaften? Zur wirklichen Reife gehört mehr als das frühe Abstreifen der Phantasterei. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß Gutzkow für einen Deutschen ungewöhnlich frühe schon einem kalten, ruhigen Verstande und einer berechnenden Pfiffigkeit ihre Rechte einräumte. Deshalb aber scheint uns doch noch nicht sein Urtheil ein reifes genannt zu werden zu verdienen. Den innerlichen, organischen Proceß, den dieses Wort bedingt, haben wir wenigstens bei keiner Aeußerung Gutzkows entdecken können. Wo jegliche Spur von Lebenswärme, von „Ueberzeugungstreue", wie Hitzig selbst sich schön ausdrückt, entschieden mangelt, da kann von keiner Reife die Rede seyn.

Und hiebei erlaubt ſich Referent die Anmerkung, daß der Stand des Journaliſten eben um deſſentwillen ein beſonders gefährlicher und moraliſch-verderblicher ſey für das Individuum, welches ihn ergreift, weil er in der Regel Nichts innerlich reif werden läßt. Von dem Augenblicke an, wo Jemand Journaliſt wird, hört ſein geiſtiges Fortſchreiten in der Regel auf. Gezwungen, von ſeinem Geiſtesvorrathe Tag für Tag auszugeben, iſt er nicht leicht fähig, auch in dem Maaße wieder einzunehmen. Wenn ihn ſeine Lectüre auch mit einer Fülle von Notizen bereichert, ſo kann er ſie doch nicht geiſtig amalgamiren, ſie nicht innerlich anbauen. Bevor er ſie mit ſeiner Seele in organiſche Verbindung geſetzt hat, iſt er ſchon gezwungen, ſie roh und unverdaut wieder auszugeben. Zwiſchen Mittheilung und Austauſch auf der einen und zwiſchen Contemplation und innerem Wachsthum auf der andern Seite iſt ein gewiſſes Verhältniß, das ſich gegenſeitig fördert, aber nicht überſchritten werden darf, wenn es nicht zum Nachtheil ausſchlagen ſoll. Beſtändiges Einnehmen ohne Austauſch mit Andern macht einſeitig und die Ideencirculation ſtockend; beſtändiger Austauſch ohne ſchritthaltenden Erwerb verflacht und führt zum geiſtigen Bankerott. Daher die ſo häufige Erſcheinung, daß Journaliſten mit einer gewiſſen Lebensfriſche und nicht ohne Gehalt beginnen, und nach wenigen Jahren verkümmert und verarmt an Geiſt und innerm Leben zu Grunde gehen.

Zu bedauern iſt der Arme, der ſich auf dieſe Weiſe ruinirt; der ſein inneres Fortſchreiten gehemmt, ſeinen geiſtigen Bankerott vor Augen ſieht, und doch fortfahren muß, ſich fort und fort alle Lebenskräfte auszupumpen; der keine Zeit hat, ſich wieder auszuruhen, neue Kräfte zu ſammeln; der keine Zeit hat, in heiliger Stille und Einſamkeit zu lieben, zu verehren, zu bewundern, ſondern nur auf dem Papiere die ſchwachen Reſte ſeiner Gefühle verzetteln muß. Der ſtille Gottesdienſt ſeiner Ideen, der ihn ſtets mit neuem Lebensſchwunge begei-

ſtete, hört auf, — die Sammlung dazu geht verloren — die geiſtige Elaſticität verſchwindet — das göttliche Gefühl innerlichen Wachſens, verklärter werdenden Daſeyns nimmt ab und macht einer geiſtigen Erſchöpfung Platz, die das Niederſchlagendſte, Quälendſte ſeyn mag, was der Menſch hienieden empfinden kann. Wahrlich für Viele, und nicht für die Schlimmſten, iſt der Journalismus von Profeſſion ein grauſamer, geiſtiger Selbſtmord. Durch die wüſteſten, ſinnlichen Ausſchweifungen kann man Abgelebtheit und künſtliches Alter ſich nicht ſo früh einimpfen, als durch ſolche Schriftſtellerei, durch die man ſich zuletzt die Seele ſelbſt ausſchreibt.

Beſonders ſollten Jünglinge, die erſt im Keimen und Werden begriffen ſind, ſich vor ausſchließlicher Journalthätigkeit hüten. Der reife Mann kann eher unbeſchadet ſeiner ſelbſt vielfach und raſch über mancherlei urtheilen und ſprechen. Seine Tagesſchriftſtellerei iſt nur Anwendung ſeiner Lebensreſultate, ſie iſt die That, die auf die innere Contemplation erfolgt. Er theilt mit aus einem reichen, geſammelten Lebensvorrathe, der ſich mit jedem Tage auch wieder neu erzeugt. Er braucht nur die Zinſen auszugeben, ſein Capital iſt feſt und ſicher angelegt in ſeinem Charakter; dort ſteht es als Fideicommiß und kann nicht angegriffen und erſchöpft werden. Aber der zwanzigjährige Journaliſt, der noch leben und ſtreben ſoll, bevor er ſchreibt, der vergeudet ſein Geiſtescapital, ehe es groß genug iſt, daß er von deſſen Zinſen exiſtiren kann.

Die Vorſchläge, die Herr Criminal-Director Hitzig rückſichtlich der Veredlung unſerer Tagesliteratur in ſeiner zweiten Broſchüre macht, behalten wir uns vor in einem beſonderen Artikel zu beſprechen. So viel erlauben wir uns vorläufig anzuführen, daß uns das kräftigſte Mittel von allen die tüchtige Handhabung einer Polizei zu ſeyn ſcheint, welche die Journaliſten unter ſich ſelbſt rückſichtslos ausüben müſſen. Ein jeder Journaliſt, der von der Zeitgemäßheit und von der großen Aufgabe

seines Berufes durchdrungen ist, muß sich verbunden fühlen, gegen die Afterproductionen desselben mit allen Kräften anzukämpfen. Er muß dahin streben, seinen Stand in der öffentlichen Meinung, in der er ganzlich gesunken ist, wieder zu heben, und er darf deshalb auch die unangenehmste und schmutzigste Beschäftigung, ein beständiges Vigiliren und Verfolgen literarischer Betrüger und Vagabonden, nicht scheuen.

Die vortreffliche Absicht des Verfassers, die ihn bei der Abfassung dieser Schriften geleitet hat, wird sicher in Erfüllung gehen. Er hat zu sehr das Bedürfniß der Zeit für sich, als daß seine Worte nicht in allen Gegenden des Vaterlandes Anklang gefunden haben sollten. Wir glauben fest, daß von allen Seiten Stimmen erschallen werden, die kräftig ihre Mitwirkung zur Veredlung deutscher Tagesliteratur versprechen. Des aufrichtigsten Dankes jedes Vaterlandsfreundes kann er sich versichert halten.

Deutſchland

und

die Repräſentativ-Verfaſſungen.

Gießen, 1838. Druck und Verlag von Johann Friedrich Heyer, Vater.

(Den 5. Septbr. 1838.)

Zeitungen und öffentliche Blätter haben dieſes Büchelchens ſo häufig erwähnt, die Bedeutung deſſelben ſo herausgeſtrichen, ja ſelbſt der Verleger, Johann Friedrich Heyer, Vater, verſichert ſo ernſthaft, daß es eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung ſey, daß unſere Neugierde erregt wurde, und wir uns das hors d'oeuvre zur Einſicht kommen ließen.

Nachdem wir das Buch geleſen, können wir unſern Leſern die Verſicherung geben, daß es ein höchſt unbedeutendes Machwerk iſt und daß es die Aufmerkſamkeit, die es gefunden zu haben ſcheint, keineswegs verdient. Nicht der Inhalt, ſondern der ganz außerweſentliche Name des Verfaſſers — es ſoll ein Fürſt von Solms-Lich, ein mediatiſirter Standesherr in der Wetterau ſeyn — ſcheint die Urſache der erregten Senſation zu ſeyn. Wir begreifen nun in der That nicht, was Wunderbares und Erſtaunenswerthes dabei iſt, wenn ein Standesherr Bücher ſchreibt. Traut man dieſen Leuten nicht ſo viel Bildung zu? Damit machte man ihnen wahrlich ein ſchlechtes Compliment. Im Gegentheile iſt ihre Lage und ihre ſelbſtgewählte Stellung, die ſie vom praktiſchen Staatsdienſte in der Regel ausſchließt, die allergünſtigſte, um ſich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zu widmen. Sie haben Muße und äußere Mittel genug, um ihre literariſchen Neigungen aufs Vollkommenſte befriedigen zu können. Wie manches große ſchriftſtelleriſche Talent, welches jetzt in der Sorge ums tägliche Brod verkümmert, würde fröhlich gedeihen und ſich frohlockend entfalten, hätte das Geſchick es in ähnliche Lage verſetzt.

Oder glaubt man vielleicht, weil der Verfaſſer den Titel „Fürſt" hat, in einem politiſchen Werke deſſelben die Anſichten der Machthaber und ihre Plane für die Zukunft erkennen zu können? Auch darin würde man ſich täuſchen. Ja, wenn der Fürſt Metternich oder der Kaiſer von Rußland eine Broſchüre über irgend eine Zeitfrage herausgäben, wenn Ludwig Philipp über Belgien und Holland, wenn Münch-Bellinghauſen über die hannoverſche Frage und ihr Verhältniß zum Bundestage ſchriebe, daraus ließe ſich allerdings Manches deuten, daraus ließen ſich Plane erkennen, Abſichten und künftige Thaten vermuthen. So war z. B. der Brief des Miniſters von Rochow an die Elbinger, die gehorſamſt unter der Hand angefragt hatten, ob es ihnen wohl vergönnt ſey, einigen ehemaligen göttinger Profeſſoren ihre Privatgefühle und ihre Achtung ausdrücken zu dürfen, bezeichnend und charakteriſtiſch für die Stellung, die Preußen für den Augenblick in der hannoverſchen Angelegenheit beim Bundestage nehmen würde. Aber der bloße Titel „Fürſt" iſt nicht hinreichend, um den Worten eines Mannes politiſche Bedeutung zu geben; eher könnte man ein ſolches literariſch-politiſches Auftreten als einen Verſuch, als einen Wurf auf gut Glück betrachten, ſich politiſche Bedeutung zu verſchaffen, was aber für das Publikum auch weiter von keinem Intereſſe wäre.

Mag man übrigens im gewöhnlichen Lebensverkehre den an Rang und Vermögen Höhergeſtellten ſo viel Rückſichten und Demuth beweiſen, wie die Sitte es erfordert oder der eigene Geiſt dazu treibt — in der Literatur giebt es keinen Stand. Alle bürgerlichen Vorzüge hören hier auf; hier herrſcht völlige Gleichheit, die lauterſte Demokratie. Niemand kann Vorzüge für andere Verhältniſſe in das Gebiet der Literatur übertragen. Jeder muß von der Pike auf dienen und nur das perſönliche Verdienſt erwirbt Anſehen. Leider giebt es Literaten genug in Deutſchland, die ſelbſt im Reiche der Literatur ihre freie Stellung vergeſſen und andere Geſetze der Kritik für Fürſten, andere

für Bürgerliche haben. Als König Ludwig von Baiern mit ſeinen Gedichten hervortrat, da gab es mehr als eine Stimme, die laut wurde, daß die Gedichte eines Königs mit anderem Maaßſtabe gemeſſen werden müßten, als die Gedichte anderer, gewöhnlicher Sterblichen. Chamiſſo und Schwab ſtellten die Gedichte des königlichen Verfaſſers an die Spitze ihres Muſen-Almanachs; ſie wagten nicht, dieſelben zurückzuweiſen. Allein in einem Muſen-Almanache ſoll allein die Muſe Geſetzgeberin und Richterin ſeyn, nicht der Staatskalender. Die Muſe ſprach laut und hell ihr Veto aus, aber der Staatskalender ſiegte ob. Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Gebet dem zeitlichen Könige den ſchuldigen Reſpect als König, aber verſündigt Euch auch nicht an der Poeſie, an dieſer ewigen Königin. Unbegreiflich iſt es, wie der freieſte Sohn der Schöpfung, der Dichter, zugleich ein Kriecher ſeyn kann, und doch — bei aller ſonſtigen Verehrung gegen die beiden Männer — verdanken jene Gedichte ihre Stelle im Muſen-Almanache nicht dem ächten Selbſtgefühle, das Dichtern geziemt. Die Herausgeber warfen durch ſolche Zulaſſung nicht allein ein zweifelhaftes Licht auf ihren eignen Charakter, ſie verletzten dadurch auch die echten Jünger Apolls, deren Beiträge ebenfalls im Muſen-Almanache einen Platz einnahmen. Nicht nur die Pflicht gegen ſich ſelbſt, auch die Pflicht gegen alle andern, wirklichen Dichter ward von dieſen ſonſt ſo verehrungswürdigen Männern verletzt, denen man einen edleren Stolz und ein heiligeres Gefühl für Poeſie und Wahrheit mit Recht zugetraut hatte. — Rückſichtlich der Gedichte König Ludwigs von Baiern hat die deutſche Kritik überhaupt eine Scharte auszuwetzen, die nicht leicht verſchwinden mag. Sie mag den ſervilen faux-pas ſich wenigſtens für künftige Zeiten zur Warnung dienen laſſen und nicht abermals äußere Stellung bei Würdigung geiſtiger Producte in Betracht ziehen.

Die weſentliche Anſicht des Verfaſſers iſt in Kurzem folgende. Es giebt zwei Verfaſſungsformen, die ſtändiſche und

die repräſentative. Dieſe beiden Verfaſſungstypen ſind in ihrem Grundweſen ſo von einander verſchieden, daß ſie ſich nicht unter einander vermitteln, nicht mit einander verſchmelzen laſſen. Das Unterſcheidende der Repräſentativ-Verfaſſung von der ſtändiſchen beſteht „in nichts Anderem, als in der völlig unbeſchränkten, nur an einen Wahlcenſus gebundenen Wahl der Repräſentanten, und in der Berechtigung derſelben, zu allgemeinen Landesgeſetzen ihre Einwilligung entweder zu ertheilen oder zu verſagen". Während nun die Bundesacte jedem deutſchen Staate ſtändiſche Verfaſſungen zuſicherte, wurden durch eine Verwechſelung der Begriffe in den meiſten deutſchen Staaten Repräſentativ-Verfaſſungen gegeben. Die Regierungen, von denen dieſe Verfaſſungen ausgingen, wollten weiter Nichts, als ſtändiſche Rechte dadurch ertheilen; es war ein reiner Irrthum von ihnen, der bewußt- und abſichtslos ſich einſchlich, als ſie in den Verfaſſungen auch repräſentative Rechte verwilligten. Sie verwunderten ſich nicht wenig, als ein Theil des Volkes dieſe Rechte nun wirklich benutzen wollte. Dem Volke war es nicht zu verdenken, als es ſeine ihm auf dieſe Weiſe zugeſtandenen Berechtigungen in Anſpruch nahm, den Regierungen noch weniger, daß ſie Das nicht halten wollten, was ſie ganz gedankenlos, ohne die mindeſte Abſicht, verſprochen hatten. Daher ein zwanzigjähriger Kampf, der zu Nichts, als zu gegenſeitiger Verſtimmung und Hemmung im Fortſchreiten geführt hat. Der Kampf würde auf einmal vorbei ſeyn, und lauter Friede und Harmonie würde eintreten, wenn man die vom Auslande occupirten Repräſentativ-Verfaſſungen über den Haufen würfe und rein ſtändiſche Verfaſſungen, die den Deutſchen naturgemäßer ſind, ſtatt deren einführte. Preußen wird in dieſer Beziehung als Muſter aufgeſtellt.

Einer gründlichen Widerlegung dieſes Raiſonnements bedarf es gewiß nicht. Jedem Leſer wird das Unwahre der hier aufgeſtellten Behauptungen auf den erſten Blick einleuchten. Wir

wollen daher nur an einige beſonders auffallende Punkte einige Betrachtungen anknüpfen.

Der Verfaſſer iſt alſo der Meinung, daß es den Regierungen mit der allgemeinen paſſiven Wahlfähigkeit und mit dem den Ständen ertheilten Veto nie Ernſt geweſen ſey, ja, ſie hätten gar nicht gewußt, daß ſie dieſe Rechte, die entſcheidenden Merkmale der Repräſentativ-Verfaſſungen, verwilligt hätten. Aber hat es der Verfaſſer wirklich für möglich gehalten, daß irgend ein Menſch in ganz Deutſchland dieſer ſeiner Verſicherung Glauben beimeſſen werde? Eine ſolche beſchimpfende Aeußerung iſt noch nie gegen deutſche Regierungen gedruckt worden. Der ärgſte Demagoge hätte nicht gewagt, aus Furcht ſich lächerlich zu machen, eine ſo ungeheure Extravaganz laut werden zu laſſen. Heißt es nicht ſämmtliche damalige Regierungen für total blödſinnig erklären, wenn man annimmt, daß ſie den Volksvertretern öffentlich und geſetzlich ein Veto zugeſtehen, und doch nicht wiſſen ſollten, was das bedeute? Daß ſie die paſſive Wahlfähigkeit über das ganze Land anordnen, und ſich dann wundern, wenn das Volk dieſe Anordnung befolgt? Es ſind ſchon viele Spitzfindigkeiten bei den deutſchen Verfaſſungsfragen in Anwendung gebracht, dieſe aber iſt doch zu ſpitzfindig, ſie ſchlägt über in die ungeheuerſte Plumpheit. Wahrlich, wahrlich, der Verfaſſer hat einen ehrenvollen Begriff von der Faſſungskraft des jetzigen deutſchen Publikums, wenn er demſelben dergleichen Dinge zu glauben zumuthet. Hätte er geſagt, die Regierungen ertheilten das Recht des Vetos bei Geſetzvorſchlägen und zur allgemeinen paſſiven Wahlfähigkeit, und es hat ſie ſpäter gereuet, weil ihnen dieſe Rechte zu ausgedehnt erſchienen und ſie in Verlegenheit brachte, und ſie ſuchten deshalb ihrer Ausübung Beſchränkungen in den Weg zu legen, ſo wäre wenigſtens die Möglichkeit einer Glaubwürdigkeit da. Die alten Deutſchen pflegten, nach Tacitus, beim Becher zu berathen; dabei kann es denn leicht gekommen ſeyn, daß ſie mitunter im

Taumel beſchloſſen, wovon ſie am andern Tage nichts mehr wußten. Auf dieſe Weiſe aber, bei einem Gelage, im Zuſtande der Trunkenheit, ſind die deutſchen Verfaſſungen nicht entſtanden. Es iſt Monate und Jahre lang darüber berathen, und von geſcheuten Männern, nicht von Blödſinnigen. In keiner dieſer Verfaſſungen kann auch nur der kleinſte Satz enthalten ſeyn, deſſen logiſchen Sinnes man ſich nicht deutlich bewußt geweſen wäre. Uebereilt könnte man ſich haben, dieſe logiſche Möglichkeit geben wir dem Verfaſſer zu, aber gar nicht gewußt haben, was man thäte, in der Meinung kein Veto, keine allgemeine Wahlfähigkeit zu erlaſſen, doch eine ſolche zu decretiren, — die Annahme einer ſolchen Hirnloſigkeit iſt doch etwas zu ſtark, und geſtehen wir unſer Befremden, daß, da einmal Cenſur exiſtirt, ſolche Behauptung hat gedruckt werden dürfen. Es iſt dieſes ein Beweis, wie ſo häufig die Cenſur in praxi mehr auf einzelne kräftige und bezeichnende Ausdrücke Jagd macht, als auf den weſentlichen Sinn des Ganzen eingeht.

Aber auch darin hat der Verfaſſer Unrecht, wenn er das unterſcheidende Merkmal der Stände von den Repräſentanten in das letzteren zuſtehende Veto ſetzt. Es kann Stände mit demſelben Rechte geben, und die Geſchichte zeigt hinlängliche Beiſpiele davon. Die ſchwediſche Verfaſſung z. B. iſt gewiß eine ſtändiſche und doch kommt den Ständen ein entſcheidender Antheil an den Geſetzen zu. Jeder Stand repräſentirt nur immer einen Theil der Staatsbürger, ſey es nun eine beſondere Claſſe von Menſchen, oder eine beſondere Provinz; der Repräſentant repräſentirt aber ſämmtliche Staatsbürger. Ob nun erſteren oder letzteren mehr Rechte zukommen, das iſt eine Frage, die für ſich beſteht und mit dieſer Eintheilung der Verfaſſungen Nichts zu thun hat. Es laſſen ſich Stände mit den ausgedehnteſten Rechten in Beziehung auf Geſetzgebung und anders wieder Repräſentanten mit den beſchränkteſten denken.

Die Art und Weiſe der Vertretung, nicht die Art und Weiſe der Berechtigung macht den Unterſchied.

Ebenſo iſt es eine ganz eigenthümliche, mit der Wirklichkeit in ſchroffem Gegenſatze ſtehende Anſicht des Verfaſſers, wenn er meint, daß ſich dieſe beiden Principien nicht verſchmelzen ließen. Die ganze neuere germaniſche Geſchichte bis auf den heutigen Tag iſt ein ſolcher Verſchmelzungsact. Früher, als der Oberherr nur verſchiedene Provinzen gemeinſchaftlich beherrſchte, die kein gemeinſchaftliches Intereſſe hatten, die mit einander nicht durch tauſend Verflechtungen zu einer wirklichen Staatseinheit verwachſen, ſondern nur durch die zufällige Gemeinſchaft eines Oberherrn loſe mit einander verknüpft waren, damals gab es mit Recht Provinzialſtände, die für das Intereſſe ihrer beſondern Provinz mit dem Regenten unterhandelten. In dieſem Falle iſt z. B. noch jetzt Oeſterreich in Beziehung auf Ungarn, Italien u. ſ. w. Verſchiedene Sprache, verſchiedene Nationalität, verſchiedene Bedürfniſſe machen dieſe Länder zu einem Staatenverband, nicht zu einem organiſchen Staate, und jedes der einzelnen Länder muß ſeine beſondern Stände haben; eine kaiſerlich-öſterreichiſche Repräſentativ-Verfaſſung würde eine babyloniſche Sprachverwirrung ins Leben rufen, die ſich mit gegenſeitiger Trennung der nur durch äußere Gründe und hiſtoriſchen Zufall zuſammengefügten, nicht im Innerſten verwachſenen Glieder in kurzer Zeit endigen müßte. Auch Preußen mag noch zu heterogene Beſtandtheile in ſich faſſen, um ſchon eine National-Repräſentation mit Sicherheit bilden zu können. Offenbar aber iſt es das Streben dieſer Regierung, den verſchiedenartigen Geiſt ihrer Provinzen durch möglichſt allgemeine Geſetzgebung immer mehr auszugleichen und zu einem organiſchen Ganzen zu verſchmelzen; je mehr dieſes Reſultat errungen wird, deſto mehr muß die Provinzialſtandſchaft ſich der Repräſentativ-Verfaſſung nähern. Die übrigen deutſchen Staaten aber könnten ſich nur durch gewaltſamen, naturwidrigen Proceß

wieder in Provinzen auseinanderreißen laſſen. Ihre jetzige Eintheilung in Kreiſe, Bezirke ꝛc. iſt nur eine adminiſtrative, die zur Erleichterung und Bequemlichkeit der Verwaltung dient. Sie ſind innerlich längſt zu einer Staatseinheit verbunden; es wäre lächerlich, wenn man dem Fürſtenthum Blankenburg in Braunſchweig, oder dem Fürſtenthum Grubenhagen, oder Kalenberg in Hannover eine getrennte Provinzialſtandſchaft creiren wollte, die blos über ihr eigenes Wohl und Wehe berathen ſollte. Alle dieſe einzelnen kleinen Beſitzthümer und Herrſchaften ſind jetzt Gott Lob! ſo weit gekommen, daß ihr ganzes Weſen mit dem Weſen des größeren Staates, wovon ſie einen integrirenden Theil ausmachen, eng verwachſen iſt. Es bleiben freilich noch immer Localintereſſen übrig, wie denn das kleinſte Dorf immer dieſelben noch haben wird, aber zugleich ſind wieder ſo viele Gemeinintereſſen vorhanden, daß eine gemeinſchaftliche, auf das Ganze berechnete Geſetzgebung Bedürfniß iſt. Das Wohlergehen des einzelnen Bezirkes iſt gänzlich abhängig von dem Wohlergehen des ganzen Landes. Die organiſch mit einander verwachſenen Glieder müſſen eine gemeinſchaftliche Haushaltung, eine gemeinſchaftliche innere Oekonomie haben, wollen ſie nicht auseinander fallen und abſterben.

Es iſt das Bedürfniß der jetzigen Zeit und das Streben der Wiſſenſchaft, die Hand in Hand mit dieſem Bedürfniſſe geht, die frühere und äußerliche Verbindung verſchiedener Länder auch zu einer innerlichen zu machen. In demſelben Maaße, als dieſes realiſirt wird, wird ſich die Provinzialſtandſchaft mit der Repräſentativ-Verfaſſung verſchmelzen müſſen, bis jene zuletzt ganz aufhört und dieſe rein durchgebildet iſt. In dieſem Augenblick exiſtirt in Deutſchland noch keine Repräſentativ-Verfaſſung, die rein nach der Idee derſelben conſtruirt wäre; mehr oder weniger haben die früheren Standſchaften ihre Berückſichtigung erhalten.

Eine zweite ſtändiſche Vertretung fand früher außer der provinziellen ſtatt durch die bürgerlichen Claſſen der Geſellſchaft. Der

Adel, die Geistlichkeit, die Städte vertraten ihre Sonderinteressen. Diese haben jetzt größtentheils ebenfalls aufgehört. Es giebt in der Wirklichkeit keine solche Stände mehr, sie lassen sich daher auch in der Vertretung nicht mehr rein darstellen. Der Adel als Inhaber aller höhern Gesinnung, aller Tapferkeit und Vaterlandsliebe, alles Grundbesitzes, der Adel als einziger tüchtiger Wehrstand existirt nicht mehr. Der Bürger ist jetzt desselben Ehrgefühls, derselben Tapferkeit und Vaterlandsliebe fähig wie jener. Der Werth des Grundbesitzes ist auf Geld reducirt und Geld zu besitzen kann kein Privilegium seyn. Die Bildung ist nicht verschieden; Bürgerliche und Adelige besuchen dieselben Erziehungsanstalten, dieselben Universitäten; sie aspiriren nach denselben Stellen. Es giebt keine liebloſere, unpatriotischere und unbegründetere Ansicht als die, daß der Adel noch eine besondere Menschenrace sey; er ist in jeder Beziehung au niveau mit andern Staatsbürgern. Will er noch länger Vorzüge in Anspruch nehmen, welche ihm die Zeit und die Entwickelung des Volkslebens in Deutschland entschieden genommen haben, so verfeindet er sich ganz fruchtloserweise mit seinem Volke und beschleunigt nur den gänzlichen Ruin der eigenthümlichen Rechte, von denen vielleicht noch einige Reste vorhanden sind.

Die Geistlichkeit kann ebenfalls keine besondere Standschaft in Anspruch nehmen. Sowohl in katholischen wie in protestantischen Ländern ist man darüber einig, daß der Geistliche sich um das innere Leben, um die Reinheit der Motive, um Glauben und Gewissen zu kümmern, und die Gestaltung der weltlichen Angelegenheiten den weltlichen Ständen zu überlassen habe.

Die Gegensätze von Stadt und Land, von Ackerbau und Fabriken haben sich theils ausgeglichen, theils ist man zu der Ansicht gelangt, daß ihr Vortheil Hand in Hand geht, so wie denn überhaupt in heutigen Verhältnissen jedes Einzelninteresse nur im allgemeinen Gedeihen begründet seyn kann. — Es wäre sonach ein eben so thörichtes als unmögliches Beginnen,

die Stände, die gar nicht im Volke vorhanden ſind, in den Verfaſſungen wieder darſtellen zu wollen. Reine ſtändiſche Verfaſſungen ohne alle Beimiſchung des Repräſentativ-Syſtems wären, abgeſehen von der Ungerechtigkeit, die darin läge, auch eine gänzliche Unmöglichkeit. Das Höchſte, was ſich zugeſtehen läßt, und was auch die Verfaſſungen in reichſtem Maaße erfüllt haben, iſt die Verſchmelzung beider Syſteme, ſo, daß ſämmtliche Ueberreſte der alten ſtändiſchen Elemente in den neueren Repräſentativ-Verfaſſungen mit aufgenommen werden. Ja, man könnte, ohne ungerecht zu ſeyn, behaupten, daß mehr ſtändiſche Elemente aus der Vergangenheit aufgegriffen und den Verfaſſungen einverleibt, als in der Wirklichkeit vorhanden ſind. Außer in den erſten Kammern hat der Adel allein in den zweiten Kammern überall mehr denn ein Drittel der Stimmenden aus ſeinen Reihen zu ſtellen. Wenn man die Summe von Intelligenz, Patriotismus, Reichthum und Thätigkeit, die im Volke liegt, zuſammenaddiren könnte, ſo würde ſich leicht herausſtellen, daß dem Adel keineswegs ein Drittel dieſer Potenzen zuzuerkennen ſey. Allmählig wird ſicher dieſes falſche Verhältniß in der Zuſammenſetzung der Kammer ſich zu einem richtigeren umgeſtalten. Wir befänden uns noch immer in einer Uebergangsperiode, wo frühere Formen allmählig abſterben und neue an deren Stelle treten. Die Behauptung, daß ein allmähliges Uebergehen vom Alten zum Neuen unmöglich, daß man entweder das Alte, abgelebt in ſeiner vollſtändigen, früheren Form, oder das Neue, noch Werdende allein occupiren müſſe, und daß es auf dieſe Weiſe gar keine Uebergangs- und Verſchmelzungsperioden geben dürfe, beweiſet einen gänzlichen Mangel an hiſtoriſchem Sinne und an Verſtändniß der Zeit. Eine ſolche Behauptung iſt entweder der Ausdruck einer gänzlich ſtabilen, oder einer ultra-revolutionairen Geſinnung. Die Reform würde dadurch gänzlich ausgeſchloſſen. Dieſer Anſicht zufolge müßte man entweder für ewige Zeiten auf dem einmal Daſeyenden bis

ins kleinſte Detail beharren — ein Grundſatz, dem nicht einmal die ſogenannte lebloſe Natur gehorcht — oder man müßte mit einem ungeheuern Revolutionsſchlage alle früheren Bedingungen des Daſeyns zernichten und urplötzlich, wie einen deus ex machina, ein von Kopf bis zu Fuße gerüſtetes, bis in die kleinſten Theile fix und fertiges neues Syſtem hinſtellen — ein eben ſo unmögliches Wunder. Die Zauberkräfte des Verfaſſers werden weder das erſtere noch das letztere heraufbeſchwören. —

Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn man den Verfaſſer völlig blind ſieht für die ſegensreichen Folgen, die ſchon jetzt aus den modernen Verfaſſungen für einzelne Länder erwachſen ſind? Man kann gern zugeben, daß ſich dieſes conſtitutionelle Syſtem noch nicht ſo klar und poſitiv ausgebildet hat, wie in England oder ſelbſt in Frankreich; man kann zugeben, daß noch Manches beſtritten, daß manche Conſequenzen deſſelben noch nicht ins Leben getreten ſind; man kann die Conflicte zwiſchen Anſichten der zeitigen Miniſter und der Repräſentanten bedauern, wiewohl ein ſolcher Kampf um das zuſtehende Terrain auch ſeine großen Vortheile für klare Durchbildung des Gedankens im ganzen Volke hat und das naturgemäße Streben der Zeit und das nothwendige Bedürfniß des Volkes auf die Länge nur deſto dringender und mächtiger zur Erſcheinung bringt, — wie aber kann Jemand trotz dieſer Mängel verkennen, daß eben durch die repräſentativen Elemente in den Verfaſſungen, ungeachtet ihrer mangelhaften Ausbildung, in wenigen Jahren unendlich viel Gutes und ein Fortſchritt in der Geſetzgebung erfolgt iſt, der noch ohne Beiſpiele in der deutſchen Geſchichte iſt? Was war Baden vor funfzehn Jahren und was iſt es jetzt? Der Verfaſſer wird ſagen, daß alles dieſes ſich auch bei ſolchen Verfaſſungen habe erreichen laſſen, die er ſtändiſche nennt. Aber wir erlauben uns, dieſes zu bezweifeln. Wenn auch z. B. die jetzigen badenſchen Miniſter daſſelbe gethan haben würden, ohne Anregung der Kammer, glaubt denn der

Verfaſſer, daß eben dieſelben Miniſter ohne eine ſolche Kammer, ohne das ihr zuſtehende Veto, ans Ruder gekommen wären? Eine Kammer mit einem Veto machte das Beſtehen eines ſtabilen oder retrograden Anſichten huldigenden Miniſteriums unmöglich; einer Kammer, der ein Veto zuſteht, muß man Gründe entgegenſetzen, und dazu gehören geiſtreiche, in die Richtungen der Zeit eingegangene Männer. Einer blos berathenden Kammer gegenüber kann auch die ſtarrſinnigſte Dummheit am Ruder des Miniſteriums ſtehen. Einer ſtändiſchen Verfaſſung des Verfaſſers gegenüber können Schritte geſchehen, welche die Geſammtüberzeugung des Volkes geradezu vor den Kopf ſtoßen, denn wo iſt überhaupt die Garantie, daß die Stände nur gefragt werden? Sobald man will, kann man ſich ihrem unbequemen Rathe entziehen. Auf die Länge freilich, im Laufe der Zeiten muß ſich wohl Alles dem naturgeſetzlichen Bedürfniſſe der Nation fügen, allein Jahre lang kann durch einen excentriſchen, leidenſchaftlichen Miniſter eine verkehrte, eigenwillige Richtung erzwungen werden. Der Verfaſſer meint, daß Glaubensfreiheit, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums eben ſo gut bei blos berathenden Provinzialſtänden beſtehen könne, aber es gehört unſerer Anſicht nach, zumal in dieſem Augenblicke, beſonders viel Dreiſtigkeit oder Kurzſichtigkeit dazu, ſolche Behauptungen vor ganz Deutſchland auszuſprechen. Wir wollen uns nicht näher erklären, allein wir meinen, es liegen Beiſpiele vor Augen, wo über die Gewiſſen verfügt iſt, ohne daß man irgend Stände gefragt hätte. Bei Kammern ohne Veto iſt die Juſtiz entſchieden unſicher; eine jede Willkür, ein jedes Gelüſten eines Miniſters kann auf der Stelle zum Geſetz erhoben werden und alle Rechtsbegriffe der Nation mit Füßen treten.

In zweierlei Beziehungen haben die durch Wahlfreiheit entſtandenen Kammern gewirkt; durch das, was ſie verhindert, durch das, was ſie angeregt und durchgeſetzt haben. Alſo auch dieſe

Grund des Verfaſſers, der übrigens bei einem ſo kurzen Zeitraum und bei den vielen Hemmniſſen von außen noch gar Nichts entſcheiden würde, fällt als unwahr weg.

Es würde zu weit führen, alle Einzelnheiten in dem Raiſonnement des Verfaſſers in ihrer Nichtigkeit und Begriffsverwirrung zu verfolgen. Nur das unverdiente Aufſehen, welches mehrere öffentliche Blätter der Schrift zuzuwenden ſuchten, hat uns überhaupt zu einer flüchtigen Beſprechung veranlaßt. Nur noch ein Grundfehler ſey uns zu rügen vergönnt.

Jeder Schriftſteller kann auf eine wohlwollende Behandlung von Seiten der Kritik Anſpruch machen, ſo lange er ein Streben nach Wahrheit zeigt. Mögen ſeine Anſichten alsdann noch ſo ſeltſam und abweichend ſeyn, läßt ſich das Irrige derſelben noch ſo deutlich nachweiſen, immer iſt der Drang, der ihm die Feder in die Hand gab, der Drang nach Wahrheit und Austauſch, mit Hochachtung und Herzlichkeit anzuerkennen. Dagegen ſoll alles gemacht-Abſichtliche, Trugvolle, und ſey es mit noch ſo viel Künſtlichkeit und Feinheit zuſammengeſetzt, immer mit gebührender Geringſchätzung zurückgewieſen werden. Privatzwecke unter der Maske und dem Gewande der Wiſſenſchaft oder der Poeſie zu verfolgen, iſt eine tiefe Unredlichkeit und auch eine Beleidigung für das Publikum, die ganz rückſichtslos gebrandmarkt werden muß. Man wird freilich einwenden, daß ſolche innere Lüge nicht mit Gewißheit zu erkennen und nicht zu beweiſen ſey, und daß man ſich wohl hüten müſſe, in dieſer Beziehung Jemand auf die bloße Vermuthung hin Unrecht zu thun. Allein wir entgegnen, daß die innere Lüge allerdings häufig mit Gewißheit zu erkennen ſey. Freilich findet darüber weder ein mathematiſcher, noch ein auf ſinnliche Anſchauung geſtützter Zeugenbeweis ſtatt. Eben ſo wenig wie das Poetiſche, das Schöne ſich einem Andern, deſſen innerer Sinn keine Verwandtſchaft damit hat, zum inneren Bewußtſeyn bringen läßt, eben ſo wenig das Häßliche und Falſche. Wer aber den Sinn, den Inſtinct, die Sehergabe

für die Wahrheit nnd Schönheit, für den organiſchen Zuſammenhang des äußern Wortes mit der innern Werkſtätte des Geiſtes, für die nothwendige Verbindung des Styls mit der Geſinnung beſitzt, der empfängt Eindrücke, die ihm unmittelbar eben ſo gewiß ſind, als die ſinnlichſte Anſchauung, und in welchen er ſich mit allen beſſeren und verwandteren Geiſtern vollkommen verſteht. Dieſes gemeinſchaftliche Erkennen des Bewundernswerthen und Verabſcheuungswürdigen iſt das Band, welches die edleren Geiſter Deutſchlands mit einander vereinigt, iſt die Baſis, auf deren unerſchütterliche Sicherheit jeder Kritiker ſein Urtheil gründet. Wer ſich in dieſem großen Bunde fühlt, wird nie die ſtockjuriſtiſche Frage thun, ſo bald es ſich um Seeleneigenſchaften handelt: „Wie iſt das zu beweiſen?“

Und ſo ſagen wir denn, auf dieſe Wahrheit geſtützt, dreiſt heraus: Die Schrift iſt kein redliches Product der Ueberzeugung; ſie hat andere Zwecke, als die Wahrheit, als die Liebe zur Sache; ſie iſt gemacht, trugvoll, perfide. Wir würden Daſſelbe ſagen, wenn der Verfaſſer auf ganz entgegengeſetzte Reſultate käme, die mit unſern Anſichten völlig übereinſtimmten. Wir ſehen hier nicht auf die Melodie, die geſungen wird, ſondern auf den Ton der Stimme. Es fehlt ihr der Metallton der Wahrheit. Die ganze Zuſammenſtellung, die Auswahl, die Beweiſe, die unparteiiſche Haltung, Alles iſt undeutſch, liſtig, berechnet. Man könnte den Styl einen diplomatiſchen im unedleren Sinne des Wortes nennen, aber dieſe Diplomatie mag immerhin heimlich noch ferner ihr Weſen treiben, — in der Literatur, vor dem Forum der Oeffentlichkeit, Angeſichts des Geſammtvolks von Deutſchland ſoll ſie ſich verkriechen oder trotz der Schminke ihrer Wangen erbleichen. Im hellen Sonnenſcheine der Oeffentlichkeit beſtehe nur die natürliche, geſunde Farbe. Wir wünſchen nicht, dem Fürſten von Solms-Lich auf irgend einem Gebiete der Ueberzeugung als Schriftſteller wieder zu begegnen. Die Grundbedingung dazu, die Redlichkeit, mangelt ihm gänzlich.

Deutsche Briefe,

von

G. König.

(Den 20. Februar 1839.)

Der Verfaſſer dieſes vor einigen Jahren herausgekommenen Werkes iſt der Leſewelt ſchon früher bekannt geweſen. Er war lange Zeit ein fleißiger Mitarbeiter an dem allgemeinen deutſchen Anzeiger und ſeine Aufſätze, in denen ſich durchgängig ein lebhaftes Intereſſe am Gemeinwohl des deutſchen Vaterlandes ausſprach, gehörten zu den inhaltreichſten dieſes Blattes. Im Jahre 1830, nach den Julitagen, erſchien von ihm eine Schrift: „Anklage des Miniſteriums Münſter". Dieſe Schrift war die Urſache ſeines ſpäteren Unglücks und der traurigen Lage, in der er ſich gegenwärtig befindet. Zufolge gerichtlicher Erkenntniß wurde er zu mehrjähriger Zuchthausſtrafe in Emden verurtheilt und noch in dieſem Augenblicke büßt er an dieſer Strafe.

Die „Anklage des Miniſteriums Münſter" war eine höchſt leidenſchaftlich geſchriebene Broſchüre. Neben vielem Wahren enthielt ſie auch viel Unbegründetes und Falſches. Wir ſind weit entfernt, dem unglücklichen Verfaſſer eine abſichtliche Entſtellung von Thatſachen aufbürden zu wollen, denn wir kennen aus eigener Erfahrung zu gut jene Verſtimmung, die im düſtern Grolle Alles ſchwarz ſieht, die auch der unſchuldigſten Handlung böſe Motive unterlegt und jede arge Möglichkeit zur Gewißheit erhebt. Wo einmal der Argwohn ſich feſtgeſetzt hat,

wo man gerechte Urſache zur Klage hat und mit dem Syſteme überhaupt hadert, da geräth man leicht in eine gereizte Stimmung, die Alles aufs Schlimmſte deutet und unfähig macht, die begründeten und beweisbaren Vorwürfe von den blos möglichen und eingebildeten zu trennen. Aus ſolcher partheiiſchen, gereizten Stimmung war die „Anklage des Miniſteriums Münſter" hervorgegangen. Aufgeregtes Rechtsgefühl, was im Laufe von funfzehn Jahren keine Befriedigung gefunden, lange hinuntergeſchluckter Groll machte ſich in jenen kritiſchen Tagen mit leidenſchaftlicher Wuth Luft und in der Heftigkeit eines ſolchen Affectes war König unfähig, das Wahre vom Unwahren zu ſcheiden; er ließ ſeinem Eifer freien Lauf, der ihn zu manchen falſchen Anklagen verführte. Gewiß iſt es, daß jene Schrift viel zur damaligen Aufregung des Landes beigetragen hat, und wir finden es wenigſtens erklärlich, wenn das Gericht eine Provocation zum Aufruhr darin gefunden haben ſollte. Wie weit König bei den ſpäter erfolgten Unruhen betheiligt geweſen, können wir nicht angeben, indem uns weder die Acten noch die Entſcheidungsgründe für das Urtheil bekannt ſind. Doch iſt es uns wahrſcheinlich, daß die „Anklage gegen das Miniſterium Münſter" die eigentliche Baſis des Urtheils bildet, indem die Strafe gegen die directen Theilnehmer des göttinger Aufſtandes weit ſchärfer ausgefallen iſt, woraus der Schluß zu ziehen, daß König bei der Unterſuchung ſich nicht als ſolcher herausgeſtellt habe.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo hat der Mann ein entſchiedenes Anrecht auf unſer Mitleiden. Es giebt Verbrechen gegen die bürgerliche Geſellſchaft, die freilich beſtraft werden müſſen, die aber noch keineswegs verächtlich machen, ſondern mit der Theilnahme und der Achtung aller Beſſeren beſtehen können. Beſonders ſind es die politiſchen Vergehungen, die nicht immer aus ſchmutzigen und eigennützigen Motiven zu entſpringen brauchen. So verächtlich und verdammenswerth

Derjenige iſt, der die beſtehende Ordnung der Dinge aus niedriger Selbſtſucht umzuſtürzen ſucht, ſo milde iſt dagegen Derjenige vom moraliſchen Standpunkte aus zu beurtheilen, der in ſubjectiv-guter Abſicht ſich zu ſolchem Vergehen verleiten läßt. Freilich liegt ſolchem Beginnen immer eine gewiſſe frivole Willkühr zu Grunde, die die eigene Anſicht keck über das Bewußtſeyn der Nation ſtellt, die ſich ſelbſtgefällig zum Führer der Nation berufen glaubt, während ſie das tiefere Leben derſelben nicht zu begreifen vermag — bis jetzt iſt noch keine wahrhaft bedeutende tiefere Perſönlichkeit bekannt, die ſeit den letzten 25 Jahren in Deutſchland eigentlich revolutionaire Zwecke verfolgt hätte. Wirth, Siebenpfeiffer, Groß ꝛc., wie winzig ſtehen ſie da gegen unſere großen Männer — und ſo möchte denn ein ſolcher politiſcher Fehlgriff wohl nie ganz ohne moraliſche Verſchuldung denkbar ſeyn. Aber wer iſt in dieſer Beziehung ganz rein? Wer wagt es, den erſten Stein zu erheben?

Wenn überhaupt bei der Unausgebildetheit unſers politiſchen Gewiſſens in Deutſchland ſo manches politiſche Verbrechen moraliſch weniger zurechenbar ſeyn möchte, wie in andern Ländern, z. B. wie in England, wo unter andern jeder Engländer, der gegen ſein Vaterland kämpft, ohne Gnade füſilirt wird — eine Beſtimmung, die für Deutſchland nicht paſſend wäre, weil das Vaterlandsgefühl bei uns durchaus nicht ſo ausgebildet iſt und nicht ſo entſchieden über alle andern Motive vorherrſcht — und wo ein Jeder, der den Umſturz der Verfaſſung auf ungeſetzmäßigem Wege verſuchte, ohne weitere Ausnahme, er ſey Miniſter oder Proletarier, an den höchſten Galgen gehängt werden würde, und das ohne alle moraliſche Härte, indem dergleichen Verbrechen im engliſchen Volkscharakter allerdings die wahre Sünde gegen den heiligen Geiſt wären, — wenn alſo bei uns zwiſchen der geſetzlichen und der moraliſchen

Verſchuldung bei politiſchen Verbrechen häufig wenig Harmonie ſtattfindet, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Jahr 1830 vor allen andern geeignet war, um ſo manches Individuum von dem geſetzlichen Wege ab in die gewaltſame Bahn der Revolution zu verlocken. Die Ereigniſſe des Juli wirkten ſo überraſchend, ſie führten ſo viel Schönes und Begeiſterndes mit ſich, ſie fanden ſo viel Anklang durch ganz Europa, daß die Verſuchung zu einer Nachahmung, zu einer Verwechſelung unſerer ganz verſchiedenen Verhältniſſe mit denen der Franzoſen nur zu nahe lag. Wie viele unſerer Leſer mögen nicht, wenn ſie anders aufrichtig gegen ſich ſelbſt ſeyn wollen, ſich geſtehen müſſen, daß ſie damals ſehr disponirt zu ähnlichen Verbrechen geweſen ſeyn mögen? Wie viele müſſen ſich geſtehen, daß ſie wenigſtens mit ihren Gedanken, mit ihren Wünſchen Antheil an jenen Verſuchen genommen, daß ſie innerlich eben ſo ſündig geweſen, und daß es ihnen nur an Entſchloſſenheit und an Gelegenheit gefehlt habe zur äußern That? Der Verfaſſer dieſes, der damals ſchon nicht mehr zu der jüngſten Generation gehörte und deſſen Theorie ſchon damals mit der willkürlichen Einführung liberaler Staatsformen, die nicht im Charakter des Volkes bedingt ſeyen, nicht mehr übereinſtimmte, geſteht doch aufrichtig, daß er ſich glücklich ſchätzt, der damaligen Verſuchung durch äußere Umſtände entgangen zu ſeyn; er möchte nicht dafür einſtehen, ob jener revolutionaire Rauſch ihn nicht ebenfalls in der Mitte jener Aufregung ergriffen und mit ſich fortgeriſſen hätte. Läugnen wir es nicht, die Sünde der Revolution wurde damals im Herzen von Vielen begangen, und von Vielen, die eben nicht die Schlechteſten waren. Alle aber, die ſich deſſen bewußt ſind, werden mit Kummer an dem Schickſale Königs Antheil nehmen, wenn ſie nicht ganz abgeſtumpft und verthiert ſind. Allen wird ihr Gewiſſen ſagen, daß ſie eine Verpflichtung des Mitgefühls gegen den Unglücklichen haben. Alle werden es empfinden, daß er für ihre innere

Schuld mit büßt, und daß ein vornehmes, theilnahmloſes Ignoriren ſeiner Lage eine Verächtlichkeit wäre.

König iſt ein hochbejahrter Mann. Er war anſäſſiger Advocat in Oſterode, glücklicher Gatte und Vater, geachtet von ſeinen Mitbürgern und in wohlhabenden Verhältniſſen. Er war ein glücklicher Mann, ehe der dämoniſche Impuls des Momentes ſeinen feurigen Charakter mit ſich fortriß. Jetzt iſt über ſein Vermögen der Concurs erkannt, ſeine Gattin iſt fern von ihm geſtorben, ſeine Kinder leben von der Milde guter Leute. Er ſelbſt ſitzt im Zuchthauſe in Emden, mit welcher bittern Empfindung des Daſeyns, das mögen Wenige dem alten Manne nachfühlen können. Wir theilen hier einen Brief mit, den derſelbe an einen ehemaligen Collegen gerichtet und für deſſen Authenticität wir einſtehen können.

Emden, den 11. November 1838.

Hochgeſchätzter Herr College!

Es wird mir ſchwer, mich über meine bedrängte Lage auszuſprechen, allein die Pflicht für meine drei unverſorgten Kinder, denen ich den Vater erhalten muß, nachdem die Mutter (am 26. Juni d. J.) ins Grab geſenkt iſt, dieſe Pflicht quält mich, treibt mich, nachdem ich Monate lang in meinem Innerſten gekämpft, mein Schweigen zu brechen. — Nach der Thronbeſteigung des Königs und namentlich am 5. Auguſt 1837 ſind mir die Schreibmaterialien genommen und nur zum Schreiben eines Briefes werden ſie mir verabreicht; es war mir, meiner Geſundheit wegen, geſtattet, in Begleitung auf dem Walle täglich eine Stunde zu gehen, auch dies iſt mir genommen; ich konnte mich mit Dieſem und Jenem unterhalten, auch das iſt abgeändert, und ich bin zum einſamen Gefängniß gezwungen, obgleich dazu nicht verurtheilt. Wiſſen-

ſchaftliche Bücher bekomme ich nicht mehr. Ich hatte in den Jahren 1836 und 1837 zwei Hefte über die Geſchichte der Volksſtände der Saſſen und Frieſen geſchrieben und hoffte von dem Ertrage meine Bedürfniſſe zu beſtreiten, nachdem ich durch die deutſchen Briefe für Frau und Kinder geſorgt hatte. Dazu wurde mir die Cenſur verweigert und die beiden Manuſcripte weigert das Miniſterium mir zurückzugeben, vorenthält mir alſo mein literariſches Eigenthum. Alſo ſind mir gänzlich die Mittel genommen, als Schriftſteller etwas zu verdienen. Aber ſeit September 1837 ſoll ich von den 8 Sgr., welche täglich für mich vergütet werden, mir noch Feuerung, Licht, Wäſche, Reinigung des Gefängniſſes halten, und obendrein das gekochte Waſſer bezahlen. Hier iſt nämlich nur Regenwaſſer, was getrunken wird, und das muß erſt gekocht werden, ſonſt liegt es wie Blei im Magen. Aber dies kann ich davon nicht beſtreiten, um ſo weniger, da ich nach dem Tode meiner Frau ununterbrochen krank, und noch nicht eine einzige Nacht ſeitdem geſchlafen habe, ſondern mit Beklemmungen die ganze Nacht kämpfen muß. Ein Kranker ohne ein erwärmtes Zimmer, ohne Licht, ohne Aufwartung, großer Gott! welch ein Zuſtand iſt das! Der Inſpection, den Landdroſten, dem Miniſter mache ich keine Vorwürfe, und ich weiß, daß die Berichte der Inſpection ſehr human und zu meinem Vortheil abgefaßt ſind. Da mir nun die Mittel genommen ſind, als Schriftſteller etwas zu verdienen, der große Criminal-Proceß mir mein Vermögen geraubt hat, ich alſo aus eigenen Mitteln mir keine Feuerung, kein Licht und die anſtändigen Kleidungsſtücke anſchaffen kann, dies Alles mir aber nicht dargereicht wird, ſo iſt es Pflicht, daß ich mich zu Denjenigen, zu welchen ich Vertrauen habe und deren Menſchenfreundlichkeit notoriſch iſt, darüber laut ausſpreche; und zu ſolchen edeldenkenden Männern zähle ich Sie vor allen Andern. Ich will weiter nichts, als was zur Erhaltung des Lebens nothwendig

ist, als: Feuerung, Licht, Wasser, Wäsche, eine anständige Bekleidung (Ueberrock, Beinkleid, Weste). Nach zehn Monaten bin ich frei und dann werde ich mir selbst helfen; nur bis dahin bedarf ich Hülfe, wenn ich nicht zu existiren aufhören soll. Es kann mir nicht einfallen, dies von Ihnen zu verlangen, allein ich wünsche mich darüber mit Ihnen zu berathen, in wiefern es angemessen seyn dürfte, unsere Collegen in Hamburg (wo ich nicht unbekannt bin) in Anspruch zu nehmen. Es ist dies so ein Gedanke von mir und ich überlasse es lediglich und allein Ihrer reifern Beurtheilung, diese meine Gedanken in Erwägung zu ziehen. Versetzen Sie sich auf einen Augenblick in meine Lage und dann urtheilen Sie, ob ich anders handeln kann, als daß ich mich zu einem edeldenkenden Manne (zu Ihnen) so ausspreche, wie es mir ums Herz ist und schwer auf dem Herzen liegt.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß nicht nur die Inspection, sondern auch der Zuchtmeister und dessen menschenfreundliche und für mich viel sorgende Gattin mich ununterbrochen sehr human behandeln und mir die herzlichste Theilnahme in Allem beweisen und bezeigen; aber es steht nicht in ihren Kräften, da sie anscheinend große Verantwortung haben, mehr zu thun, als geschieht.

Es wird mir zu schwer, mich weiter zu äußern, darum schließe ich mit der Bitte, mich nicht tiefer herabsinken zu lassen.

Ihr gehorsamster

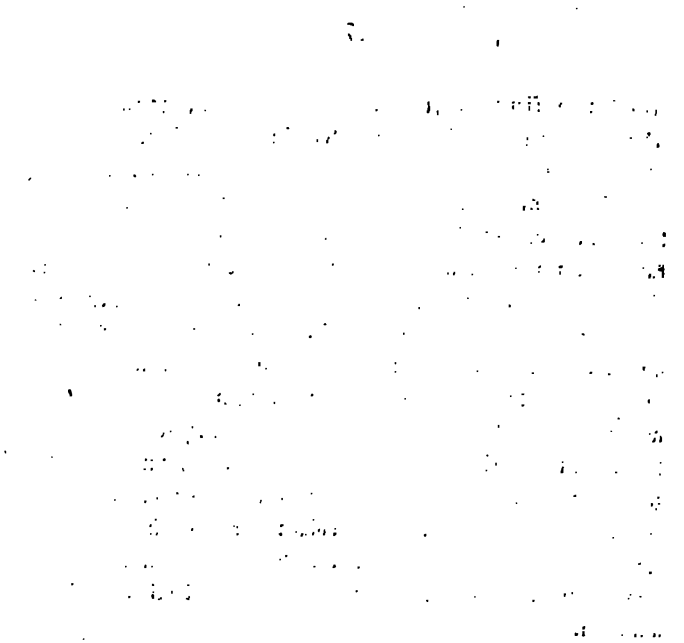
G. König, Dr.

Wir glauben, daß weitere Bemerkungen zu diesem Briefe unnöthig seyn werden. Welcher Mensch, der statt des Herzens nicht einen Stein in der Brust trägt, sollte nicht wün-

ſchen, das tragiſche Schickſal des armen Mannes in ein freundlicheres zu verwandeln. Nur ein Mittel giebt es, außer der Religion, welches eine Verſöhnung mit dem Leben für ihn herbeiführen und welches die tiefe Bitterkeit ſeines Lebensbewußtſeyns verſüßen kann. Es iſt dieſes der deutlich ausgedrückte Antheil, den die Nation an ſeinem Geſchicke nimmt. Ein ſolches Wohlwollen, öffentlich durch die That ihm kund gegeben, muß das im Gram erſtarrte Herz erweichen und in milde, verſöhnende Rührung auflöſen. Nicht für einen Rock, nicht für Hemden und Unterkleider bitten wir für ihn — ein ſolches ſchmähliches Almoſen wäre für den Gegenſtand zu gering, für die Nation unwürdig; daß er ſo beſcheiden bittet, iſt ein ſcharfer, ſchwerverwundender Stich ins Herz der Nation, ſelbſt wenn er es ohne ironiſche Abſicht gethan. Auch bitten wir nicht für ihn, ſondern wir fordern unſere deutſchen Mitbrüder auf, wir appelliren an den edleren Stolz und an das Selbſtgefühl derſelben, daß ſie durch reichliche Beiträge ihrem beſſern Gefühle Genüge leiſten und die Diſſonanz verſöhnen ſollen, welche der Anblick Königs und ſeines Geſchickes in ihrem Gemüthe hervorgerufen haben muß. Nicht ſeinetwegen, ſondern unſerer ſelbſt wegen ſollen wir uns würdig und edel beweiſen.

Wir laſſen dem Geſetze ſeinen Lauf und wenn wir mit der härteren Ausführung deſſelben nicht übereinſtimmen, ſo ſteht es uns frei, auf eine geſetzmäßige Weiſe unſere entgegenſtehende Geſinnung offen an den Tag zu legen. Dieſes offene Document unſerer abweichenden Anſicht iſt eine allgemeine Subſcription für König, um ihm ein ſorgenfreies Alter zu verſchaffen. Wir fordern die Hannoveraner nicht auf, an dieſer Gewiſſenspflicht, an dieſer Pflicht der Ehre ſich zu betheiligen. Das, was wir hier ſagen, hätten ſie ſich längſt ſagen müſſen. In dieſem Falle kann von Ueberraſchung nicht die Rede ſeyn; ſie haben Zeit genug gehabt,

ſich zu beſinnen; ſie haben Zeit genug gehabt, ſich über die unglückliche Lage Königs zu beſprechen und Stimmen zu ſammeln über das, was etwa recht und gut ſeyn möchte. Da ſie ſich bis jetzt nicht um die Erleichterung des Schickſals jenes Mannes bekümmert haben, ſo kann man wohl annehmen, daß ſie mit der Regierung übereinſtimmen und mit der ſtrengeren Haft des Gefangenen ſympathiſiren. Qui tacet, consentit. Wir wollen Euch nicht an den Spruch erinnern: „Mit dem Maaße, womit Ihr meſſet, mit dem ſoll Euch wieder gemeſſen werden", ſondern wir wenden uns mit einer Aufforderung an das übrige Deutſchland, ſeinem Mitgefühle freien Lauf zu laſſen, und ſich ſelbſt zu ehren, indem es das Unglück ehrt. Wir glauben, daß Jeder, der nach Leſung des obigen Briefes ſeinen Beitrag ſpendet, eine Laſt ſich von der Bruſt genommen fühlen und einen freieren Athemzug thun wird. Dixi et salvavi animam.



Schriften von Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Guſtav Schleſier.

Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff. 1838.

Erſter Theil:

Briefe und vertraute Blätter von Friedrich von Gentz.

Zweiter Theil:

Kleinere Schriften von Friedrich von Gentz.

Erſter Theil.

Zweiter Artikel.

(Den 5. Mai 1839.)

Wir haben im erſten Artikel angedeutet, daß die allgemeinen Erforderniſſe zu einem eigentlichen politiſchen Schriftſtellerthume in unſerer Nationalbildung und in unſern geſetzlichen Inſtitutionen nur ſehr unvollkommen vorhanden ſeyen, und daß die Autoren, die man als „politiſche" bei uns bezeichnet, mehr in die Claſſe der philoſophiſchen, moraliſchen oder hiſtoriſchen Schriftſteller zu ſetzen ſeien. Dieſe allgemeinen Hinderniſſe nun traten dem K. K. Hofrathe Friedrich von Gentz allerdings weniger hemmend entgegen, als vielen Andern. Erſtens ſtimmten die Anſichten, die er vertheidigte, ſtets genau mit den Anſichten der Machthaber überein; er ſtand über der Cenſur, und dieſe würde gewiß Nichts an ſeinen Aeußerungen auszuſetzen gehabt haben; im Gegentheile würde er wohl eher befähigt geweſen ſeyn, dieſe ſelbſt zu beaufſichtigen und zu controliren, als dieſe ihn. Sodann kannte er auch die Thatſachen und Motive, woraus die Maaßregeln hervorgingen, beſſer, als es ſonſt bei einem Schriftſteller der Fall zu ſeyn pflegt, denn er genoß das Vertrauen der Eingeweihteſten und die innerſten Cabinetsgeheimniſſe konnten ihm bei ſeiner feinen Spürkraft und ſchlauen, combinirenden Menſchenkenntniß nicht leicht vorenthalten werden; ſobald man ihm einen Finger gab, ſo hatte er die ganze Hand. Waren alſo die äußern Bedingungen eines politiſchen Schriftſtellerthums bei ihm im höhern Grade vorhanden, als bei irgend einem andern deutſchen Autor, ſo fragt es ſich jetzt nach den innern

Bedingungen. Konnte Friedrich von Gentz vermöge seiner Persönlichkeit und seiner geistigen Befähigung je ein Schriftsteller werden, der auf das innerste Bewußtseyn seines Volkes einwirkte und dessen Werke im Andenken seines Volkes fortleben, aus denen auch noch die Nachkommen Leben schöpfen und Nahrung saugen können?

Zu einem politischen Nationalschriftsteller gehört eine innerste natürliche Verwandtschaft zu den politischen Bedürfnissen seines Volkes. Die politische Volksseele muß sich in verjüngtem Maaßstabe in dem Individuum wiederfinden, was Anspruch auf diesen Namen macht. Die politische Idee, die für den Moment im Volke dunkel und unbewußt ruht, muß Fleisch und Blut gewinnen, muß klarer und bewußter in seiner Persönlichkeit sich ausprägen. Indem er sich selbst schreibt, muß er sein Volk schreiben. Alle politischen Wünsche, alle Bedürfnisse, alle Leiden und Freuden seines Volkes müssen sich in seiner Seele concentriren. Sein Leben muß sich mit dem Leben seines Volkes identificiren; er darf kein Egoist sein, er darf sich nicht isoliren; in ihm muß sich die politische Idee seiner Zeit verkörpert haben. War aber Gentz ein Mann der Idee? Nie hat es einen ideenloseren Menschen gegeben. Man muß sich nicht täuschen lassen durch die vielen Ideen, die er in seinen Schriften zur Ausführung seiner Ansichten benutzt. Sie stammten nicht ursprünglich aus seiner Seele, sondern er hatte sie sich künstlich angeeignet und sich einen Apparat daraus zusammengesetzt, um ihn willkührlich zur Vertheidigung einer beliebigen Sache zu gebrauchen, die sein isolirtes Lebensgefühl als Mittel zur Befriedigung seines Egoismus gewählt hatte. Es sind nur von außen zusammengeholte, von Andern geschickt entlehnte Ideen, es sind nur Phantome von Ideen, denen das eigentliche, ursprüngliche Leben fehlt. Es sind Gedanken „ohne Seele", die freilich mit großer Feinheit, Schlauheit und Geschicklichkeit zusammengestellt, die aber nie aus tiefstem Selbstbewußtseyn

entſproſſen ſind und daher auch nie das tiefſte Bewußtſeyn ſeines Volkes anregen und befruchten konnten.

Gentz hat ſich in einem Briefe an Rahel ſelbſt ſehr richtig charakteriſirt, wenn er ſich „ein Weib" nennt, im Gegenſatze zu ihr, die er als einen „Mann" bezeichnet. Das eigentliche Weſen einer Sache, die Kraft, die Idee, den organiſchen Zuſammenhang zu erkennen; das Grundprincip aus tauſend divergirenden Einzelheiten und Abweichungen herauszufühlen, dieſe vorzugsweiſe männliche Eigenſchaft war ihm nicht gegeben. Mit großer Geſchmeidigkeit wußte er ſich den Intereſſen Einzelner anzuſchmiegen; mit dem feinſten Tacte wußte er eine Maſſe von Einzelheiten zu beobachten, aber das Einige, Ganze, was in dieſen Einzelheiten lebte, entging ihm. Er führte Principien nur im Munde; im Geiſte war er ſich keines Princips bewußt. Er war ein graziöſer, liſtiger und tactvoller Cabinetsſchriftſteller, aber kein politiſcher Nationalſchriftſteller. Deshalb mißglückte es ihm in Preußen, wo Cabinet und Volk ſchon in organiſchem Zuſammenhange ſtehen; ſein Verſuch bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm des Dritten war ein verfehlter, eine blamage, und mit dem bewunderungswürdigen Tacte des Egoismus wandte er ſeine Blicke nach Oeſterreich, wo er reüſſiren konnte. Gentz war ein höchſt feiner, gewandter Advocat, der jede beliebige Sache ſeiner Partei, die ihn gedungen hatte, mit einem Aufwande von Liſt zu führen wußte. Er konnte überraſchen, beſtechen, aber nie konnte er überzeugen, denn er hatte ſelbſt keine Ueberzeugung.

Selbſt da, wo er die deutſche Nationalſache gegen Frankreich führte, war er nie Nationalſchriftſteller. Die eigentliche deutſche Seele fehlte ſelbſt ſeinen glänzendſten Schriften, ſo künſtlich er ſie auch nachzuahmen wußte. Immer bleibt es Künſtlichkeit, nie wird es zur eigentlichen Natur. Keine ſeiner Schriften enthält einen natürlichen Erguß ſeiner Geſinnung; bei allem Wahren, was er ſagt, fehlt ſtets die eigentliche

Wahrheit. Gentz mag wohl in den Jahren der franzöſiſchen Occupation dem Kaiſer Napoleon viel Aerger bereitet haben, auf die tiefere Grundſtimmung des deutſchen Volkes hat er keinen Einfluß gehabt, und in dieſer Beziehung ſteht Arndt weit über ihm, oder vielmehr, ſie ſind gar nicht mit einander zu vergleichen. Daß Gentz als kecker Gegner der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Kaiſerthums auftrat, war nur ein glücklicher Wurf, ein richtiger Inſtinct ſeines genialen Egoismus. Daß er verfolgt und gefährdet wurde, das war ein Glück für ihn, was er ſelbſt ſich wünſchen mußte. Auch Kotzebue vertheidigte die deutſche Sache gegen die franzöſiſche, war er darum ein Patriot, ein politiſcher Nationalſchriftſteller? Wenn das öſterreichiſche Cabinet es ſeinen Intereſſen für angemeſſen gehalten hätte, mit Napoleon gemeinſchaftliche Sache zu machen, was freilich nicht möglich war, ſo möchte Gentz wohl die Gründe für dieſe Handlungsweiſe mit derſelben ſophiſtiſchen Geſchicklichkeit zu rechtfertigen gewußt haben.

Gentz ſpeculirte auf die Schwächen der Menſchen und hatte eine bewunderungswürdige Beobachtungsgabe dafür, aber er hatte kein Auge für menſchliche Größe; er konnte die materiellen Kräfte taxiren, aber nicht die geiſtigen; er konnte Einzelheiten aus dem Leben auffaſſen, aber nicht die Einheit. Er fand ſeine Befriedigung nicht im Glücke Aller, nicht in der Erfüllung einer Idee, ſondern im Gegenſatze zu Andern, in Realiſirung von Privatvortheilen. Wie wenig er ſein Glück ſelbſt mit dem Glücke Oeſterreichs, ſeines neuen Vaterlandes, identificirt hatte, wie wenig ihm dieſes ſelbſt Vaterland geworden war, davon erzählt Bollmann in einem Briefe an Varnhagen ein Beiſpiel. Man hatte eine höchſt günſtige Operation ausgeſonnen, wodurch die Finanzen Oeſterreichs weſentlich erleichtert worden wären; Gentz vernichtete dieſen Plan, indem er ihn zu ſeinem Privatvortheile benutzte und ihn dadurch verrieth. Ein Menſch, der in der Idee des Ganzen lebt, hat

auch ſeine egoiſtiſchen, ſchwachen Stunden; er hat auch ſeine unreinen, höchſt perſönlichen Wünſche; aber in dem Momente, wo es gilt, treten dieſe alle zurück, er muß, er mag wollen oder nicht, nach jener Idee handeln.

Es iſt daher ein trauriges, armſeliges Unternehmen, uns Gentz als Muſter eines politiſchen Nationalſchriftſtellers wieder vorführen zu wollen. Eben in Zeiten der Nichtpolitik, wo überhaupt von keiner politiſchen, organiſchen Idee die Rede iſt, ſondern wo das Zuſammenleben der Menſchen nur in den bewußtloſen Conflicten egoiſtiſcher Sonderintereſſen beſteht, mag ein Gentz an ſeinem Platze ſeyn; da, wo Schlauheit mehr gilt, als Weisheit. Gentz ſtand auf dem Uebergangspunkte ſolcher ideenloſen, unpolitiſchen Zeit zu einer beſſern Zeit, wo politiſch-organiſche Ideen wieder Platz greifen wollen. Während er ſelbſt noch an politiſcher Ideenloſigkeit laborirte, mußte er ſchon die äußere Maske politiſcher Ideen aufſtecken. Ein ſolches Schein- und Trugweſen unſerer Zeit aber als Muſter hinzuſtellen, iſt eine große Frechheit und Kurzſichtigkeit, die gebührend zurückgewieſen werden muß. Wenn Herr Guſtav Schleſier ſich wirklich ſelbſt zum politiſchen Schriftſteller beſtimmt und dabei Gentz als Vorbild ſich erwählt, wie es faſt ſcheint, ſo prophezeihen wir ihm wenig Glück. Nicht nur wird er kein nationaler Schriftſteller werden, wie Gentz dieſes nie geworden iſt und es nie zu werden verdiente, ſondern er wird auch kein K. K. Hofrath werden. Theils ſind die Zeiten vorbei, wo die Eigenſchaften eines Gentz genügten, theils aber läßt ſich das wirklich Bewunderungswürdige an Gentz nicht erlernen und nachahmen. Die Feinheit und Grazie und göttliche Schlauheit eines Gentz wird Herr Guſtav Schleſier ſich nie aneignen können und wenn er ſeine Schriften ſämmtlich Wort für Wort auswendig lernte. Das ſind ſo reine Naturgaben, daß plumpe Berechnung und künſtliche Anſtrengung in abſoluter Entfernung davon bleiben müſſen.

Wir haben wahrlich noch keinen Ueberfluß an politiſchen Charakteren, an Charakteren, die fürs Volk und mit und in dem Volke leiden, fühlen, denken, handeln und ſchreiben. Wir fangen erſt eben an, ſolche Charaktere zu verſtehen und uns nach ihnen zu ſehnen, und wir wollen das ideale Bild, was uns von ihnen eben auftaucht, uns nicht durch Blendwerke verwiſchen und verkümmern laſſen. Die Friponnerie mag ſich nur mit Mühe aus den Salons herausjagen laſſen, aus der Literatur wollen wir ſie ſchon vertreiben, ſelbſt wenn ſie ſich in der verführeriſchen Geſtalt eines Gentz wieder einſchleichen wollte, und ſelbſt einem geſchickteren und weniger abſichtlichen Commentator, wie Herrn Guſtav Schleſier, und ſelbſt einer edleren Perſönlichkeit, wie der ſehr edeln des Herrn Theodor Mundt, wird es nicht gelingen, dem rechtlichen und jugendlich erwachenden politiſchen Bewußtſein der Deutſchen ein X für ein U zu machen. Man darf ſich nur durch Gentzens perſönliche Liebenswürdigkeit nicht zu Gunſten ſeiner politiſchen Schriftſtellerei beſtechen laſſen; erſtere erkennen wir an, aber nicht „parceque“, ſondern „quoique“. So ſehr wir Gentz als politiſchen Schriftſteller, abgeſehen von ſeiner ſonſtigen Individualität, geringſchätzen und ſelbſt verachten, in ſo heiterm und freundlichem Lichte erſcheint uns ſeine allgemein-menſchliche Perſönlichkeit.

Der Brief Rahels an Ranke giebt uns über dieſe den beſten Aufſchluß, ſo wie denn überhaupt Gentzens Briefe an dieſe wunderbare Frau als eine wahre, lebensvolle Bereicherung unſerer Literatur anerkannt werden müſſen.

„Wie falſch, wie ſchief ſagen wir Alles, was wir ausdrücken wollen; nichts kann auch verſtanden werden, wenn es der Andere nicht vorher weiß. So können Sie nicht wiſſen, daß ich meinen verſchwundenen Freund nur dann, nur deshalb *liebte*, wenn er recht etwas Kindiſches ſagte oder that. Da liebte ich ihn; deshalb wiederholte ich es, daß er ſagte: er ſey ſo glücklich,

in Prag der Erſte zu ſeyn, daß alle oberſte Behörden, große Damen und Herren zu ihm ſchicken müßten! ꝛc., mit entzücktem Lächeln, und in die Augen Sehn! So klug, dies zu verſchweigen, iſt jedes erzogene, verlogene Vieh; aber wer hat die hingebungsvolle Seele, das liebe Kinderherz, es zu ſagen? Seine Perfidien — er übte ſie reichlich gegen mich — ſind anders, als der Andern ihre: er gleitete wie in einem Glückſchlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und Niemand darf ſich ihm vergleichen; auf dieſem Wege dann ſah er, nicht mehr wie auf der Erde, weder rechts, noch links: hatte er Schmerz, litt er Widerſpruch, dann war er nicht mehr auf dieſer Bahn; und dann verlangte er Hülfe und Troſt, die er nie gab. Keiner aber darf dies wagen, und doch liebenswürdig und liebenswerth ſeyn. Ungeſtraft ließ ich's, ſo lange er lebte, nicht hingehen. Nun aber, beim Facit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies ſei ſein Epitaph! Er reizte mich immer zur Liebe: er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr faſſen konnte. Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenſchaft. Viele Menſchen muß man Stück vor Stück loben, und ſie gehen nicht in unſer Herz mit Liebe ein; andere, wenige, kann man viel tadeln, aber ſie öffnen immer unſer Herz, bewegen es zur Liebe. Das that Gentz für mich: und nie wird er bei mir ſterben."

„Uebrigens glaube ich jetzt, wir werden nach dem Sterben von einander wiſſen: oder vielmehr, uns zuſammen finden. Dies geſagt, grüße ich Sie, und bin überzeugt, mein Schreiben freut Sie."

„So klug, dieſes zu verſchweigen, iſt jedes erzogene, verlogene Vieh; aber wer hat die hingebungsvolle Seele, das liebe Kinderherz, es zu ſagen?" Wie ſchön und wie wahr! Ja, in dieſer naiven Natürlichkeit, in dieſer lebendigen Kindlichkeit beſteht der unwiderſtehliche Reiz, den Gentzens Perſönlichkeit auf uns ausübt. Wir ſind ſo ver-

ſtudirt und verlogen, wir brüſten uns ſo viel mit angelernten Grundſätzen, unſere Umgebung beſteht ſo ganz aus hohlen Phraſenmenſchen, denen jedes Bewußtſeyn ihrer Eigenthümlichkeit und ihres wirklichen Seyns ſo ganz verloren gegangen iſt, daß uns jede natürliche Erſcheinung, die ſich frei giebt und gehen läßt, uns ſelbſt in allen ihren Mängeln als liebenswürdig erſcheinen muß. Und dieſe Sicherheit in ſeinem Weſen, dieſes kindliche Selbſtvertrauen, dieſe wiedererrungene Naivität tritt uns bei Gentz in wahrhaft entzückender Genialität entgegen, was um ſo mehr zu bewundern, da Gentz kein Süddeutſcher, ſondern ein Norddeutſcher war. Seine erſten Briefe an Eliſabeth ſind wahrhaft widerlich; da iſt er in ſeinen geſelligen Verhältniſſen noch derſelbe unwahre Gaſt, der er in der Politik zeitlebens geblieben; da treffen wir auf einen Wuſt von anerlogener Phantaſterei, die bei einem Gentz doppelt ekelhaft erſcheint. Aber kaum hat er dieſe falſche Schlangenhaut von ſich abgeſtreift, kaum hat er das Vertrauen zu ſich gefaßt, nur er ſelbſt ſeyn zu wollen, nur nach ſeiner natürlichen Neigung und Selbſtliebe zu leben und ſich nicht länger etwas vorzulügen; kaum ſchleudert er allen Pathos von ſich weg und ergiebt ſich darein, ein ächter Egoiſt und Genußmenſch zu ſeyn, ſo erſteht er wie ein Phönix aus der Aſche. Von jetzt an iſt er uns lieb und werth, er mag thun, was er will. Wir freuen uns an ſeinen Schelmereien, an ſeinen Perfidien, an ſeiner göttlichen Genußſucht, an allen ſeinen Eitelkeiten und Selbſtſüchteleien, denn es iſt Natur darin. Sein mephiſtopheliſcher Humor, der alle menſchliche Größe für Lüge und Lumperei nimmt, der ſich ſeines eigenen Unwerthes bewußt iſt und ſich darüber freut, gewährt uns eine innerliche Freude, wie ihn kaum ein Fauſtus uns gewähren kann. Und wenn wir zehn Mal auf ihn zürnen, wenn wir uns zehn Mal gegen ihn waffnen und den Vorſatz faſſen, uns von ihm loszureißen, ſo wie er erſcheint mit ſeinem liſtigen, lächelnden

Geſichte, zwingt er uns wieder zur Hingebung. Wir können ihm nie und nimmer böſe werden; er iſt unwiderſtehlich. Das iſt die Gewalt der Natur der Verbildung gegenüber.

Daß Varnhagen uns dieſen genialen Ausbund von Kindlichkeit, Sentimentalität, Falſchheit und Lebendigkeit durch Veröffentlichung ſeiner Briefe an Rahel ſo recht in ſelbſtzufriedenſter Behaglichkeit vor Augen geſtellt, dafür müſſen wir armen Deutſchen, die wir ſo arm an wirklichen Naturen ſind, ihm höchſt dankbar ſeyn. Allein es ſcheint auch bei ihm doch die Anerkennung des Menſchen zu ſehr auf die Anerkennung des Politikers influenzirt zu haben, ſo wie denn überhaupt die unmittelbare Lebensauffaſſung Varnhagens mit ſeinen erworbenen Principien auch nicht immer in völligem Einklange zu ſtehen ſcheint. Es würde uns in der That komiſch erſcheinen, wenn ein begeiſterter Verehrer der Ninon de L'Enclos im Uebermaaße ſeines Entzückens uns dieſelbe als ein Muſter von Keuſchheit und Liebestreue ſchildern wollte, und doch ſcheint uns die verſuchte Rehabilitation Gentzens zum politiſchen Nationalſchriftſteller oder zum bedeutenden Staatsmanne ein nicht minder gewagtes Unternehmen. Nur eine Seite ſeiner Schriftſtellerei erkennen wir im vollſten Maaße an, das Talent, Salons- und Cabinetsmemoiren zu ſchreiben. Der Bericht aus dem preußiſchen Hauptquartiere vor der Schlacht bei Jena iſt ein Meiſterſtück an leichter und klarer Darſtellung; kaum möchten unſere Muſter, die Franzoſen, etwas Aehnliches aufzuweiſen haben. Wie Schade, daß Gentz nicht Memoiren über die öſterreichiſche Diplomatie hinterlaſſen hat. Es ließe ſich nichts Intereſſanteres denken, als die Gentziſche Auffaſſung aller diplomatiſchen Charaktere der neueren Zeit mit all' ihren Motiven und Intriguen. Er ſelbſt ſchreibt an Rahel, daß er mehr von der Geſchichte der neueſten Zeit wüßte, als irgend ein Anderer, daß er aber zu faul ſey, ſie zu ſchreiben. Was nun Geſchichte in höherem Sinne des Wortes anbetrifft, Geſchichte,

wie ſie ſich nur ſcheinbar durch die Willkühr der Menſchen macht, ſondern wie ſie mit Nothwendigkeit von einer höheren Hand geleitet wird, ſo möchte ſich Gentz über ſeine Befähigung dazu wohl geirrt haben; er hatte keine Ahnung davon. Aber Niemand hätte uns eine ſo vollſtändige Chronique scandaleuse der Cabinette geben und Niemand hätte kecker uns hinter die Couliſſen blicken laſſen können, wie er.

Spaßhaft iſt es zu ſehen, wie Gentz, der doch alle Ideen im Grunde verachtete, ſich ſo ſehr von Menſchen imponiren ließ, denen ein ungewöhnlicher Reichthum davon zu Gebote ſtand. Für Friedrich von Schlegel, Adam Müller, Görres, Rahel hatte er eine gewaltige Verehrung. Es war nicht der Inhalt der Ideen, der ihm Verehrung abzwang — er ſelbſt ſchreibt an Rahel, daß ſie ſelbſt etwas Widerſinniges ſagen könne, und er würde ſich doch einbilden, daß es etwas ſehr Tiefes ſey — ſondern das Vermögen im Allgemeinen, Ideen zu bilden, war es, was ihn ſo ſehr in Erſtaunen ſetzte. Er ſchätzte das vor Allem, was ihm abging, ſo wie Rahel ebenfalls von dieſer ganz entgegengeſetzten, genießenden Natur ſich angezogen fühlte.

Doch wozu noch weiter dieſen Aufſatz verlängern? Wir glauben, unſere Anſicht über Gentz genügend angedeutet zu haben. Den dritten Artikel werden wir der Widerlegung ſeines Aufſatzes über die engliſche Preßfreiheit widmen; dieſem abgefeimt-perfiden, ſophiſtiſchen Aufſatze, und möge uns der Genius unſerer Zeit und unſeres Volkes dazu Gedeihen ſchenken.

Mein Antheil an der Politik.

Theil 4. In der Einſamkeit.

Vom

Freiherrn von Gagern.

Enthaltend:

Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern von 1813—1831.

Mit Erläuterungen.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1833.

Erſter Artikel.

(Am 4. November 1839.)

Es iſt kein neues Buch, was wir hier in kurzen Andeutungen zu beſprechen gedenken, ſieben Jahre ſind bereits ſeit ſeinem Erſcheinen verfloſſen. Das aber iſt kein Grund, der uns abhalten könnte, denn das Buch hat ſeine Wirkung noch nicht zum kleinſten Theile gethan und ſeine Sendung noch lange nicht erfüllt. Was uns eher abhalten könnte, und was uns ſchon von Tag zu Tage verhindert hat, die Feder zu dieſem Zwecke zu ergreifen, das iſt die ehrfurchtsvolle Scheu, einem ſo hohen Gegenſtande gegenüber; das iſt das Gefühl unſerer Schwäche, die es nicht vermag, würdig genug und bezeichnend von einem Manne zu ſprechen, an dem wir mit demüthiger Verehrung und Bewunderung hinaufſchauen. Gagern ſagt in der Vorrede:

„Wer dem königlich preußiſchen Staatsminiſter Freiherrn von Stein nicht eine höchſt bedeutende Rolle einräumt, ihn nicht zu den merkwürdigſten und tüchtigſten deutſchen Männern und Charakteren zählt, der hat nicht nachdenken oder beobachten wollen; der hat unſere Zeit keineswegs begriffen und durchſchaut.“

Wir möchten mehr ſagen, wir möchten ſagen: Wer den Freiherrn von Stein nicht für einen wahrhaft großen Mann hält, nicht für den Mann Deutſchlands und des neunzehnten Jahrhunderts, wer nicht einſieht, wie dieſe einzige Perſönlichkeit noch fortwirkt und Leben ſchafft, auch nachdem der Körper lange im Grabe liegt, wer Stein nicht in vieler Beziehung

als den Wiedererwecker und Wiederherſteller Deutſchlands, als unſer Vorbild, unſere Hoffnung, unſern leitenden Stern in dieſer Nacht der Schwäche und Erbärmlichkeit betrachtet, der kennt ihn nicht oder der hat kein offenes Auge und kein offenes Herz für das wahrhaft Große und Herrliche und für das, was uns Noth thut.

Der Doctor Strauß ſpricht von einem Cultus des Genies. Es liegt etwas Wahres darin. Es giebt Menſchen, die das Weſen der Zeit in ihrer Perſönlichkeit darſtellen, die es mit angeborner Urkraft zur vollen Geſtaltung an ſich bringen, die uns mit ſiegender Allgewalt in ihre Kreiſe hineinreißen, die unſern ſchwankenden und ſchwachen Lauf in ſich aufnehmen, und uns mit ſich forttragen zu unſerer Beſtimmung; die, wie jener Strom in Mahomeds Geſange uns Sehnenden zurufen:

„Kommt Ihr Alle".

Wehe der Zeit, die nicht eine ſolche Perſönlichkeit hat, in der ſich ihre Beſtimmung klar und ſiegend ausſpricht; ſie iſt eine todte, nichtige Zeit. Aber das Volk und die Zeit, worin eine ſolche errettende und befreiende Perſönlichkeit plötzlich ihr Haupt erhebt, das hat eine Bürgſchaft für ſeinen Beruf und für ſeine Zukunft. Es kann an ſich ſelber glauben, und wenn der Einzelne irre wird in ſeinem Streben und muthlos, er braucht nur auf jenen Menſch gewordenen Genius der Zeit hinzuſchauen, um immer wieder von neuer Kraft, neuer Sicherheit, neuer Lebensoffenbarung durchſtrömt zu werden. Denn ſo verſchwenderiſch iſt die Natur nicht — wie Goethe ſagt — daß ſie Großes umſonſt ſchafft.

Wenn je ein Volk in einer beſtimmten Zeit ſolche Muſterperſönlichkeiten, die ihm den Weg zeigen, den es zu gehen, aufzuweiſen gehabt hat, ſo iſt es das deutſche Volk im neunzehnten Jahrhundert. Wir ſind ſo glücklich, nicht eine, ſon-

dern zwei ſolcher Vorbilder zu haben, die ſich auf eine wunderbare Weiſe ergänzen.

Das eine dieſer Vorbilder iſt unſer Vater Goethe. Er war es, der von der Unwahrheit uns wieder zur Wahrheit, von der Unnatur wieder zur Natur zurückführte. Das große Chaos, was eine achtzehnhundertjährige Geſchichte voll Verwirrung und Zerſplitterung im Reiche des Gedankens und der Empfindung bei uns aufgehäuft hatte, wußte er mit der Allmacht eines geſunden, unverdorbenen Bewußtſeyns zu entwirren. Er ſchied das Wahre von dem Unwahren, das Geſunde von dem Kranken, das Lebendige von dem Todten. Er ſetzte den Genius der Ehrlichkeit, den ſich die Deutſchen verſtudirt und verkümmert hatten, wieder in ſeine alten Rechte ein. Wie ein zweiter Hereules reinigte er die verſchlemmten Gemächer unſers Kopfes und unſers Herzens, indem er die friſchen Bäche eines wahren, harmoniſchen Lebensbewußtſeyns hindurch leitete. Wenn irgend Einer, ſo verdient er der Befreier ſeines Volkes genannt zu werden. Das Wirken und Weben des Goetheſchen Genius, der wie ein warmer Frühlingsodem durch den erſtarrten deutſchen Geiſt zieht und überall neues Grün hervorlockt, wird auch wohl von Niemand mehr in Abrede geſtellt.

Doch war eine Seite des Nationallebens vorhanden, die nicht von der Goetheſchen Sonne beſchienen wurde; ein Bedürfniß, was er nicht befriedigte; eine Anforderung der Gegenwart, von der er ſich faſt gewaltſam abwandte. Ob dieſem abſichtlichen Ignoriren, ja dieſem unverkennbaren Widerwillen ein Verkennen zu Grunde lag, oder das Gefühl der Nichtbefähigung, der Nichtverwandtſchaft, mag dahingeſtellt ſeyn. Es mochte wohl Beides ſeyn. — Die Fragen der Zeit, die ſich ſo ſtiefmütterlich und kalt von ihm behandelt ſahen, waren die ſocialen; das Ringen nach politiſcher Charakterbildung fand an ihm keinen unmittelbaren Helfer und Beförderer.

Wir hegen zu große Ehrfurcht gegen eine ſo vollkommen und bis zur gänzlichen Erſchöpfung ausgebildete Perſönlichkeit, gegen eine ſo vollſtändig entwickelte Idee, wie die Goethes in ſeiner Erſcheinung war, als daß wir, etwa wie Gervinus, an ihr zu meiſtern und mit ihr zu rechten wagten. Im Gegentheile nehmen wir unſern Goethe gerade ſo wie er iſt, und wünſchen uns auch nicht ein Tüttelchen zu oder hinweg. Wenn wir auch bei andern Perſönlichkeiten eine krankhafte Abweichung von den urſprünglichen Keimen nachweiſen könnten und ſich der Wunſch aufdringt, daß Manches wohl anders hätte ſeyn mögen, ſo erſcheint uns eine ſolche Auffaſſung Goethe's ein kurzſichtiges und frevelhaftes Verkennen. Seit Jahrhunderten hat Niemand in Deutſchland mit ſo urkräftiger, ungehemmter Lebenskraft die Idee ſiegreich und unverfälſcht entwickelt, die Gott in ihn gelegt, als Goethe. Mehr verlangen iſt unwahr, engherzig, geſchmacklos, ſündlich. Der Dr. Strauß macht es Chriſtus freilich zum Vorwurf, daß derſelbe nicht ebenfalls der größte Feldherr, Bildhauer, Muſiker geweſen ſey. Unſere Lebensauffaſſung iſt aber nicht ſo ungeregelt und pietätlos, daß wir ſtatt einer reinen und in ſich vollkommenen Perſönlichkeit ein Monſtrum verlangen, ein unorganiſches, ungeſtaltetes Conglomerat von allen möglichen abſtracten Fähigkeiten. Im Weſentlichen war Nichts verpfuſcht an Goethe; ſo wie er iſt, ſo iſt er gut und vollkommen. Wir ſind von der Nothwendigkeit Goethes in allen ſeinen Theilen, im Großen wie im Kleinen, überzeugt; wir vermögen es nicht, ihm eine Schwäche wegzuwünſchen, eine Tugend zuzudichten, wir ſind unfähig, eine zweite durch Johann Balhorn verbeſſerte Auflage uns in Gedanken von ihm zu machen.

Goethe hatte keinen Sinn für das Werden; ſein Reich war das Gewordene, was ſich ſchon plaſtiſch geſtaltet hatte. Er, der die Metamorphoſe in allen Reichen der Natur begriff, und wie Eins ſich aus dem Andern entwickelte, ſobald die ein-

zelnen Phaſen der Entwickelung ſich nur plaſtiſch vor ſeinen Augen auseinanderlegten, er verſtand die Entwickelung nicht, die ſich in den Gemüthern der Menſchen rückſichtlich der Staatsformen und des Staatslebens neben und um ihn vorbereitete. Ihn widerte das Unklare, das Leidenſchaftliche, das Willkührliche in dieſem Treiben an; das höhere Geſetz, was dieſem Treiben zu Grunde lag, wußte er nicht lebendig zu erſchauen und zu bewundern. Er, der alle Naturphänomene in Demuth und Frömmigkeit anſtaunte, konnte dem Naturphänomen der franzöſiſchen Revolution keine höhere Seite abgewinnen. Dieſer großartige hiſtoriſche Sinn, der mitten unter Greueln und Verwüſtung, unter Zerſtörung und Verwirrung dennoch aufjubelt und den Schritt Gottes vernimmt, der die Nothwendigkeit inmitten der Willkühr, die Einheit in der Zerriſſenheit, das höhere Ziel in der wüſten Planloſigkeit ſich herausfühlt, der die Hand der Weltregierung in Allem, was geſchieht, in ſprachloſem Staunen anerkennt, dieſer großartige hiſtoriſche Sinn ging ihm ab. Nur der Menſch war ihm lieb, der etwas Einiges, Fertiges hatte; er betrachtete das Individuum nur für ſich, nie im Zuſammenhange mit dem Plane der Weltregierung. Aber es giebt Zeiten der Umgeſtaltung, wo der Einzelne nicht weiß, was er will, wo er bewußtlos von einer dämoniſchen Gewalt getrieben wird, und wo er, ohne es zu wiſſen, häufig das Gegentheil von Dem erſtrebt, was er ſich einbildet. In einer ſolchen Zeit der unklaren Beſtrebungen, rückſichtlich der politiſchen Zeitaufgaben, lebte Goethe. Er, der lichte, klare Geiſt, konnte an den einzelnen unklaren Individualitäten kein Wohlgefallen finden; dieſe bewußtloſen Werkzeuge in der Hand der Vorſehung widerten ihn an, und er vermochte nicht im Hinſchauen auf den einen, großen Proceß, im Hinſchauen auf das „Große und Ganze", wie er es nennen würde, ſich mit der ſcheinbaren Häßlichkeit der vielen einzelnen Sonderproceſſe zu verſöhnen.

Goethe war ein Mann der Contemplation und nicht der That; ſeine ſchöpferiſche Macht beſchränkte ſich auf das Reich der Empfindungen und Gedanken; ſchöpferiſch einzuwirken auf die unmittelbaren Handlungen der Menſchen, wie er ſchöpferiſch einwirkte auf ihr Fühlen und Denken; ein Künſtler und ein Geſtalter zu ſeyn im Reiche der praktiſchen Intereſſen und activen Thaten, wie er es war im Reiche der Poeſie und der allgemeinen Natur- und Lebensanſchauung, davon war er weit entfernt. Und es iſt eine herrliche Sache mit ihm um dieſen geſunden Inſtinct, wie wir es nennen möchten, um dieſe Idioſynkraſie, die ſich gegen Alles auflehnte, wofür die Natur ihn nicht geſchaffen. Dadurch erhielt er ſich frei von allen falſchen Beſtrebungen, von allen Verirrungen und phantaſtiſchen Unwahrheiten; was ihm ein Gott verſagt hatte, dem nachzujagen kam er nie in Verſuchung.

Bei aller Bewunderung, die wir für Goethe hegen, erkennen wir alſo an, daß er nur nach einer Seite der Gegenwart hin uns Vorbild und Muſter iſt; man kann nicht groß genug von ihm denken in Dem, worin er wirklich groß war, aber man würde aus einem lebendigen Bewunderer ein ſclaviſcher Buchſtabenanbeter werden, wenn man auch in Dem ihn nachahmen wollte, was er nicht beſaß, und wenn man Alles negirte, blos weil er es negirte. Uns dünkt, daß dieſes von manchen Goethoraren geſchehen, und daß mancher goethiſirende Schöngeiſt ſich berechtigt hielt, in vornehmer Behaglichkeit auf das heutige politiſche Drängen und Treiben herabzuſehn und hochmüthig über den Kampf zu lächeln, der mit dem Aufwande des theuerſten Herzblutes geführt wird, blos weil ſein Herr und Meiſter es ſo gemacht. Allein, wozu Goethe ein Recht hatte, dazu iſt noch nicht jeder armſelige Referendarius oder Handlungscommis berechtigt. Goethe hatte allerdings etwas zu verſäumen; er hatte einen Beruf, eine Stimmung zu wahren, und was ſtörend darein eingriff, das hatte er abzu-

weiſen. Aber welchen Beruf, welche Stimmung habt ihr zu wahren!

Nein, geſtehen wir es, nach der thatkräftigen Seite des Lebens hin, zur Bildung unſeres ſocialen und rechtlichen Charakters, zur Geſtaltung unſerer äußern Freiheit und Selbſtſtändigkeit macht die Zeit Anforderungen an uns, die Goethe nicht unmittelbar erfüllen kann, wenn er gleich keineswegs im Widerſpruche damit ſteht. Es giebt einen andern Genius unter uns, der uns in dieſer Beziehung unſere Zukunft vorgezeichnet hat, eine andere Fahne, der wir zu folgen haben, einen andern Führer, der uns auf der Bahn des Sieges vorangeht. Wohl mögen wir uns glücklich preiſen und es als ein begeiſterndes und mahnendes Pfand für eine ſchöne Zukunft betrachten, daß uns das Geſchick auch in dieſer Beziehung einen Helden geſchenkt, der in ſeiner Art eben ſo einzig und großartig daſteht, wie Goethe. Es iſt dieſes der Freiherr von Stein.

Dieſer Mann, aus deſſen Perſönlichkeit wir die politiſche Zukunft Deutſchlands erkennen können, iſt noch nicht ſo bekannt und noch nicht ſo lebendig eingedrungen in die Seele aller wackern Deutſchen, wie Goethe. Aber es iſt für uns keinem Zweifel unterworfen, daß von Jahr zu Jahr ſein Bild immer lebendiger aufgehen wird in den Gemüthern der Deutſchen, und daß es zuletzt voranleuchten wird wie ein Panier bei allen unſern politiſchen Beſtrebungen. Wenn wir daran nicht feſt glaubten, ſo würden wir an der Zukunft Deutſchlands verzweifeln. Wenn nach funfzig Jahren der Name Stein nicht auf den Lippen und in den Herzen aller Deutſchen wohnt, ſo mögen unſere Söhne und Enkel nur das erſte, beſte Schiff beſteigen und nach Amerika überſegeln. Die Lebendigwerdung Steins in den Gemüthern wird in gleichem Verhältniſſe ſtehen mit der politiſchen Charakterbildung Deutſchlands, erſteres wird ein genauer Wärmemeſſer ſeyn für letzteres.

Eine ehrliche Erfahrung an ſich ſelbſt läßt wohl einen Schluß auf Andere zu. Beide Männer, Goethe und Stein, ſind mir unentbehrlich; beide Männer haben tief eingegriffen in mein Innerſtes und haben mir mich ſelber offenbart. Ich kann mir mich ſelber nicht denken ohne dieſe beiden Lebensfactoren; Beide, ſo verſchieden in ihren Richtungen, ſind mir gleich wichtig; der Eine ergänzt den Andern. Alles, was ich habe, iſt entweder von Stein oder von Goethe.

Stein iſt weniger bekannt in ſeinem Volke als Goethe. Von Goethe exiſtiren eine Menge literariſcher Werke; er hat ſich ausgeſprochen über alle Gegenſtände des Lebens, die ſich in ſeinem Geiſte reflectirten, und dieſer ſind unzählige. Die Perſönlichkeit Goethes iſt ein Studium geworden, dem ſich kein lebendiges Mitglied unſerer Nation entzieht. Goethe hat ſein Weſen und ſeine Lebensanſicht bis ins kleinſte Detail ausgeſprochen; von Stein exiſtiren nur wenige, einfache, großartige Grundzüge. Aber dieſe wenigen Grundzüge ſind ſo entſchieden ausgeprägt, der Charakter iſt ſo einfach-erhaben, daß aus dieſem Wenigen ſich das lebendige Ganze leicht darſtellt. Eine unzweideutigere und in ſchärferen Umriſſen ſich darſtellende Perſönlichkeit, wie die Steins, kennt die neuere Geſchichte nicht. In ihrer Einfachheit und Großartigkeit weicht ſie keinem antiken Charakter; nur einige Lebensäußerungen von ihr, und ſie ſchlägt wie ein Blitz ein in die Seele, und ſteht mit einem Male ganz und vollendet und unauslöſchlich in ihr.

Was wiſſen wir eigentlich von Stein? Wir wiſſen, daß er nach der Schlacht bei Jena, durch welche die preußiſche Monarchie morſch zuſammenbrach, plötzlich an die Spitze der preußiſchen Regierung trat; daß von dem Augenblicke an mit einem Male eine wunderbare Veränderung in der Stimmung der Preußen ſowohl, als auch in dem Regierungsſyſteme ſich kundgab. Die allgemeine Verzweiflung ging in Hoffnung

über, die Niedergeschlagenheit verwandelte sich in Selbstgefühl; eine Reihe von Gesetzen erfolgte, deren Charakter im schärfsten Widerspruche mit den früheren legislativen Acten war. Die Ueberzeugung, die in diesen Gesetzen lebte, war folgende. „Das Volk ist noch kräftig und tüchtig, nur der Regierungsmechanismus taugte Nichts und hat uns an den Rand des Verderbens geführt. Es kommt Alles darauf an, daß die Kräfte, die im Volke liegen, auferweckt und frei gemacht werden. Alle Fesseln, die den Volksgeist einschnüren, müssen fallen; man muß an das Volk glauben und an seine Tüchtigkeit und Herrlichkeit; man muß ihm freien Spielraum geben zur Entwickelung seiner Kräfte, man muß es für mündig erklären, und es wird wie ein Phönix aus der Asche erstehen und sich und uns retten." Die Gesetze, „allgemeine Bewaffnung der Bürger, Freiheit der Städte (und Gemeinden), Gewerbefreiheit, Freiheit des Grund und Bodens" u. s. w., brachten eine wunderbare, in der Geschichte ganz einzige Wirkung hervor. Kaum waren die ersten nur erschienen, so war das Volk ein anderes geworden, es war umgewandelt wie mit einem Zauberschlage. Während es bei den meisten Gesetzen, zumal der neuern Zeit, erst einiger Zeit bedarf, ehe sich das Volk daran gewöhnt und ehe sie zur lebendigen Anwendung kommen, waren diese im Nu in succum et sanguinem vertirt; wie ein Lebenselixir durchströmten sie mit einem Male den in Apathie versunkenen Körper und weckten ihn zum frischsten, kräftigsten Jugendleben. Es waren nicht die einzelnen Bestimmungen der Gesetze, die diese Wiedergeburt bewirkten, es war der Geist, der sich darin kundgab, es war das Bedürfniß der Zeit, es war die Offenbarung der Gegenwart, es war der preußische Volksgeist, der in diesen Gesetzen mit einem Male gegeben war. Das Princip eines freien Volkslebens, unverhohlen in entschiedenen, starken und plastischen Bestimmungen ausgesprochen, ohne Halbheit, ohne Unsicherheit und Aengstlichkeit, sondern vertrauensvoll,

conſequent, unzweideutig und rieſenkräftig, das war es, was dieſes Wunder bewirkte. Es war der große, ehrliche und nationale Geiſt Steins, der ſich mit einem Male mit dem preußiſchen und deutſchen Volksgeiſte identificirte und denſelben zu ſich heraufhob.

Diejenigen, welche die ganze Größe und Genialität dieſer Maaßregeln nicht begreifen, haben ſich wenig umgeſehen in ihrer eigenen, erbärmlichen Zeit. Sie wiſſen nicht, was für eine urſprüngliche Sicherheit, welch ein gewaltiger, auf eigener, innerſter Lebensoffenbarung ruhender Genius in einer Zeit der Halbheit und Schwäche dazu gehört, um mit ſiegender Kraft eine Idee rein und ohne fremde Beimiſchung durchzuführen, und durch tauſend Einflüſterungen, durch doctrinaire Aengſtlichkeit, durch die Unzahl der Mittelmäßigkeit und Bedenklichkeit ſich nicht irre machen zu laſſen. In der Geſetzgebung Steins iſt nicht ein falſcher Zug; ſtark und unzweideutig treten die Züge wie in Stein gemeißelt hervor, und unzerſtörbar für alle Ewigkeit, ſo ſehr auch eine ſpätere Zeit daran herumpfuſcht und den Charakter zu verwiſchen ſucht. Und man bedenke, daß Stein allein ſtand, ganz allein; daß ſein Haupt allein es war, aus dem dieſe Idee des modernen Preußenthums wie eine zweite Minerva fertig und geharniſcht hervorſprang. Man vergleiche das Jahr 1806 mit dem Jahre 1807 und man wird den ſchroffen Contraſt anſtaunen müſſen. 1806 auch nicht ein Lebenszeichen, in keiner Behörde, von oben bis unten, 1807 Alles Leben und Kraftgefühl; der Geiſt Steins durchdrang mit einem Male alle Individualitäten; alle jene unfähigen Actenmenſchen, alle jene ſteifen Schlendriansperücken wurden durch ihn fortgeriſſen; ſie wußten ſelbſt nicht, wie ihnen geſchah, und wagten keinen Widerſtand und wirkten im Geiſte des Princips, das ihrer Natur urfeindlich gegenüberſtand.

Ein bewunderungswürdiger Umstand bei der Gesetzgebung Steins ist der, daß sie zu gleicher Zeit umstürzend und wiederaufbauend war. So schroff sie dem früheren Systeme entgegenstand, so überschritt sie doch nicht um eines Haares Breite den organischen Zusammenhang mit dem Geiste der Gegenwart und die Bildungsphase des Volkes. Während sie alle edleren Kräfte frei machte, entfesselte sie auch nicht ein unlauteres Motiv. Sie weckte die Begeisterung des Volkes und erregte nicht im Mindesten die Leidenschaftlichkeit des Pöbels. Auch hier die große, wahre Lebenserkenntniß, die nur dem Genius sich offenbart. Nicht ein Act floß aus todtem Doctrinarismus, Alles aus naturnothwendiger Allwissenheit.

Der Einfluß Steins auf die Befreiung von französischem Joche wird wohl ziemlich allgemein anerkannt, allein wie sehr irren Die, die da glauben, daß mit dieser Befreiung sein Einfluß vorbei und abgeschlossen sey. Ach nein, die Consequenzen des Steinschen Gedankens wirken noch jetzt unwiderstehlich fort und werden sich immer mehr und mehr Bahn brechen. Was von der Steinschen Gesetzgebung und von dem Steinschen Geiste in den preußischen und deutschen Volksgeist organisch übergegangen ist, das läßt sich nicht wieder herausreißen, das läßt sich nicht herausschneiden, wie ein todtes Afterproduct, das lebt und schafft und ruht nicht eher, bis es sich vollständig in seiner ganzen Idee entwickelt hat. Auch Gagern scheint diesen Einfluß Steins auf die Gegenwart und Zukunft Deutschlands zu gering anzuschlagen und ihn zu sehr für die Freiheitskriege allein zu vindiciren, wenn er in der Vorrede also fortfährt:

„Wer Stein nicht eine höchst bedeutende Rolle einräumt ꝛc., der kennt die Elemente, die Triebräder, die Leidenschaften nicht; nicht die mühsamsten und ehrenvollsten Jahre unserer Zeit. — Er hat nicht genug erwogen — oder der Jugendjahre wegen noch nicht mit angesehen, — nicht selbst verspürt,

das Schlechte, das Unheilſchwangere, das Hinfällige und faſt Verzweifelte; die Auflöſung nämlich eines großen, ſeit den Friedrichen ſtark geglaubten, für ungemein kriegeriſch gehaltenen Staates, die Ehre und Schutzwehr Deutſchlands, nach der einzigen Schlacht von Jena. Ihn hat nicht entrüſtet Deutſchlands tiefſte Erniedrigung, ſeine Abhängigkeit, das Bettelweſen ſeiner Könige und Fürſten am Throne des genievollen Helden jener Zeit. Und dieſe unſäglichen Leiden der preußiſchen Monarchie, eines ſo weſentlichen Theiles unſers Vaterlandes, der Hohn, die Geringſchätzung, der Betrug, die Ausſaugung währten fort, bis Stein und Scharnhorſt nachdrücklich wollten — ſoll ich beſcheidener ſagen, kräftig trachteten, — daß es anders werde; bis ſie es vorbereiteten, niemals nachließen, vom Himmel den günſtigen Augenblick erflehten, ihn mit Blitzesſchnelle ergriffen und ſo zu Deutſchlands und Preußens Herſtellung, Ehre, Erhebung uud Ruhm ſo weſentlich beitrugen."

Daß Stein einer der Haupthebel des männlichen Aufſchwungs war, der ſich im Befreiungskriege zeigte, wollen wir gewiß nicht in Abrede ſtellen. Aber wir ſchlagen ſeine Wirkſamkeit tiefer und bleibender an, als auf dieſes einzelne Factum. Freilich iſt nicht zu verkennen, daß, als der Friede hergeſtellt war, man von manchen Seiten auch die wirkenden Kräfte wieder gern ſuspendirt hätte, die Stein in Bewegung geſetzt. Aber das war unmöglich; ſeine Perſon konnte man von den Staatsgeſchäften entfernen, aber die Idee, die er geweckt hatte und repräſentirte, freies Volksleben, war ſchon zu tief eingedrungen in das Leben, als daß man ſie ebenfalls hätte entfernen und bei Seite ſetzen können. Freilich wurde ſie in ihrer Entwickelung durch ſeine amtliche Unthätigkeit gehemmt und vorläufig äußerlich zum Stillſtehen gebracht. Es läßt ſich nicht berechnen, wie großartig Preußen und mit ihm Deutſchland aufgeblüht wären, wenn Stein ſeinen Platz an der Spitze des

preußiſchen Staates eingenommen hätte. Das fühlte man wohl. Denn mit ihm ließ ſich nicht unterhandeln; ſein Preußenthum und ſein Deutſchthum war ein Syſtem, was tief mit ſeinem Charakter verwachſen war, davon ließ er ſich Nichts abhandeln und abzwacken. Ein Genie, wie er, giebt auch nicht den kleinſten Theil von ſeiner Idee auf, oder es giebt ſich ſelbſt auf. Sein Ziel und ſeine Mittel waren ein Ganzes; Halbheit, Unredlichkeit, Schwanken kannte er nicht. Er war wahr im erhabenſten Sinne des Wortes, der ganze Mann war eine einzige lebendige Conſequenz; alle ſeine Worte, ſeine Empfindungen, ſeine Gedanken aus einem Guſſe. Er mußte ſich ſelbſt, ſeine Idee, vollſtändig durchführen oder abtreten.

Aber ſein Geiſt iſt nicht mit abgetreten; er lebt in ſeinen Inſtitutionen. Die Conſequenzen derſelben müſſen ſich mit eherner, unvermeidlicher Nothwendigkeit erfüllen. Er hat Preußen in einen Zauberkreis hinein gebannt, aus dem es nicht herauskann. Vergebens flattert man innerhalb dieſes Kreiſes ängſtlich hin und her, und ſucht dieſen Steinſchen Gedanken zu entrinnen. Feſt und unüberſteiglich ſteht die Mauer, die Stein gezogen; mit allmächtiger Hand hat Stein das leuchtende Ziel hoch am Himmel aufgeſteckt, dem das preußiſche Volk entgegenwandern muß. Da iſt keine Wahl und keine Willkühr, die Idee iſt eine Nothwendigkeit, die — man mag ſich ſperren und ſträuben, ſo lange man will — früh oder ſpät erfüllt werden muß.

Der Geiſt Steins iſt es, der auch die Geſetzgebung der anderen deutſchen Staaten befruchtet hat, ohne daß ſie es vielleicht wiſſen. Preußen brach die Bahn, alle übrigen ſind nachgefolgt; ohne Stein keine Reformen in Würtemberg, in Baden, in Heſſen, in Sachſen; ohne Stein keine Winters, keine Lindenaus ꝛc. ꝛc.

Stein hat nur den Grund ſeiner Geſetzgebung in Preußen gelegt; er hat den Bau nicht vollführen können. Aber für Den, der den Gedanken eines großen Mannes auch aus einem Torſo zu erkennen weiß, ſteht das ideale Gebäude ſchon aufgerichtet und vollendet vor der Seele. Ex ungue leonem. Welche Conſequenzen ſind allein in der Landwehr und in dem Landſturme enthalten, welche Conſequenzen in der Städteordnung mit ſelbſtgewählten Beamten! Was ſich nothwendig daran reihen mußte, iſt nicht ſchwer zu erfaſſen.

Hier nun tritt uns der Briefwechſel Steins mit Gagern ergänzend entgegen. In dieſem Briefwechſel lernen wir die weiteren politiſchen Anſichten des großen Mannes näher kennen. Wohl mag Stein nie daran gedacht haben, daß dieſe leicht hingeworfenen Aeußerungen ſpäter der Oeffentlichkeit übergeben und als Offenbarungen des kräftigſten und vaterländiſchſten Charakters noch nach ſeinem Tode Leben anregen und entſcheidend in den Entwickelungsgang ſeines Volkes eingreifen würden. Das eben iſt das Charakteriſtiſche eines großen, in ſich einigen Mannes, daß alle ſeine Lebensäußerungen den Stempel der Größe tragen und daß das ſcheinbar Unbedeutendſte und Unbewußteſte, eben weil es immer aus einem reichen Ganzen ſtammt, immer auch die Keime eines reichen, mannichfaltigen Syſtemes enthält; aus jedem Punkte läßt ſich die Geſammtlebensanſicht ableiten und geſtalten.

Das Vaterland iſt daher dem Freiherrn von Gagern, wie in ſo mannichfacher Beziehung, ſo auch für die Herausgabe dieſer Manifeſtationen des Steinſchen Geiſtes Dank ſchuldig. Gagern war mit Stein, trotz der Verſchiedenheit in faſt allen einzelnen Anſichten des Lebens, dennoch vermöge eines verwandten Grundgefühles tief befreundet. Das Verhältniß Beider zu einander iſt ein erhebendes und verdient wohl eine nähere Beleuchtung, wie wir ſie auch in einem ſpätern Ar-

tikel zu liefern gedenken. Denn dieſes Verhältniß löſt auf in Liebe die ſchroffſten Gegenſätze, die in der Zeit liegen, und beweiſt, daß ein reines Wahrheitsſtreben über allen religiöſen und politiſchen Confeſſionen ſteht, und daß der verſchiedenartigſte Glaube, wie er in den Individuen ſich geſtaltet, doch in dieſem Grundelemente eine unſichtbare gemeinſame Kirche findet, welche alle Gegenſätze in ſich aufnimmt und löſet. Dieſe Freundſchaft Steins und Gagerns — keine „amicitia mediocris“ Ciceros, ſondern eine volle, ganz dichte, altdeutſche, wie Letzterer ſie ſelbſt nennt — und die Zeit- und Lebensanſichten der letzteren, wie ſie ſich in dieſem vierten Theile „ſeines Antheils an der Politik“ und in andern nicht genug beachteten Werken ausſprach, ſparen wir uns für ſpätere Artikel auf.

Adam von Müller's gesammelte Schriften.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

München, bei Georg Franz. 1839.

(Am 30. November 1839.)

Kaum ſind die beiden erſten Bände der geſammelten Schriften von Friedrich von Gentz erſchienen — es werden auch wohl die letzten ſeyn — ſo erſcheint auch der erſte Band von den geſammelten Schriften ſeines Freundes, des im Jahre 1829 verſtorbenen Adam von Müller. Es iſt nicht zu läugnen, daß uns hier eine ideenreichere und im Allgemeinen achtungswerthere Perſönlichkeit entgegentritt, eine Individualität, der man um des vielen Guten und Richtigen, was ſie gedacht und empfunden, die ungleich größere Menge von Irrthümern, Verworrenheiten und Willkührlichkeiten gerne verzeiht.

Will man einen Schriftſteller, wie Adam von Müller, gerecht würdigen, ſo muß man die Zeit beurtheilen, in der er ſich bildete und in der er ſchrieb. Die franzöſiſche Revolution hatte alles Beſtehende umgeſtürzt, ſie hatte eine tabula rasa auf dem Staatsboden gemacht. Gedrückt und beengt von mancherlei Formen, aus denen der Geiſt entwichen, wähnte das Menſchengeſchlecht, daß es mit der Zertrümmerung dieſer Formen gethan ſey, um die erſehnte Freiheit zu erlangen. Die Negation alles Poſitiven, alles Beſondern war das Ideal aller ſtrebenden Köpfe geworden; die Politik war zu einer inhaltloſen Gleichmacherei, zu einem einfachen Rechenexempel über Majorität und Minorität geworden. Die Ehrfurcht vor der perſönlichen Freiheit, vor der localen und provinziellen Berechtigung, vor der Nationaleigenthümlichkeit war verſchwunden; die momentane Pöbelmajorität von einer Stimme ſchlug allen Andersdenkenden die Köpfe ab; Religion, Wiſſenſchaft, Moral, Kunſt

war der Beurtheilung der Majorität verfallen; es wurde im National-Convente abgestimmt, ob ein Gott sey oder nicht. Jegliche Achtung für individuelle, sittliche, religiöse Freiheit ging unter in dem juristischen Abwägen der Stimmen.

Daß eine solche Periode nothwendig war, um die alten Formen zu brechen, in denen der junge Geist nicht mehr Platz hatte, wer wollte es bezweifeln? Wer möchte es wagen, mit dem Gange der Weltgeschichte zu rechten? Wir, die wir die Früchte der freien Bewegung allmählig kennen und heranreifen sehen, wir Spätergeborene gewiß nicht. Allein wir können Diejenigen nicht verurtheilen, die, in Schrecken über die pietätlose Willkühr, sich dagegen auflehnten, die das Kind mit dem Bade verschütteten und die in der vollständigen Rückkehr zu den frühern Zuständen allein noch Heil erblickten. Mag eine solche kurzsichtige, beschränkte Auffassung einer ungeheuern Weltbegebenheit uns auch in Verwunderung setzen, mag uns hier eben dieselbe Willkühr, dieselbe Pietätslosigkeit gegen den Gott in der Geschichte, welche jene mit Recht an den Revolutionairs tadeln, mit einem gewissen Widerwillen erfüllen, wollen wir billig seyn, so können wir diese Erscheinung erklären und entschuldigen; und jedenfalls müssen wir erkennen, daß eine solche Reaction nothwendig war, daß es der Vorsehung gefällt, Extreme durch Extreme zu bekämpfen, bis diese in allmählig schwächer werdenden Auf- und Abwogen sich zuletzt zu gemäßigten und gesunden Lebenspolen herabstimmen.

Adam von Müller ist einer der geistreichsten Bekämpfer der revolutionairen Ideen; nächst Ludwig von Haller möchte er in Deutschland der tüchtigste seyn. Aber es ist sehr schwierig, seinen Ideengang wiederzugeben und kritisch zu betrachten, nicht etwa deshalb, weil er zu abstract und tiefsinnig, sondern weil er zu regellos, zu voll von Widersprüchen, von Mangel an scharfen Bestimmungen, von unwillkührlichen und auch wohl willkührlichen Sophismen und Scheinschlüssen ist. Es ist aber

deshalb auch unfruchtbar und langweilig, ihn Schritt für Schritt in alle Einzelheiten zu verfolgen, und wir begnügen uns, einige Ideen aus dem vorliegenden Bande herauszuheben, und das ihnen zu Grunde liegende Wahre, so wie die falsche Anwendung derselben etwas näher zu betrachten. Wir thun dieses um so lieber, weil der Adam Müller'sche Geist noch heut zu Tage als Gespenst umherwandelt, und namentlich in dem berliner politischen Wochenblatte einen sehr unzeitgemäßen und — unverschämten Spuk treibt.

Der vorliegende Band enthält eine Abtheilung:

Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere.

Diese Abtheilung besteht aus sechszehn zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken geschriebenen Aufsätzen. Sie stehen mit einander in gar keinem fortlaufenden Zusammenhange und es ist zwischen den einzelnen Aufsätzen durchaus keine genetische Gedankenverbindung vorhanden. Der Herausgeber hat daher Unrecht gehabt, ganz verschiedene, für sich abgeschlossene Aufsätze, von denen jeder ein selbstständiges Ganze bildet oder doch bilden soll, äußerlich zu einem einzigen Ganzen zu vereinigen. Der Leser wird dadurch getäuscht; er sucht vergebens nach dem rothen Faden, der die Aufsätze organisch aneinanderbinde; das Confuse in Müllers Darstellung wird durch solche unpassende Zusammenstellung und Untereinanderordnung nur noch vermehrt, und der Leser thut daher am besten, wenn er sich um jene Ueberschrift gar nicht kümmert, sondern jeden Aufsatz für sich als ein selbstständiges Werk liest.

Hier einige allgemeine Ideen, die sich durchziehen:

„Alle Dinge sind von Gott, daher muß sich auch jede Wissenschaft auf die Lehre von Gott basiren."

Welcher Sterbliche möchte diese Wahrheit in Abrede stellen? Alle Wissenschaften bilden zusammen nur ein großes

Ganzes, welches einzig und allein in Gott ruht. Aber dem menſchlichen Verſtande ſteht das Recht zu, dieſe Geſammtwiſſenſchaft in einzelne Theile zu zerlegen und dieſe abgeſondert von den übrigen zu betrachten. Sicher muß bei ſolcher Sonderbetrachtung immer das Bewußtſeyn lebendig im Hintergrunde wirken, daß dieſe Sonderwiſſenſchaft nur immer Theil und Ausfluß des großen, unbegreiflichen Einen und Ganzen iſt, ſicher läßt ſich eine wahrhaft geiſtreiche und fördernde Behandlung der Wiſſenſchaft nicht ohne Frömmigkeit denken, die wie ein feiner Lebensäther alle Gedanken und Thätigkeit durchdringen muß, aber es führt zu weit, es iſt eine unnütze Wiederholung, eine Profanation, wenn man bei jedem wiſſenſchaftlichen Satze, den man ausruft, hinzufügt: „Und dieſen Satz hat Gott gemacht.“ Was würde man von einem Lehrer ſagen, der bei jedem Buchſtaben, den er die Kinder lehrt, jedesmal anführte, daß dieſer Buchſtabe eigentlich in Gott ruhe? Ungefähr ſo verfährt Adam Müller bei Vortragung ſeiner ſtaatswiſſenſchaftlichen Anſichten. Statt Gott eine ſtillſchweigende Vorausſetzung ſeyn zu laſſen, der ſich ſchon von ſelbſt in Adam Müller und in deſſen Staatswiſſenſchaft manifeſtiren werde, wenn er überhaupt darin lebt, findet Adam Müller es nöthig, durch äußerliche Erwähnung Gottes jedesmal dem etwaigen mangelhaften Bewußtſeyn ſeiner Leſer zu Hülfe zu kommen. Offenbar lag dieſem verkehrten Beginnen die richtige Einſicht zu Grunde, daß die Behandlung der Staatswiſſenſchaften in damaliger Zeit nur zu ſehr aus allem Zuſammenhange mit dem religiöſen Bewußtſeyn geriſſen ſei, und die gute Abſicht, dieſen Grundfehler durch eignes Beiſpiel zu verbeſſern. Aber — man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt. Nichts kann eine gewiſſe Koketterie weniger vertragen, als die Religion. Dabei aber ſoll nicht geläugnet werden, daß Müllers Weltanſicht eine durchaus religiöſe war, und daß er von der Idee Gottes in allen Wiſſenſchaften lebendig durchdrungen war. Nur

forcirte er ſich zu ſehr, dieſe Weltanſicht zu predigen und auszubreiten; er ſuchte ſie auf alle ſpeciellen Verhältniſſe anzuwenden, und mußte durch ein ſolches gewaltſames Streben nothwendig willkührlich und unwahr werden.

Eine andere Idee, die häufig vorkommt, iſt die, daß die bürgerliche Ordnung der menſchlichen Verhältniſſe von Gott eingeſetzt ſey. Auch das wird Niemand beſtreiten. Allein, leider giebt Müller dieſer Idee nur eine einſeitige Anwendung und bezieht ſie häufig nur auf die Monarchie und auf die alten Feudalſtände. Aber wenn wir ihm gerne zugeben, daß dieſe und auch ſein Lieblingsreich, das Kaiſerthum Oeſterreich, ſicher von Gott ſtammen, ſo muß er uns doch auch nachlaſſen, daß wir die Republik, die moderne Repräſentativverfaſſung ꝛc. ebenfalls von einem ſo erhabenen Urſprunge ableiten. Wenn Müller darauf dringt, daß Regierer ſowohl wie Regierte immer mehr ſich bewußt ſein ſollten, daß ihre Stellung eine Stellung „von Gottes Gnaden" ſey, ſo ſtimmen wir überein, allein wir meinen, daß ſich ein Waſhington eben ſo ſeines Berufes „von Gottes Gnaden" bewußt ſeyn kann, wie der verſtorbene Kaiſer Franz von Oeſterreich, in deſſen aufrichtiger Verehrung wir uns mit Adam von Müller begegnen.

Ein anderer Charakterzug in Müllers Aufſätzen iſt ein großer Haß gegen den „Univerſalſtaat" und ein heilige Scheu vor Verletzung der Nationalität. Aber wenn wir hier im Allgemeinen ebenfalls nur beiſtimmen, ſo geht Müller doch zu weit, wenn er den Austauſch der Ideen und Empfindungen unter verſchiedenen Völkern nicht befördert wiſſen will, wenn er nicht anerkennt, daß ein Volk von dem andern zu lernen habe. Ein Volk kann ſeine Nationalität wohl beibehalten und tüchtig entwickeln, wenn es das Gute aller Völker benutzt, eben ſo wie der einzelne Menſch ſeine Individualität noch nicht aufgiebt, wenn er ſich nach frühern Muſtern und großen Charakteren ſelbſtſtändig bildet. Eine tüchtige Nationalität beſteht nicht darin, daß ſie

alle Nahrung von Außen her abſtößt, etwa wie China, ſondern daß ſie alle fremde Nahrung ſelbſtſtändig verdaut und zur eignen Geſtaltung zu benutzen weiß. Vollends lächerlich iſt die Behauptung, daß die Idee der Handelsfreiheit conſequent zum Univerſalſtaate führen müſſe. Wenn auch die Völker ihre Producte frei gegen einander austauſchen dürfen, ihre Sonne, ihre Alpen, ihre Ströme und Sandſteppen, ihre Abſtammung und ihre Geſchichte können ſie einander nicht verhandeln. Wie kann man auf der einen Seite ſolche Ehrerbietung vor der nationalen Individualität an den Tag legen und ſie auf der andern Seite ſo leichtfertig preisgeben, ſie ſo miſerabel begründet halten, daß ein freier, blos materieller Productenverkehr ſie aufheben könnte? Dieſer Widerſpruch beruht, wie ſo mancher andere bei Adam von Müller, auf einer bewußten oder unbewußten Unredlichkeit. Seine religiöſe Weltanſicht hatte ſich ſonderbar genug in die Idee des öſterreichiſchen Kaiſerthums incorporirt und auf dieſe Weiſe hatte er der Verwirklichung des Reiches Gottes ſehr enge und irdiſche Schranken gezogen. So wie der Koran ſagt, „Allah iſt Gott und Mahomet iſt ſein Prophet", ſo ſagte Müller — wenn auch nicht gerade ausdrücklich — „Gott iſt Gott, und Oeſterreich iſt ſein Muſterſtaat". Natürlich ſuchte er nun jede Inſtitution Oeſterreichs als unmittelbar göttliche zu vertheidigen und jede Idee, die nicht völlig damit congruirte, zu bekämpfen. Was würde Adam von Müller jetzt ſagen, wenn er ſähe, wie die Eiſenbahnen in Oeſterreich floriren und wie ſelbſt die ſtrenge Handelsſperre liberaleren Grundſätzen weichen muß? Er würde wahrſcheinlich ſeine Ideen über Handelsfreiheit modificiren, ſo wie ihm immer eine merkwürdige Elaſticität der Ueberzeugung zu Gebote ſtand, die je nach den Umſtänden ſich erweiterte oder verengerte; nur die Idee der unmittelbaren Göttlichkeit Oeſterreichs war ihm ein Axiom, wie die Idee vom Daſeyn Gottes. Nichts würde komiſcher geweſen ſeyn, wenn bei Lebzeiten Adam von Müllers

einmal eine Colliſion dieſer beiden Grundprincipe eingetreten wäre; wenn z. B. der Atheismus — was freilich nicht denkbar — bei der öſterreichiſchen Regierung Platz gegriffen hätte. Müller wäre dann in eine unendliche Verlegenheit gerathen, aus der ihm alle Gewandtheit nicht hätte heraushelfen können. Wen hätte er aufopfern ſollen? den lieben Gott oder die öſterreichiſche Regierung? Ein ſchweres Dilemma, denn beide hatte er ſich immer vereinigt gedacht. Schon Joſeph der Zweite iſt ihm eine ſchwer zu überwindende Schwierigkeit, die er freilich mit einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit und mit großer Elaſticität und Biegſamkeit, ſowohl der Ueberzeugung als der Sprache, zu löſen weiß. — Adam von Müller iſt ein glänzendes und verführeriſches Beiſpiel von jener Selbſttäuſchung, die Gott mit weltlichen Gegenſtänden identificirt; von jener unbewußten Verwechſelung und faſt unentwirrbaren Vermiſchung des Geiſtlichen mit Weltlichem, der Hauptlüge unſerer Zeit. Aber um gerecht zu ſeyn, müſſen wir zugeben, daß ſich dieſe ſataniſche Vermiſchung in ſeiner Individualität viel unbewußter, kindlicher und geiſtreicher geſtaltete, als bei ſeinen Nachfolgern, bei Herrn Jarke, bei den münchener politiſchen Wochenblättern, bei dem berliner Wochenblatte, bei den proteſtantiſchen Rationaliſten, und wie die momentanen zahlloſen Pfäffiſchkeiten, die Gott zum Aushängeſchilde ihrer weltlichen Zwecke machen, ſonſt heißen mögen.

Wahr und vortrefflich iſt es ferner, wenn Müller über die Sclaverei klagt, welche das Bedürfniß des täglichen Brotes und die unerſättliche Begierde nach bloßem Gelderwerb über die Menſchen heut zu Tage verhängt hat. Wer blos arbeitet, um nicht zu verhungern, der iſt ein Sclave ſeiner thieriſchen Bedürfniſſe; wer blos arbeitet, um Geld zu erwerben, der iſt ein Sclave ſeiner Begierden. Der bloße Lohn- und Geldarbeiter entbehrt eben ſo ſehr der wahren Freiheit, wie der, der zur Frohne gezwungen wird. Müller klagt, daß die Liebe zur Sache überall

entwichen, daß ſo wenige Menſchen einen wirklichen Beruf haben. Jedermann, ſagt er, geſteht zu, daß der Künſtler nicht allein des Geldes wegen arbeiten darf, wenn er etwas leiſten ſoll, ſondern aus freier Liebe; Jedermann geſteht zu, daß der höhere Staatsbeamte, der an der Spitze des Gemeinweſens ſteht, aus freiem Drange, aus innerer Ueberzeugung handeln muß. Warum wenden wir dieſen Grundſatz nicht auf alle menſchlichen Beſchäftigungen an? warum ſehen wir nicht ein, daß ein gewiſſes göttliches Berufsgefühl, ein gewiſſer Gemeinſinn alle menſchlichen Thätigkeiten durchdringen muß? Der bloße Egoismus allein, und wenn ihr alle äußern Schranken zerſchlaget, die ihn binden, wird nie den Menſchen frei machen, er wird ihn nur tiefer in ſittliche Unfreiheit ſtürzen.

Dieſe Seite der Müller'ſchen Werke, dieſes dringende und inſtändige Hervorheben jener Wahrheit, daß liberale Formen allein den Menſchen noch nicht frei und glücklich machen, halten wir für einen Hauptvorzug. Mit großer Beredſamkeit und Innigkeit kehrt er bei jeder Gelegenheit wieder darauf zurück. Und um dieſes durchgehenden Charakterzuges willen verdienten die Schriften allein ſchon eine neue Auflage; denn wenn Müller vor 25 Jahren ſchon mit ſo abſchreckenden Farben jenes Bild krampfhafter menſchlicher Thätigkeit, die aller höheren, ſittlichen Motive entbehrt, ausmalen konnte, um wie viel mehr iſt es jetzt an der Zeit, wo ſich offenbar dieſes Unweſen noch geſteigert und ſeine Spitze erreicht hat. Nicht nur die Handwerke, die Fabriken, der Handel, der Ackerbau ſind durch Noth und Geldſucht demoraliſirt, ſondern ſelbſt jene Thätigkeiten, die Müller noch ausnimmt. Der Staatsdienſt iſt zum Lohndienſte geworden, die Künſte, die Literatur ſpeculiren immer mehr nur allein auf Erwerb. Der Prediger kennt nur die Sporteln als Belohnung, der Advocat nur die Sporteln. Alles glaubt man mit Geld zwingen zu können; ſelbſt die Gefühle der Wohlthä-

tigkeit und der lebendigen Bruderliebe ſind erſtarrt und haben todten, geſetzlichen Geldleiſtungen Platz gemacht.

Aber ſo wahr jene Rügen ſind, ſo ſchielend ſind die Mittel dagegen, auf die Müller hindeutet. Es iſt dieſes wieder das alte Lied, Rückkehr zu den alten Feudalverhältniſſen.

Wer möchte läugnen, daß die Zünfte einſt jene moraliſchen und religiöſen Motive in ſich ſchloſſen und förderten, die wir jetzt bei den Handwerken vermiſſen? Die Zünfte bildeten ſittliche Gemeinweſen, wodurch der Einzelne gefördert und gehoben wurde; ſie waren für den beſondern Beruf und für das ganze Publikum gleich wohlthätig. Fleiß, Wetteifer, Ehre, Sittlichkeit, Religion wurden durch ſie gefördert, der ſchwache Einzelne wurde durch den Verein geſtärkt und zu einer ſittlichen und techniſchen Höhe gehoben, die der Iſolirte nie erreicht hätte. Aber alle dieſe trefflichen Wirkungen waren längſt verſchwunden, als die Zünfte noch immer fortbeſtanden; der Geiſt der Sittlichkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und Ehrenhaftigkeit war längſt entwichen und hatte der Trägheit, dem Egoismus, der Unrechtlichkeit Raum gemacht. Niemand wurde mehr durch ſie gefördert, weder der Zunftgenoſſe ſelbſt, der zu nichts weniger, als zu friſchem, moraliſchem Streben erzogen wurde, ſondern durch die Zunft erſt recht in rohem, egoiſtiſchem Stabilismus ſich feſtſetzte, noch das Publikum, was in demſelben Maaße durch die Zünfte gedrückt und zur Selbſtſucht und Geldſucht demoraliſirt wurde, als es früher einen lebendigen, geiſtigen Impuls von ihnen empfangen hatte. Daß die Zünfte ihr eignes moraliſches Verderben nicht ſelbſt erkannten und ſich dem Publikum feindlich gegenüber noch zu halten ſuchten, das eben iſt ein Zeichen von ihrer gänzlichen Verſunkenheit; es iſt eben ein ſchönes, ewiges Geſetz in der Ordnung der menſchlichen Dinge, daß ein Sonder-Intereſſe auf Koſten des allgemeinen Intereſſes nie gedeihen kann, ſondern daß beide ſtets Hand in Hand mit einander gehen, vereinigt blühen und abſterben müſſen.

Eben so hat Müller Recht, wenn er den jetzigen Landbau, wie er durch Tagelöhner betrieben wird, mit einer Sclavenwirthschaft vergleicht. Der Tagelöhner, der durch keine Bande der Pietät an seinen heutigen Pachter gebunden ist, thut nicht mehr, als er muß, um sein Geld einstreichen zu können. Auf alle mögliche Weise sucht er seine Pflicht zu umgehen; sobald der Verwalter sein Auge wegwendet, steht er still. Das Verhältniß der Dienenden zwischen den Befehlenden ist blos auf Furcht und Mißtrauen gegründet; es ist roh und unsittlich. Noch heute gilt der für den besten Verwalter, der am besten fluchen kann und seinen Stock zu gebrauchen weiß. Das gänzliche Unerquickliche und zur Verzweiflung Bringende eines solchen Verhältnisses, bei dem alle höheren menschlichen Sympathieen wegfallen, kennt der Referent aus eigner Erfahrung, indem er selbst sieben Jahre als Verwalter fungirt hat.

Aber in den Gegenden, wo statt freier Tagelöhner noch Frohndienste existiren, hat die Abscheulichkeit ihren höchsten Grad erreicht. Man kann sich keinen Begriff von der Böswilligkeit solcher Fröhner machen. Sie machen absichtlich jede Arbeit schlecht, selbst wenn sie mit weniger Mühe sie besser machen könnten; sie frieren lieber, als daß sie durch mäßige Arbeit ihr Blut erwärmen sollten. Bei den Naturallieferungen, die Müller so sehr anpreist, ist es eben so; auf Hintergehung und Betrug ist das Verhältniß gegründet. Sicher bekommt der Gutsherr mehr Trespe als Roggen und, wenn es angeht, immer die kleinsten Garben von den Zehnten, weshalb denn vernünftige Gutsherren dort, wo keine Ablösung stattfindet, ihr Zinskorn, ihre Zehnten und Frohnden längst in baare Geldpächte umgewandelt haben. Und von der Rückkehr zu solchen unmoralischen Verhältnissen erwartet Müller eine neue sittliche und religiöse Basis der menschlichen Societät, ein Aufblühen des Reiches Gottes!

Es iſt eine ſchlimme und oft abſichtliche Verwechſelung, wenn man behauptet, daß die ſogenannten liberalen Ideen die Feudalverhältniſſe geſtürzt hätten. Aus der Verderbniß der Feudalverhältniſſe ſind die liberalen Ideen entſprungen; der allgemeine Nothſchrei der Menſchheit, das ſittliche Bedürfniß, was in ihnen ſeine Rettung zu finden hoffte, hat ſie hervorgerufen.

Die liberalen Ideen ſind es nicht, welche den Adel nach Paris reiſen ließen; welche ihn dort franzöſiſchen Luxus und Sittenverderbniß ſich holen ließen; welche ihn zwangen, ſeine Zeit in den Reſidenzen zu vergeuden, ſtatt wie früher wie ein Patriarch unter ſeinen Unterthanen zu ſitzen. Die liberalen Ideen ſind es nicht, welche ihn zwangen, ſeine Güter mit Schulden zu überhäufen, ſie an hartherzige und gewinnſüchtige Pächter zu überlaſſen; mit einem Worte, die liberalen Ideen ſind es nicht, die das Sittliche und Schöne in den mittelalterlichen Verhältniſſen getödtet haben. Adel, Zünfte haben ſich einzig und allein ſelbſt getödtet; ihr eigentliches Weſen, ihre ſittliche Bedeutung, war längſt dahin, bevor die liberalen Ideen ſich gegen ſie erklärten. Der Geiſt war entflohen, und ſo wenig je die abgeſchiedene Seele in ihren früheren Körper zurückkehrt, ſo wenig können die höheren Ideen des Zuſammenlebens der Menſchen wieder in dem Cadaver des Mittelalters ihre Wohnung von Neuem aufſchlagen. Es iſt der Geiſt, der ſich ſeinen Körper bildet; Adam von Müller aber und das berliner Wochenblatt halten einen todten Körper uns vor und meinen den Geiſt dahinein fangen zu können, gleichwie Peter Schlemiehl, der hinter einem fremden Schatten herläuft und wähnt, nur darauf treten zu dürfen, um ihn an ſich bannen zu können.

Das Irrthümliche in dieſer Auffaſſung iſt, daß es dieſen Herren, die die Religion beſtändig im Munde führen, eben an warmer Religioſität fehlt. Es fehlt ihnen die Hoffnung, das Vertrauen auf die Vorſehung. Hätten ſie mehr Hoffnung, ſo

würden ſie unſere Zeit als eine Uebungsperiode betrachten und würden ſich derſelben freuen, gleichwie der Vater ſich über die Bengelhaftigkeit ſeines Sohnes in den Entwickelungsjahren nicht ärgert, wiewohl derſelbe die Reize und die vollkommene Organiſation der Kindheit verloren hat. Man kann die Mängel der Zeit einſehen und tief empfinden, ohne ſie zu verfluchen, ohne nach einer entſchwundenen albern und gotteslästerlich zu jammern. Je mehr der Einzelne das Unmoraliſche und Charakterloſe, das Liebeleere und Unerquickliche unſerer heutigen Verhältniſſe einſieht, deſto mehr ſoll er die Hoffnung auf eine ſich bildende Zukunft hegen und pflegen, und deſto raſtloſer ſoll er mit ſeinen ſchwachen Kräften dafür zu wirken ſuchen. Aber auf den Geiſt, auf die Geſinnung ſoll er ſein Augenmerk richten; er ſoll in geiſtige Verbrüderungen eintreten, da die formellen Corporationen zuſammengebrochen ſind, und ſeine Phantaſie ſoll nicht ſo engherzig und ſo verbildet ſeyn, daß er ſich nur den Schemen einer früheren Zeit als Normalmaaß für alles Gute vorſtellen kann. Frömmigkeit und Gemeinſinn, Kunſt und Wiſſenſchaft, Treue und Vaterlandsliebe können wohl noch in andern Formen gedeihen, wie in den bis jetzt bekannten; durch eine ſclaviſche Nachahmungsſucht wird der Zeit kein Heil werden, ſondern nur durch freie Liebe und freies Gewiſſen; der künftige Leib wird da ſeyn, ehe wir es meinen, wenn wir nur Alle treu und ehrlich am Geiſte arbeiten und bilden.

Uebrigens erfordert es die Gerechtigkeit, zu bekennen, daß Müller in ſeinem am ſpäteſten geſchriebenen Aufſatze, in der Kritik der Albert'ſchen Antheilwirthſchaften, von ſeinen mittelalterlichen Ideen zurückgekommen iſt und den lebendigen Glauben an eine beſſere Zukunft in veränderter Geſtalt ausſpricht. Er giebt darin die frühern mittelalterlichen Corporationen preis, und ſetzt ſeine Hoffnung auf neu zu bildende freie Vereine, die allmählig der Unmoralität Herr werden, und in das Chaos egoiſtiſcher Intereſſen eine freie Organiſation der Liebe bringen

würden. Das freudige Anerkenntniß der Albert'ſchen Idee, die, auf ganz moderne Grundlage gebaut, aus der Bewirthſchaftung eines Gutes wieder ein organiſches Gemeinweſen ſchaffen wollte, wo der Vortheil des Einzelnen mit dem des Ganzen Hand in Hand ging, beweiſt, daß es Adam von Müller wirklich um das Ewige und Göttliche hier auf der Erde zu thun war, und daß es nur eine Beſchränktheit ſeiner Phantaſie war, wenn er dieſes für unzertrennlich von früheren Formen hielt. Kaum wurde ihm von genialer Hand etwas Neues vorgehalten, worin er die Möglichkeit der Verkörperung ſeiner Ideen ſah, ſo ging er freudig darauf ein.

Blumen von der Saale.

Epiſches und Lyriſches

von

Friedrich Wegemann.

Jena, auf Koſten des Verfaſſers; in Commiſſion der Branſchen Buchhandlung. 1828.

Wenn Referent ſeine Landsleute auf dieſes Buch aufmerkſam zu machen und daſſelbe einer unverdienten Vergeſſenheit zu entreißen verſucht, ſo erfüllt er dadurch ein längſt gehegtes Herzensbedürfniß. Mag es ſeyn, daß ſeine Freundſchaft und innige Liebe zu dem verſtorbenen Verfaſſer ihn den dichteriſchen Werth deſſelben überſchätzen läßt, dennoch kann er ſich von der Ueberzeugung nicht losſagen, daß derſelbe auf alle Fälle es verdient, auch in der Meinung des Volkes in die Zahl der ächten deutſchen Sänger mit aufgenommen zu werden.

Ich lernte Friedrich Begemann im Winter 1824 in Marburg kennen. Damals blühten auf den Univerſitäten die unter dem Namen der Burſchenſchaft bekannten Verbindungen. Auf einigen Hochſchulen ſchon verboten und ſtrenge verfolgt, wurden ſie doch auf andern noch geduldet, wenn auch nicht dem Namen, doch der Wirklichkeit nach, und mit vollem Rechte, denn die patriotiſche Begeiſterung, die in jenen Verbindungen lebte, hatte die Schranken der Idee noch nicht verlaſſen und einer verwegenen Selbſtüberſchätzung, einem frevelhaften Eingreifen in die Wirklichkeit noch nicht Raum gegeben. Marburg gehörte zu dieſen Univerſitäten.

Als ich eines Abends in die „Kneipe" trat — ſo heißt bekanntlich der Kunſtausdruck für den Ort, wo Abends ſich das Studentenleben concentrirt, ein Ort, für den Referent ſtets eine vielleicht zu ſtarke Vorliebe hegte — fand ich noch Alles leer und einſam. Nur ein einzelner Gaſt ſaß an einer der langen Tafeln, den ich alsbald für einen Fremden erkannte. Sein Anzug war etwas unſcheinbar; er trug einen zerriſſenen,

ich noch fort und fort mit ihm, und wenn ich mich siegend durch dieses Erdenleben durchkämpfe, so muß sein Bild lebendig in mir bleiben. Sollte es je in mir sterben, so ist auch meine bessere Psyche gestorben.

Wir kennen nicht das Verhältniß der Todten zu den Ueberlebenden. Giebt es ein solches, so ist es mir eine süße Genugthuung, daß Begemann jetzt lächelnd in meine Seele hineinblickt, daß er es weiß, wie ich ihn liebe und mit ihm lebe.

Von Erlangen ging Begemann nach Jena. Hier scheinen doch einige trübe Wolken seine Stimmung dann und wann verdüstert zu haben. Er war von Natur sehr schwach; in Jena scheint er kränklich geworden zu seyn. Dazu kam eigentlicher Mangel. Schon in Marburg war er in dürftigen Umständen. Auf meine Frage nach dem Zustande seiner Finanzen antwortete er mir, er wisse überhaupt nicht, ob er noch Geld von Hause zu erwarten habe. Das beunruhigte ihn jedoch gar nicht; das Nothwendige zu seinem Lebensunterhalte, meinte er, würde er leicht erschreiben können. Auch wendete er sich an einen Buchhändler, mit dem Vorschlage, Holbergs Lustspiele zu übersetzen. Er wußte freilich kein Wort dänisch, meinte aber, das würde er schon lernen, wenn nur der Buchhändler einschlüge. Der Buchhändler freilich lehnte den Vorschlag ab, dagegen kam Geld von Hause, so daß er von Marburg nach Erlangen reisen konnte. Er hatte während des ganzen halben Jahres nur siebenzig Thaler gebraucht, so bescheiden waren seine Ansprüche an das sinnliche Leben.

In Jena aber scheinen die Unterstützungen von Hause aus ganz aufgehört zu haben. Er lebte größtentheils von der Unterstützung der Commilitonen. Bei seiner kindlichen Harmlosigkeit war ein solches Verhältniß nicht drückend. Gern und ohne Zögern nahm er das gern Gegebene. Ein Freund aus Holstein überließ ihm während eines ganzen Winters sein Bett und schlief selbst auf dem Sopha. Andere unterstützten ihn

auf andere Weiſe. Doch erwuchſen ihm ſpäter manche Kränkungen aus dieſen Verhältniſſen. Einige unberufene Freunde hielten dafür, man müſſe den Armen zum Examen zwingen und zwar durch Entziehung einzelner Bequemlichkeiten, auch wohl durch Spott. Alsdann ſoll er in krankhafte Heftigkeit gerathen ſeyn, in einen Zuſtand, wie ich ihn nie an ihm gekannt. Wahrſcheinlich trug er damals ſchon den Keim des Todes in ſich.

Doch waren auch Freunde da, die weniger roh mit ihm verfuhren und die ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie ihm eine Freude machen konnten. So z. B. wurde er einmal auf die freundlichſte Weiſe überraſcht. Er beſaß nur eine alte Pfeife, die an manchen Stellen mit Siegellack geflickt und reparirt war. Seine Freunde beſtellten nun heimlich ein prächtiges, anſehnliches Inſtrument. Auf dem Kopfe prangte der Cherusker Hermann, ſein Lieblingsheld. Auf dem ſchwarz-roth-goldenen Schilde, den Farben der Burſchenſchaft, waren eine Menge patriotiſcher Embleme angebracht. Unten ſtanden die Worte Luthers: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn", eines der Lieblingsſprüche Begemanns. Kurz Alles war nach ſeinen kleinen Liebhabereien berechnet. Als ſie nun wieder einmal Kaffee trinken, ziehen ſie ihm leiſe ſeine alte Pfeife aus der Taſche, ſtecken die neue hinein und fragen ihn dann, ob er nicht rauchen wolle. Er greift in die Taſche und man kann ſeine Freude ſich denken, als er die Metamorphoſe ſeiner Pfeife erblickt.

Ich habe nie Jemand gekannt, der ſo wenig die Kunſt verſtand, dem großen Haufen zu imponiren, wie Begemann. Vor der Mehrzahl erſchien er nicht nur unbedeutend, ſondern ſogar läppiſch, ſo daß Mancher, der nicht werth war, ihm die Schuhriemen aufzulöſen, ſich allerlei unpaſſende Späße über ihn erlaubte. Wir Alle erlernen allmählig die Kunſt, unſerm inneren

Selbſtgefühle auch nach Außen Form und Geſtalt zu geben. Das innere Uebergewicht, was wir über den Pöbel haben, wiſſen wir auch nach Außen geltend zu machen. Es iſt dieſes eine Kunſt, die dem jugendlichen, liebevollen Gemüthe anfangs ſchwer fällt, die aber das Leben einmal erheiſcht. Wohl Dem, der nicht darüber hinausgeht, und nicht mehr Anſprüche repräſentirt, als ſein innerer Reichthum mit Recht fordern kann. Begemann hat dieſe Kunſt nie begriffen; es lag nicht die geringſte Anforderung dazu in ſeiner Geſinnung. Er beſaß zu wenig Egoismus; ich glaube, es iſt ihm nie der Gedanke gekommen, ſich mit Andern zu vergleichen. Er ließ ſich immer ganz ſorglos gehen, gleichviel mit wem er zu thun hatte; er warf die Perlen vor die Säue, unbekümmert, ob ſie aufgeleſen oder in den Koth getreten wurden. Seine Freunde hielten ihn in der öffentlichen Meinung, ließen etwas von ihrer äußeren Stellung auf ihn überfließen. Fehlten dieſe, ſo konnte manche gallbittere Kränkung dem Gutmüthigen nicht entgehen, und das ſcheint in Jena in der letzten Zeit der Fall geweſen zu ſeyn. Begemann beſaß keinen Stolz; er kannte nur Demuth gegen Gott und hingebende Liebe zu den Menſchen.

Im Jahre 1828 machte er endlich ſein Doctor-Examen. Er war mit der Abſicht, Theologie zu ſtudiren, auf die Univerſität gekommen, und gewiß gab es Wenige, die mit der Bibel ſo vertraut waren, als er. Allein der Dogmatik mit ihren Spitzfindigkeiten wußte er nie Geſchmack abzugewinnen. Er fand nur Liebe und Poeſie in der Bibel. Wie eine Lerche ſchwang ſich ſein frommer Geiſt jubelnd über alle Verſtandesſtreitigkeiten der am Boden kriechenden Menſchheit auf; er ſah keine Controverſen, keine Widerſprüche; wenigſtens wogen ſie federleicht gegen die ſiegende Offenbarung Gottes in ſeiner Bruſt. Auch das alte Teſtament las er mit Entzücken, und in dieſem vor Allem das Buch Hiob. Ueber dieſes Gedicht ſchrieb er auch ſeine Diſſertation.

Um die Koſten ſeiner Promotion zu decken, gab er nun das oben angeführte Buch, „Blumen von der Saale", heraus. Sämmtliche Burſchenſchafter in Jena pränumerirten darauf, und ſo war er im Stande, es auf eigene Koſten drucken zu laſſen. Kurz darauf verließ er, krank und matt, Jena, um ſeiner geliebten Heimath, Detmold, zuzuwandern. Er hatte gehört, daß ich im Heſſiſchen auf dem kleinen Gute eines Freundes lebte. Um mich wiederzuſehen, machte er, den Ranzen auf dem Rücken, omnia sua secum portans, einen nicht unbedeutenden Umweg. Als er ankam, war ich ſeit zwei Tagen ſchon fortgereiſt. Wir ſollten uns nicht wiederſehen.

Kurz darauf erhielt ich die Nachricht ſeines Todes. Er war an der Auszehrung geſtorben. War ihm auch vielleicht überhaupt keine lange Lebensdauer beſtimmt, ſo haben doch Noth und Mangel ſeinen Tod gewiß ſehr verfrüht. Jenenſiſche Studentenkoſt iſt wohl überhaupt keine Nahrung, die die Kräfte eines Schwindſüchtigen aufrecht erhalten kann; um ſo weniger, wenn ſie mangelhaft und unordentlich verabreicht wird.

Mit dem Tode Begemanns ſchwand mir eine der liebſten Lebenshoffnungen. Damals Oekonom, malte ich mir oft aus, wie ich leben wolle, wenn ich erſt eine eigne Landwirthſchaft, einen eignen Heerd beſäße. Dann wollte ich Begemann zu mir rufen, ihm ein kleines freundliches Zimmer einräumen und zu ihm ſagen: „Hier lies und dichte nach Herzensluſt; kümmere Dich nicht ferner um die Sorgen des Lebens, die nicht für Dich gemacht ſind. Bleibe bei mir Dein Lebelang." Wie oft hatte ich mich dieſem freundlichen Gedanken hingegeben!

Ich muß meine Leſer um Entſchuldigung bitten über die Weitläufigkeit, mit der ich über eine Perſönlichkeit berichte, die ihnen wahrſcheinlich ganz unbekannt iſt. Ich hoffe, daß die poetiſchen Bruchſtücke von Begemann, die ich nachfolgen laſſe,

ich noch fort und fort mit ihm, und wenn ich mich siegend durch dieses Erdenleben durchkämpfe, so muß sein Bild lebendig in mir bleiben. Sollte es je in mir sterben, so ist auch meine bessere Psyche gestorben.

Wir kennen nicht das Verhältniß der Todten zu den Ueberlebenden. Giebt es ein solches, so ist es mir eine süße Genugthuung, daß Begemann jetzt lächelnd in meine Seele hineinblickt, daß er es weiß, wie ich ihn liebe und mit ihm lebe.

Von Erlangen ging Begemann nach Jena. Hier scheinen doch einige trübe Wolken seine Stimmung dann und wann verdüstert zu haben. Er war von Natur sehr schwach; in Jena scheint er kränklich geworden zu seyn. Dazu kam eigentlicher Mangel. Schon in Marburg war er in dürftigen Umständen. Auf meine Frage nach dem Zustande seiner Finanzen antwortete er mir, er wisse überhaupt nicht, ob er noch Geld von Hause zu erwarten habe. Das beunruhigte ihn jedoch gar nicht; das Nothwendige zu seinem Lebensunterhalte, meinte er, würde er leicht erschreiben können. Auch wendete er sich an einen Buchhändler, mit dem Vorschlage, Holbergs Lustspiele zu übersetzen. Er wußte freilich kein Wort dänisch, meinte aber, das würde er schon lernen, wenn nur der Buchhändler einschlüge. Der Buchhändler freilich lehnte den Vorschlag ab, dagegen kam Geld von Hause, so daß er von Marburg nach Erlangen reisen konnte. Er hatte während des ganzen halben Jahres nur siebenzig Thaler gebraucht, so bescheiden waren seine Ansprüche an das sinnliche Leben.

In Jena aber scheinen die Unterstützungen von Hause aus ganz aufgehört zu haben. Er lebte größtentheils von der Unterstützung der Commilitonen. Bei seiner kindlichen Harmlosigkeit war ein solches Verhältniß nicht drückend. Gern und ohne Zögern nahm er das gern Gegebene. Ein Freund aus Holstein überließ ihm während eines ganzen Winters sein Bett und schlief selbst auf dem Sopha. Andere unterstützten ihn

auf andere Weiſe. Doch erwuchſen ihm ſpäter manche Kränkungen aus dieſen Verhältniſſen. Einige unberufene Freunde hielten dafür, man müſſe den Armen zum Examen zwingen und zwar durch Entziehung einzelner Bequemlichkeiten, auch wohl durch Spott. Alsdann ſoll er in krankhafte Heftigkeit gerathen ſeyn, in einen Zuſtand, wie ich ihn nie an ihm gekannt. Wahrſcheinlich trug er damals ſchon den Keim des Todes in ſich.

Doch waren auch Freunde da, die weniger roh mit ihm verfuhren und die ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie ihm eine Freude machen konnten. So z. B. wurde er einmal auf die freundlichſte Weiſe überraſcht. Er beſaß nur eine alte Pfeife, die an manchen Stellen mit Siegellack geflickt und reparirt war. Seine Freunde beſtellten nun heimlich ein prächtiges, anſehnliches Inſtrument. Auf dem Kopfe prangte der Cherusker Hermann, ſein Lieblingsheld. Auf dem ſchwarz-roth-goldenen Schilde, den Farben der Burſchenſchaft, waren eine Menge patriotiſcher Embleme angebracht. Unten ſtanden die Worte Luthers: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn", eines der Lieblingsſprüche Begemanns. Kurz Alles war nach ſeinen kleinen Liebhabereien berechnet. Als ſie nun wieder einmal Kaffee trinken, ziehen ſie ihm leiſe ſeine alte Pfeife aus der Taſche, ſtecken die neue hinein und fragen ihn dann, ob er nicht rauchen wolle. Er greift in die Taſche und man kann ſeine Freude ſich denken, als er die Metamorphoſe ſeiner Pfeife erblickt.

Ich habe nie Jemand gekannt, der ſo wenig die Kunſt verſtand, dem großen Haufen zu imponiren, wie Begemann. Vor der Mehrzahl erſchien er nicht nur unbedeutend, ſondern ſogar läppiſch, ſo daß Mancher, der nicht werth war, ihm die Schuhriemen aufzulöſen, ſich allerlei unpaſſende Späße über ihn erlaubte. Wir Alle erlernen allmählig die Kunſt, unſerm inneren

Selbſtgefühle auch nach Außen Form und Geſtalt zu geben. Das innere Uebergewicht, was wir über den Pöbel haben, wiſſen wir auch nach Außen geltend zu machen. Es iſt dieſes eine Kunſt, die dem jugendlichen, liebevollen Gemüthe anfangs ſchwer fällt, die aber das Leben einmal erheiſcht. Wohl Dem, der nicht darüber hinausgeht, und nicht mehr Anſprüche repräſentirt, als ſein innerer Reichthum mit Recht fordern kann. Begemann hat dieſe Kunſt nie begriffen; es lag nicht die geringſte Anforderung dazu in ſeiner Geſinnung. Er beſaß zu wenig Egoismus; ich glaube, es iſt ihm nie der Gedanke gekommen, ſich mit Andern zu vergleichen. Er ließ ſich immer ganz ſorglos gehen, gleichviel mit wem er zu thun hatte; er warf die Perlen vor die Säue, unbekümmert, ob ſie aufgeleſen oder in den Koth getreten wurden. Seine Freunde hielten ihn in der öffentlichen Meinung, ließen etwas von ihrer äußeren Stellung auf ihn überfließen. Fehlten dieſe, ſo konnte manche gallbittere Kränkung dem Gutmüthigen nicht entgehen, und das ſcheint in Jena in der letzten Zeit der Fall geweſen zu ſeyn. Begemann beſaß keinen Stolz; er kannte nur Demuth gegen Gott und hingebende Liebe zu den Menſchen.

Im Jahre 1828 machte er endlich ſein Doctor-Examen. Er war mit der Abſicht, Theologie zu ſtudiren, auf die Univerſität gekommen, und gewiß gab es Wenige, die mit der Bibel ſo vertraut waren, als er. Allein der Dogmatik mit ihren Spitzfindigkeiten wußte er nie Geſchmack abzugewinnen. Er fand nur Liebe und Poeſie in der Bibel. Wie eine Lerche ſchwang ſich ſein frommer Geiſt jubelnd über alle Verſtandesſtreitigkeiten der am Boden kriechenden Menſchheit auf; er ſah keine Controverſen, keine Widerſprüche; wenigſtens wogen ſie federleicht gegen die ſiegende Offenbarung Gottes in ſeiner Bruſt. Auch das alte Teſtament las er mit Entzücken, und in dieſem vor Allem das Buch Hiob. Ueber dieſes Gedicht ſchrieb er auch ſeine Diſſertation.

Um die Koſten ſeiner Promotion zu decken, gab er nun das oben angeführte Buch, „Blumen von der Saale", heraus. Sämmtliche Burſchenſchafter in Jena pränumerirten darauf, und ſo war er im Stande, es auf eigene Koſten drucken zu laſſen. Kurz darauf verließ er, krank und matt, Jena, um ſeiner geliebten Heimath, Detmold, zuzuwandern. Er hatte gehört, daß ich im Heſſiſchen auf dem kleinen Gute eines Freundes lebte. Um mich wiederzuſehen, machte er, den Ranzen auf dem Rücken, omnia sua secum portans, einen nicht unbedeutenden Umweg. Als er ankam, war ich ſeit zwei Tagen ſchon fortgereiſt. Wir ſollten uns nicht wiederſehen.

Kurz darauf erhielt ich die Nachricht ſeines Todes. Er war an der Auszehrung geſtorben. War ihm auch vielleicht überhaupt keine lange Lebensdauer beſtimmt, ſo haben doch Noth und Mangel ſeinen Tod gewiß ſehr verfrüht. Jenenſiſche Studentenkoſt iſt wohl überhaupt keine Nahrung, die die Kräfte eines Schwindſüchtigen aufrecht erhalten kann; um ſo weniger, wenn ſie mangelhaft und unordentlich verabreicht wird.

Mit dem Tode Begemanns ſchwand mir eine der liebſten Lebenshoffnungen. Damals Oekonom, malte ich mir oft aus, wie ich leben wolle, wenn ich erſt eine eigne Landwirthſchaft, einen eignen Heerd beſäße. Dann wollte ich Begemann zu mir rufen, ihm ein kleines freundliches Zimmer einräumen und zu ihm ſagen: „Hier lies und dichte nach Herzensluſt; kümmere Dich nicht ferner um die Sorgen des Lebens, die nicht für Dich gemacht ſind. Bleibe bei mir Dein Lebelang." Wie oft hatte ich mich dieſem freundlichen Gedanken hingegeben!

Ich muß meine Leſer um Entſchuldigung bitten über die Weitläufigkeit, mit der ich über eine Perſönlichkeit berichte, die ihnen wahrſcheinlich ganz unbekannt iſt. Ich hoffe, daß die poetiſchen Bruchſtücke von Begemann, die ich nachfolgen laſſe,

meine Rechtfertigung seyn werden. Zuvor noch einige Worte über ihn selbst.

Ein Hauptzug seines Charakters war seine innige Vaterlandsliebe. Aber sie war nicht jene phantastische Einbildung, die sich blos an diesem Worte erhitzt und sich zu dunkler Schwärmerei hinaufsteigert, die den Römern nachäffen will; nicht jene demagogische Lust, entstanden aus dem unruhigen, dunkeln Drange nach Thaten und Ruhm, die kürzlich so manchen Jüngling ins Verderben gestürzt hat, und die man nur aus Mißverständniß mit dem heiligen Namen „Patriotismus" benennen kann. Nein, seine Vaterlandsliebe beruhte auf der tiefsten Verwandtschaft mit seinem Volke, auf dem innigsten Verstehen desselben; sie war von jener wahren, gesunden Art, ohne welche ich mir fast keinen edlen deutschen Charakter denken kann, aber unendlich reicher wie gewöhnlich. Sein Gemüth entzückte sich an allen Lebensäußerungen der Deutschen, vom ersten Beginn ihrer Geschichte an bis auf die heutige Zeit. Dem Gleichgültigsten wußte er eine tiefe Deutung, eine Schönheit abzugewinnen. Er lauschte nach jeder Sage, sein Geist arbeitete rastlos, sie zu verstehen und zu vervollständigen. Die Nibelungen wußte er auswendig. Selbst in dem heutigen Leben der untern Volksstände, wo wir nur ausgebrannte, todte Schlacken sehen, wußte er noch goldene, poetische Erzstufen zu finden. Es war ihm ein Genuß, sich mit Bürger und Bauer zu unterhalten; aus alltäglichen Redensarten wußte er noch manchen tiefern Sinn herauszufinden. Jeder eigenthümliche Ausdruck setzte ihn in Bewegung, und er suchte seine Entstehung zu erforschen. Ein noch nicht gehörtes Sprichwort beschäftigte ihn Tage lang. Wie gesagt, er verehrte die Nibelungen, aber er lachte auch herzlich über den Eulenspiegel. Wo Andere nur Zerrissenheit, Abgestorbenheit, ohnmächtige Bestrebungen entdecken konnten, da schaute er eine eng verbundene, harmonische Kette poetischer

Lebensäußerung. Niemand freute ſich wie er an ſeinem Volke. Er blickte mit Seherblick in die innerſte Lebenswerkſtatt deſſelben. Ob ſeinem entzückten Auge zuweilen eine Fata morgana ſtatt der Wirklichkeit erſchien? ich weiß es nicht. Aber ich glaube an den Genius der Liebe, der ſchärfer ſieht und tiefer eindringt in das Weſen der Dinge, als mein kurzſichtiger Blick.

Dieſe innige Verwandtſchaft mit ſeinem Volke macht auch einen Theil ſeines Dichterverdienſtes aus. Er war Volksdichter im ſchönſten Sinne des Wortes. Vielleicht iſt ſein Tod ein unerſetzlicher Verluſt für Deutſchland geweſen. Der Leſer möge ſelber urtheilen. Die „Blumen von der Saale" enthalten „das Bruchſtück einer Mähr in fünf Büchern", und zwar die erſten fünf Geſänge des erſten Buches.

Der erſte Geſang, „die Bielshöhle", beginnt folgendermaßen:

Es geht von Mund zu Munde ein' alte Wundermähr;
Einfach beginnt die Kunde, und endet groß und hehr;
Und wie ſich weit und weiter enthüllt des Bildes Pracht,
Erhebt ſie und macht heiter wie eine ſtille Mondſcheinnacht,

Wo Alles glanzumſäumet vor unſrer Seele liegt,
Man geht dahin und träumet in Bilder ſüß gewiegt,
Man ſchreitet durch Thal und Wieſen und Wald und Felſen leicht,
Sieht Zauber, Zwerg und Rieſen; — man naht, und die Verwandlung fleucht.

Da werden die Rieſen — Bäume, ein Stamm der Zaubergraus.
Wir lächeln der luftigen Träume, und nehmen das Unſre draus:
Wir ſehn das wahre Leben wohl durch des Nebels Flor;
Aus Schleier und Geweben ſchaut doch die Leibesgeſtalt hervor. —

Wie ſchön und bezeichnend iſt hier der Charakter des Mährchens geſchildert.

Sodann wird erzählt, wie der Verfaſſer mit einem alten Bergmann die Bielshöhle befahren. Die Schilderung der Höhle iſt vortrefflich. Als ſie ans Ende gelangen, erzählte der alte Führer, wie ein Vorfahr von ihm noch weiter in den Berg hineingedrungen und eine zweite Höhle, die Baumannshöhle, entdeckt habe.

„Wohl kennt die Sage den alten Entdecker Baumann noch:
„Der konnte ſich nicht halten, als er die Schluften durchkroch,
„Und dieſe Höhl' erſchaute, daß er ſie nicht erkunde;
„Und da's ihn immer graute, ſo ſtieg er auch hinein zur Stunde.

„Und iſt herumgebahnet darin der Tage drei,
„Und Niemand hat geahnet, wo er ſo lange ſey.
„Schon ſegneten ſeine Seele ſein Weib und Kind beklommen;
„Da kroch er aus jener Höhle zurück, die ſeinen Namen bekommen.

„Und ſank ermattet nieder, und ſah des Todes Pforten;
„Doch eh ſich löſten die Glieder, hat er in kurzen Worten
„Noch dieſes hinterlaſſen, was ich euch ſagen will,
„Und fuhr dann ſeine Straßen, von Alt und Jung beklaget viel.

„„Nach vier und zwanzig Stunden, die ich geſtiegen war,
„„Oft kriechend mich durchgewunden in Leibes- und Lebensgefahr,
„„Da ſah ich den Pfad ſich beſſern, und ſchaut' ein leuchtend Ziel,
„„Und fand in goldnen Schlöſſern den alten Bergesfürſten Biel.

„„Hell ſchien die unendliche Höhle, erbaut von blauem Saffir.
„„Nicht ſteinern waren die Säle, nein demantſchimmernd hier!
„„Hoch hoben ſich die Bronnen im Regenbogenprangen,
„„Und wie am Strahl der Sonnen ſah ich das Obſt an Bäumen hangen.

„„Wie Flur des Paradieſes war Alles anzuſchauen.
„„Ich ſahe alles Dieſes, und mehr noch, ohne Grauen.
„„Da ſprach der Fürſt der Geiſter, und lachte dazu daß:
„„Glückauf! mein kühner Meiſter! Ich ſehe, dir behaget das! —

„„Wohl mögt Glück auf! ihr grüßen; denn nie war jemals mir
„„Das Glück ſo auf den Füßen, als eben heute hier!
„„Herr König! hab' ich geſaget: wenn dreiſt ich reden ſoll,
„„Wie mir das Alles behaget, ſo muß ich ſagen: trefflich wohl!

„„Drauf macht' ich einen Beuger, und er trat näher her,
„„Und ſprach: Kühnſter der Steiger! Was iſt hier dein Begehr? —
„„Ich ſprach: Herr! halten's zu Gnaden: gar nichts iſt mein Begehr;
„„Ich geh' auf verborgenen Pfaden nur ſo aus innerm Trieb umher!

„„Ich habe von Knabenjahren ſo einen Drang geſpürt,
„„Zu forſchen und zu erfahren, wie ſich's dadrunten regiert,
„„Und wollte ſo gerne wiſſen der Berge geheime Macht;
„„Drum hab' ich in Finſterniſſen und Schachten mein Leben zugebracht.

„„Zwar ſprach der Leumund immer, ich thät's aus Goldesgier;
„„Doch daran dacht' ich nimmer; der Drang nur war es hier!
„„Man hat mein ſpotten wollen, und Baumann mich geheißen;
„„Doch konnt' in meinen Stollen und Bauen ihr Witz mich wenig beißen!

„„Topp! (ſprach der Fürſt der Geiſter) topp, du gefälleſt mir!
„„Und wenn dir's, kühner Meiſter! gefällt, bleib' ewig hier!
„„Hier ſollſt du freudig ſtillen, das ſagt mein Wort dir zu,
„„Den Drang, um deſſentwillen du droben nimmer fandeſt Ruh!

„„Doch geh noch einmal zurücke, und ſtreif die Hülle ab;
„„Denn für das ew'ge Glücke taugt nicht, was verweſt im Grab;
„„Und ſage Weib und Kindern: ich wollt' ihr Schützer ſeyn;
„„Sie ſollten dich nur nicht hindern, und ruhig laſſen ſchlafen ein.““ —

„Als dies mein Ahn geſprochen (ſo fuhr mein Führer fort),
„Da iſt ſein Auge gebrochen, und ſtarb am ſelben Ort.
„Das Schreien von Weib und Kindern das mochte gewaltig ſeyn;
„Doch konnt' es ihn nicht hindern, und ruhig iſt er geſchlafen ein.“

Als ſie weiter wandern, vernimmt der Dichter plötzlich das Rauſchen einer Quelle. Er will darauf zueilen und daraus trinken, allein der alte Bergmann warnet ihn:

„Ich weiß ſeit Knabentagen, was männiglich bekannt,
„Und euch ein Kind mag ſagen im Thale Nibelant,
„Daß, wer hier tauſcht und trinke den Quell ſo lockend, klar,
„Sein Lebenlang verſinke in eine Krankheit unheilbar.

„Nie wird geſättigt werden der Durſt, der ſtets ihn drückt;
„Unheilverfolgt auf Erden und doch vom Traum beglückt,
„Wird unſichtbaren Mächten des Lebens Tag' er weihn
„Und vier von ſieben Nächten mondſüchtig gehn und ſchlaflos ſeyn.

„Am Weg, dran die Geſunden in einfachgradem Gang
„Kaum wandern ſieben Stunden, wird ſieben Tage lang
„Er träumend, tappend gehen, abſpringend hier und da,
„Und oft am Kreuzweg ſtehen, wo Niemand anders einen ſah.

„Dagegen wird er rennen, wo Alle langſam ſind,
„Wird glauben ſehn zu können, wo jedes Aug' iſt blind.
„Man ſieht ihn ſchwindelnd liegen und Bädels Thurm erbaun;
„Da wird ein Mücklein fliegen und ſtürzen das Gebäude, traun!

„Bei Nacht wird er ſich ſchlagen mit Rieſen wunderbar,
„Und Tages ſich vertragen mit kleinen Kindern gar.
„Windmühlen wird er ſchauen, wo Wind und Mühle fehlen,
„Und nach dem Müller hauen, der ihm darin ſein Mehl will ſtehlen.

„Und kurz: es wird das Leben, dem ſeine Wurzel ward
„Nach Außen hin gegeben in Welt und Gegenwart,
„Bei ihm die Wurzel ſchlagen nach Innen, in das Bild
„Von längſtvergangnen Tagen, und in des Traumes Truggefild.

„Nach alten Fetzen läuft er als einem neuen Kleid,
„Und nach dem Schatten greift er verſtoßner Herrlichkeit.
„Was vor ihm liegt, vergißt er; ſein Vater iſt der Mond,
„Die Sterne ſind Geſchwiſter; in jedem Baum ſein Bruder wohnt!" —

Dieſe Warnung iſt vergeblich. Der Dichter eilt auf die Quelle zu und beginnt daraus zu trinken:

Am Borne blieb ich liegen und ward deß fröhlich gar,
Und ſchlürft' in vollen Zügen die Fluth ſo wunderbar.
Es war der Born der Sage, der heil'gen Volksdichtung;
Die Schatten alter Tage ſie ſchritten vorüber ewig jung.

Von allen Bergen ſchießet der heil'ge Strom daher,
Durch alle Tiefen fließet er in ein ſtilles Meer.
Das Meer das hat ſein Ende, wo deutſches Wort verklingt,
Und wo die Sonnenwende des Geiſt's iſt, der dies Volk durchdringt.

Der Wunderborn der Sage, der heil'gen Volksdichtungen,
Er iſt an einem Tage mit ſeinem Volk entſprungen,
Mit ihm herabgetonnen jahrtauſendlang bis heut,
Sah ſeine Nächt' und Sonnen in Lieb' und Leid, in Frieb' und Streit.

Und Blumenau und Hügel, Bergſturz und Wanderthal
Nimmt in ſich auf ſein Spiegel und trägt ſie allzumal.
Die Männer, ſo da wandelten am Ufer auf und nieder,
Die Helden, ſo da handelten: er bringt ſie ſpätern Tagen wieder.

Er rauſchet von den Bergen mit ihrer Geiſter Zungen
Von Rieſen und von Zwergen, und wer damit gerungen;
Von Wonne bald und Grauen rauſcht er vergangner Zeit,
Und klingt durch alle Gauen der Helden Lieb' und Lob und Leid.

Zum großen Meere ſtrebet jedweder Tropfen fort,
Und auf den Waſſern webet der Geiſt des Volkes dort.
Still, uralt, einſam, mächtig; als wie im Mondſchein ziehn
Der Elfen Reigen nächtig: ſo zieht er auf den Waſſern hin.

Wohl Mancher wandelt am Strande und ſieht ſein Walten nicht,
Wohl Mancher ſtirbt im Lande und kennt den Alten nicht!
Und wenn ſein Volk will wälſchen, mit Griechen und Römern eitel
Will deutſch Gemüth verfälſchen, — nie hat er da ſich offenbart!

Dann mag das Herz ihm bluten, angrollend das Geſchick,
Dann zieht er in die Fluthen ſein graues Haupt zurück;
Doch ſieht ihn auf der Weide ein Hirt noch dann und wann;
Er thut in Lieb' und Leide die Augen auf manch ſtillem Mann.

Uralter Geiſt! erſtehe, und heil'ge meinen Sinn,
Und durch mein Lied da wehe mit ſtillem Säuſeln hin!
Wahr' meiner Seele Spiegel von fremdem Anhauch frei;
Dein ſtarker Nordſturmflügel feg' aus was un- und meindeutſch ſey!

Denn wie ich lieg' am Brunnen thut ſich der Berg mir auf,
Mir gehn der Kindheit Sonnen, der Mähren Wunder auf:
Den Biel den ſeh' ich walten wohl durch die Tiefen hin,
Und all die trauten Geſtalten — ſie winken im Vorüberziehn.

Sie ſetzen ſich auf die Gräſer, wo ſich hinlegt mein Haupt,
Sie folgen mir von der Weſer dorthin, wo weinumlaubt
Der Rhein zieht durch viel Lande des großen Vaterlands,
Geleiten zu Donauſtrande und Elbe mich im jungen Glanz.

Sie laſſen mit mir ſich nieder an grünen Hügeln der Lahn,
Ich find' ein Jahr ſie wieder im Regnitzwieſenplan,
Und in dem engen Thale der weißen Berg' umher:
Und an der lieblichen Saale verläßt mich nicht die alte Mähr.

So will ich euch denn halten und euch verlaſſen nicht,
Ihr winkenden Geſtalten! euch folgen im Gedicht.
Hebt meinen Geiſt erhöhter zu eurem Reigenlauf,
Und löſt in euren Aether die ſturmgetrübte Seele auf!

Nehmt hin mein halbes Leben, ihr wunderbaren Mächte!
Leicht wird mir's, euch zu geben von ſieben vier der Nächte.
So kommt denn her ihr Träume! Du, ungebeugter Biel,
Beug dich in meine Reime und auch dein grollendes Gefühl!

Schreit her in deinem Grimme um dein geraubtes Kind;
Doch was ſchreckt deine Stimme Bergleute, die ſchuldlos ſind? —
Mein Reim ſoll mit dir klagen und zürnen allzumal,
Mit dir das Graunbild ſchlagen, die Hexe Lork, die dir es ſtahl.

Das Rieſenungeheuer will dich vernichten ganz;
Und durch der Ränke Schleier bringt lang' hindurch kein Glanz.
Doch Alberichs Lieb' und Milde iſt ihre Kunſt zu leicht,
Dem ſie im Spiegelbilde Schön-Runila die Schweſter zeigt.

Laß uns mit Runold ſchauen das Kloſter und die Welt,
Mit Albrecht wagen und hauen, bis daß der Drache fällt,
Mit Fingerlin uns ſchreiten durch Himmel, Höll' und Hohn,
Und alle drei begleiten nun von der Hütte bis zum Thron.

Dann kehrt die Freude wieder zuletzt auf dein Geſicht. —
So wallet durch meine Lieder, Geſtalten, durch mein Gedicht!
Auf ſchwache Schultern bürd' ich die Laſt ſo weltenſchwer;
O fünde man mich würdig, zu ſingen eine ſolche Mähr!

Dieſe Proben mögen genügen, um des Leſers Theilnahme für das ganz verſchollene Buch zu erregen. Außer den poetiſchen Gedanken und Bildern möchte ich beſonders auf den Versbau aufmerkſam machen; mir iſt kein neuerer Dichter bekannt, der ſich das Nibelungen-Versmaaß ſo ſchön und leicht angeeignet hat, als Begemann. Ueber den Plan des ganzen Gedichtes vermag ich weiter nichts zu ſagen, als was er ſelbſt im erſten Geſange kurz andeutet. In Jena in vertraulichem Zirkel ſoll er ſich oft weitläufiger darüber ausgelaſſen haben, und ſo möchten vielleicht einige ſeiner damaligen Freunde Näheres mittheilen können.

Das Schickſal des Buches war folgendes. Es wurden, wenn ich nicht irre, fünfhundert Exemplare abgezogen; davon nahm jeder Burſchenſchafter in Jena eins; auch nach andern Univerſitäten wurden einige Exemplare abgeſetzt. Ob auf dieſe Weiſe die Auflage ganz vergriffen, kann ich nicht beſtimmen. Sicher iſt, daß von den abgeſetzten Exemplaren wohl nur wenige ſich erhalten haben, denn es iſt mir ſehr ſchwer geworden, auch nur ein einziges aufzutreiben. Alle Bekannte, die ich darum anſprach, hatten es verloren, verpoltert, zu Fidibus verbraucht. Seine damalige Erſcheinung in der Literatur ging ganz unbeachtet vorüber. Begemann ſelbſt ging nebſt einem Freunde nach Dornburg, wo der verehrte Vater Goethe thronte, um ihm ein Exemplar zu überreichen. Als ſie ankamen, hatte

Goethe eben große Geſellſchaft; ſie konnten daher nicht vorgelaſſen werden und begnügten ſich damit, das Buch dem Bedienten einzuhändigen. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß Goethe es gar nicht zu Geſicht bekommen oder es wenigſtens nicht geleſen hat, denn er hat keine Sylbe darüber verlauten laſſen. Sonſt ließ er nicht leicht ein junges Talent unbeachtet und ohne Aufmunterung. So entſinne ich mich eines andern Freundes, der ebenfalls in Jena ſtudirte und Goethe einige poetiſche Verſuche überſendet hatte. Wenige Tage darauf hielt eine Equipage mit vier Pferden vor ſeiner Thür, nebſt einer Einladung von Goethe, ihn ſogleich in Weimar zu beſuchen. Mein Freund ſteigt ein und hält bald vor Goethes Hauſe. Dieſer empfängt ihn freundlich und herzlich, führt ihn in ſeinem Hauſe umher, zeigt und erklärt ihm ſeine zahlreichen Sammlungen und Liebhabereien und entläßt ihn nach mehreren Stunden mit der Aufforderung, ſeinen Beſuch zu wiederholen.

Auch Tieck hat weiter keine Notiz von dem Gedichte genommen, wiewohl Begemann es ihm ebenfalls zugeſandt hat. Möglich, daß auch er es nicht geleſen; es iſt kaum zu verlangen, daß ein Mann, wie Tieck, der aus allen Winkeln Deutſchlands mit Verſuchen junger Dichter bombardirt wird, jeder ſolchen Erſcheinung ſeine Beachtung ſchenke.

Nur einer unſerer Dichter-Veteranen machte auf das Buch aufmerkſam, der wackre und ritterliche Fouqué, und zwar auf die herzlichſte, anerkennendſte Weiſe. Begemann hegte große Verehrung vor dem Sänger der Undine und des Sigurd. Ich entſinne mich noch lebhaft des Aufſatzes, den Fouqué über den Fingerlin in die Zeitung für die elegante Welt einrücken ließ. Er fing ſo an: „Es iſt ein junger Dichter unter uns aufgeſtanden“ ꝛc. Trotz dieſer Anerkennung iſt das Buch weiter nicht beachtet. Ich habe es ſomit für eine heilige Verpflichtung gehalten, es in dieſen Blättern nochmals in Erinnerung zu bringen.

Aus dem Schreiben eines Laien

an einen jungen Freund, der Theologie ſtudiren will.

Hamburg, 1839. Bei Tramburgs Erben.

(Den 20. März 1839.)

In ſeinen Aphorismen ſagt Goethe einmal: „Wenn die Deutſchen in dreißig Jahren nur das Wort „Gemüth" nicht mehr ausſprechen wollten, ſo bekämen ſie vielleicht etwas davon." Dieſer Ausſpruch unſers großen Weiſen enthält eine tiefe Wahrheit. Er ging aus der Beobachtung hervor, wie in der neuern Literatur alle Beſtrebungen dahin gerichtet waren, ſchöne Empfindungen, tiefe Gefühle ꝛc. auszudrücken und an den Tag zu legen. Daß den Deutſchen ein tiefes Herzensbedürfniß, eine innigere Sehnſucht nach Liebe innewohnte wie den meiſten andern Nationen, das hat Goethe gewiß damit nicht in Abrede ſtellen wollen. Allein ſein Ausſpruch war gegen die falſchen Beſtrebungen gerichtet, wodurch die deutſchen Literaten den Erguß ihrer natürlichen Empfindungen noch auf gewaltſame und gekünſtelte Weiſe zu ſteigern, wodurch ſie ſich auf eine Gefühlshöhe zu ſchrauben ſuchten, die nicht urſprünglich vorhanden war und wodurch die einfache Wahrheit des Gemüthszuſtandes zur forcirten Unwahrheit umgewandelt wurde. Mit wirklichen Gefühlen, mit wirklicher Liebe nicht mehr zufrieden, machten ſie ſich an Darſtellung raffinirter Zuſtände, ſuperfeiner, überzarter Empfindungen, und verdarben und beſchmutzten ſo die reine Quelle der Liebe, aus der alle tiefere Wahrheit entſpringt. Gegen ſolche Wortſchwelgerei, die dem innern Zuſtande nicht entſpricht, ſondern auch den Inhalt, der in der Seele vorhanden, noch gänzlich vernichtet, während

man ihn gewaltſam zu vermehren und zu vergrößern ſucht, iſt Goethes ſcharfes Wort gerichtet. Er gründet ſich auf die Erfahrung, die jeder Menſch, der inneres, eigenes Leben beſitzt, unzählige Male an ſich ſelbſt gemacht hat, daß jedes Hervortreten des Gefühls vor die Augen anderer Menſchen ein unmittelbares, unwillkührliches ſeyn, daß es aus einem reinen, unvermiſchten Drange entſtehen muß. Alles abſichtliche ſich ſelbſt Auspumpen in dieſer Beziehung muß zur Unwahrheit führen; ſobald das Gefühl aus Berechnung ſich in Worte kleidet, iſt es nicht mehr aus Liebe entſproſſen; es vermiſchen ſich unedle Stoffe damit, wie Eitelkeit, Genußſucht u. ſ. w. Ein jeder Menſch, der nicht ohne Selbſtkritik iſt und ein Kriterium der Wahrheit in eigener Bruſt trägt, wird ſich ſchon oft hundertfältig auf ſolchen Irrwegen, auf ſolchen Abirrungen zur Unwahrheit entdeckt haben. Von dem Augenblicke an, wo ſein Selbſtbewußtſeyn erwachte, iſt ſein Leben ein beſtändiger Kampf geweſen, Das, was in ſeinem Innern lebte, rein und wahr nach Außen darzuſtellen, und alle ſeine perſönlichen Verhältniſſe und Beziehungen in eine wahrhafte Harmonie und Einheit zu ſeinem Innern zu geſtalten. Bei Naturvölkern, die auch unmittelbar dahin leben, findet dieſer Zwieſpalt zwiſchen äußerem und innerem Seyn nicht ſtatt. Wir aber, die wir durch Schule und Erziehung nach allen Richtungen bearbeitet und hin- und hergezerrt werden, denen die Anſichten der Römer und Griechen, die Meinungen der Engländer und Franzoſen, die Zuſtände der Vorzeit und Gegenwart, die Geſinnungen fremder Völker und des eigenen Volkes bunt durcheinander vorgetragen werden, auf welche Alles einſtrömt, was je von Menſchen gedacht, empfunden, geſchaffen und gethan iſt, wir haben dahin zu ſtreben, daß wir die eigene Natur nicht über ſolchem Andrang von fremder Individualität verlieren und zu einem weſenloſen Nichts, zu einem hohlen Echo fremder Sinnesweiſe herabſinken.

Es iſt in dieſer Beziehung weit mit uns gekommen; es ſteht ſo ſchlimm mit uns, daß wir unſern lebendigſten Regungen und Gefühlen nicht mehr trauen können. Bei jedem Anlaſſe müſſen wir uns fragen: „iſt das, was du jetzt ausſprichſt, auch wirklich wahrer Ausdruck deines Innern, oder iſt es Reminiscenz von etwas Gehörtem, Geleſenem?“ Streiten wir für einen Grundſatz, wollen wir Blut und Leben für ihn laſſen, ſo müſſen wir uns fragen: „bilden wir uns nicht blos ein, daß es ein Grundſatz ſey, der aus dem Grunde unſers Weſens ſtammt, und wird unſere Begeiſterung nicht morgen verraucht ſeyn, weil ſie nur aus phantaſtiſcher Erhitzung, aus todtem Autoritätenglauben ſich herausgerungen?“ Wir dürfen unſeren heißeſten Empfindungen nicht mehr trauen, denn wir wiſſen nicht, ob es unſere eigenen ſind, ob ſie Stich halten werden. Dieſe Unſelbſtſtändigkeit, dieſer Mangel an Charakter, dieſe Unwahrheit zerſtört und untergräbt die heiligſten, innigſten Verhältniſſe. Die Liebe des Kindes zu den Eltern äußert ſich nicht mehr einfach und natürlich; ſie wird zur künſtlichen Zwangspflicht, zur Oſtentation; Freundſchaften werden geſchloſſen zu tauſenden, und werden gebrochen, weil ſie auf bloßer Einbildung beruhten, weil man einſt von Oreſt und Pylades geleſen. Die Unwahrheit ſteht mit uns auf am Morgen und legt ſich mit uns nieder am Abend, ſie drängt ſich ein in jedes Wort, in jeden Blick, in jeden Druck der Hand. Ja ſie drängt ſich zwiſchen uns und Gott im einſamen Gebete, denn man hat uns das Beten als eine Kunſt gelehrt, und ſelbſt Ihn wagt man zu alberner, erhitzter Gefühlsſchwelgerei zu mißbrauchen.

Die Reaction gegen dieſes jammervolle Scheinleben hat jedoch ſchon mächtig begonnen; die Zeit ringt in Wehen, um einen neuen Zuſtand zu gebären; die Stunde der Wiedergeburt unſeres Volkes hat geſchlagen.

Die Zeit dringt gebieteriſch auf lebensvolle Wahrheit in jeglichem Verhältniſſe. Uebereinſtimmung des Wortes mit der

Geſinnung und der That, Uebereinſtimmung der äußern Sitte mit dem innern Leben, Uebereinſtimmung des Amtes mit dem perſönlichen Charakter — mit einem Worte Wahrheit, Durchdringung aller Elemente des Lebens mit der Wahrheit, das iſt der ſchöne, herrliche Beruf, das iſt der Verjüngungsproceß unſerer Zeit, in den wir Alle mit einbegriffen ſind und woran wir alle nach beſten Kräften theilnehmen ſollen. Daß dieſes Ringen und Streben vorhanden, das braucht nicht bewieſen zu werden; alle edleren, beſſeren Geiſter erkennen im tiefſten Innern einander wieder in dieſer Grundrichtung; alle fühlen ſich in dieſer heiligen Arbeit anbetend als Werkzeuge Gottes. Wer dieſen Beruf unſerer Zeit nicht in eigener Bruſt fühlt, wem derſelbe nicht innerſter Lebensdrang iſt, wem ſein Sinnen und Trachten nach dieſer Richtung hin nicht mit urſprünglichſter Nothwendigkeit vorgezeichnet iſt — mit deſſen Weſen können wir uns nicht verſöhnen, nicht ausgleichen, ſondern nur dagegen ankämpfen. Ein ſolcher iſt kein lebendiges Kind unſerer Zeit, er iſt das verweſende Ueberbleibſel einer längſt dahingeſtorbenen Periode, ein todtes Reſiduum, welches unbewußt als Gegenreiz den ſich entwickelnden jungen Keimen zur Nahrung dient; er iſt der zu überwindende Stoff, an dem ſich neue, lebendige Kräfte üben ſollen.

Dieſer Glaube an den Beruf unſerer Zeit iſt das Erkennungszeichen eines großen Bundes, der offen beſteht und leicht erkennbar für jeden Eingeweihten. In dieſem Bunde wurzeln alle Freundſchaften; außerhalb dieſes Bundes iſt keine Freundſchaft möglich. In ihm begegnen ſich friedlich und herzlich die verſchiedenartigſten Ueberzeugungen, in ihm löſen ſich die härteſten Gegenſätze, in ihm wurzelt der Lebensbaum, den Natur und Wahrheit zum geſunden Gedeihen fördert. Der Bund, von dem wir reden, hat ſeine zahlloſen freimaureriſchen Erkennungszeichen, er trägt ſie offen zur Schau und doch ſieht und verſteht ſie kein Anderer, als ein Angehöriger. Alle, die zu ihm gehören,

ſind über das eigentliche Ziel von vorn herein einig ohne vorherige Verſtändigung; Alle ſind einig über die Mittel ohne Abſtimmung; man kann auf Alle zählen, ohne weitere Verabredung; man kann an ihren Beifall, an ihre Hülfe, an ihren jubelnden Zuruf im Voraus mit derſelben Sicherheit appelliren, wie an das eigne Gewiſſen, wie an die ewige Gerechtigkeit.

Und dieſer Bund, er vergrößert ſich täglich; die Ueberzeugung ſeines dehnenden Wachſens und fröhlichen Gedeihens bringt wie friſche, ermuthigende Frühlingsluft ein in das eigene, innerſte Bewußtſeyn. Immer weniger ſteht der Kämpfer allein; immer mehr erſtarkt er in gemeinſchaftlicher Beſtrebung und in Anſchauung des Waltens Gottes in den Gemüthern; immer freudiger fühlt er ſich in Wiedererkennung ſeines tiefſten Weſens in der Seele Anderer; immer lebendiger wird er ſich der Verwandtſchaft mit ſeinem Volke, des Einsſeyns mit dem Geiſte der Zeit, mit dem Gange der Weltregierung, mit der Abſicht einer ewigen Liebe bewußt.

Auch der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift gehört zu dieſem Bunde und mag von Jedem als ſolcher herzlich willkommen geheißen werden. Auch er läßt das allgemeine Feldgeſchrei ertönen: „à bas Lüge und Scheinleben", und ſein Ruf gehört zu den lauteſten und kräftigſten und wird ſeines Einfluſſes auf ſeine Mitſtreiter nicht ermangeln. Er beginnt ſein Schreiben an ſeinen jungen Freund mit einigen lebhaften Andeutungen über Das, was eigene Wahrheit zu nennen, und was nicht.

„Wahrheit," ſagt er, „die unſer iſt, ganz unſer Eigenthum geworden, iſt niemals eine ſchon vorräthig daliegende, die jeden Augenblick nur herbeigelangt werden kann aus der innern Schatzkammer fix und fertig; ſie iſt nicht zu vergleichen der abgepflückten, reifen Frucht, die auf unſern Speichern und in unſern Vorrathskammern eingeſammelt und aufgeſtapelt daliegt; vielmehr eine Pflanze, die der Gärtner nie aus ihrem Boden reißt, die ſtets mehr und mehr ihrer völligen Entfal-

tung entgegenwächſt und immer friſche Zweige, Blüthen und Früchte treibt. Jede gebrochene Blüthe welkt dahin; Tod und Fäulniß nimmt mit ſich jede Frucht, die von dem näherenden Stamme getrennt iſt. Daher iſt das beſte Unterſcheidungszeichen für Eigenthum und Geborgtes oder entwendetes fremdes Gut dies, daß wir der eigenſten Vaterſchaft uns immer lebendig bewußt ſind, die da eben jetzt erſt zeugt und in dem Erzeugten ihr Ebenbild erkennt. Dulde keinen Baſtard unter den Deinen, keinen Findling, der Dir nicht ſo ans Herz gewachſen, daß Dein Pulsſchlag auch ihn durchſtrömt und belebt" ꝛc.

Und weiter unten: „Die belebende Wahrheit in uns iſt nie eine ausgemachte und fertige, vielmehr immer neu erzeugt und immer Neues erzeugend; keineswegs einzelne Reſultate oder einzelne Ergebniſſe des Nachdenkens, auch nicht Erzeugniſſe des Scharfſinns und Tiefſinns; die Wahrheit, die in uns auf eigenem Boden erwachſen, iſt eben auch zugleich mit uns verwachſen und Eins mit uns ſelber; nicht eine beſondere Richtung und Beſchäftigung des Geiſtes, vielmehr gleich der Rebe, die aus dem Weinſtock der Urwahrheit ſelber ihr Leben hat und fort und fort unſichtbar neuen Lebensſaft an ſich zieht."

„Die Wahrheit zeugt Frucht und ſo magſt Du denn von Deinen Früchten, die Dich erfreuen und ſelber laben, ſo wie von denen, die Du Andern vorſetzeſt zur Speiſe, ſchließen auf den Baum, der ſie erzeugt. Wahrheit ſchafft Leben und drängt und treibt in ihrem Geiſt zu wirken und thätig zu ſeyn; daher kannſt Du am ſicherſten aus dem Leben eines Menſchen ſchließen auf den Geiſt und die Wahrheit, die ihn beſeelt. Geben wir nur immer friſch gepflückte Früchte und ſo gleichſam einen Theil unſeres eignen Seelenlebens, ſo laufen wir auch nicht Gefahr, hohle Worte aufzutiſchen, leere, tauſendfach ſchon gebrauchte Floskeln immer wieder vorzuſetzen."

Der Verfaſſer berührt hier einige Punkte, die nicht genug zu beherzigen. Wer hat in ſeinem Leben nicht ſchon einen

Gedanken, eine Empfindung geäußert, die völlig friſch und wahr aus dem Herzen hervordrang und mit dem Momente zuſammenpaßte? Aber das eben iſt der Fluch, daß wir ſolche reine Wahrheit flugs zur Unwahrheit verdrehen und mißbrauchen, wenn wir ſie ſpäter aus unſerm Gedächtniſſe, wo ſie als todte Reminiscenz ruht, wieder hervorholen und bei Gelegenheit wieder anbringen. So werden wir Nachahmer und Nachäffer unſerer ſelbſt, Copien einer ſchönern Periode, die eigne frühere Wahrheit muß uns zur Lüge dienen. Es iſt dieſes eine Erfahrung, die wohl Jeder ſchon an ſich ſelbſt gemacht hat und die uns täglich bei Andern entgegentritt. Es braucht ein Wort, ein Ausdruck, ein Satz, ein Gefühl durchaus nicht von Andern entlehnt und geſtohlen zu ſeyn, um es zur Unwahrheit zu ſtempeln; nein, man kann es ſich ſelbſt geſtohlen haben. Es iſt aufgewärmte Koſt, die man für friſche ausgiebt; verfaulte Frucht, die längſt in dem Vorrathsſpeicher unſers Gedächtniſſes vermodert iſt und den geſunden Geſchmack anwidert. Die Wahrheit iſt nicht ein Meer erſtarrter und zu Eis gefrorner Gedanken, nein, ſie iſt im ewigen Wellenſchlage begriffen, wo kein Moment dem andern gleicht; ſie iſt kein ſtagnirender Sumpf, ſondern im ewigen, raſtloſen Fluſſe. Die Wahrheit iſt die ewige Jugend, die ſich ſtets wieder in ſich ſelbſt erneut und erfriſcht. Die Wahrheit eines Menſchen iſt kein abgeſchloſſenes Werk, was ſich in die Bibliothek ſtellen und in Schweinsleder einbinden läßt; ſie iſt ein Werk, was vor dem Tode nicht beendet werden kann und gleich dem Fauſt einer ewigen Fortſetzung bedarf. Was in dieſem Momente wahr iſt, hört auf es zu ſeyn im nächſten.

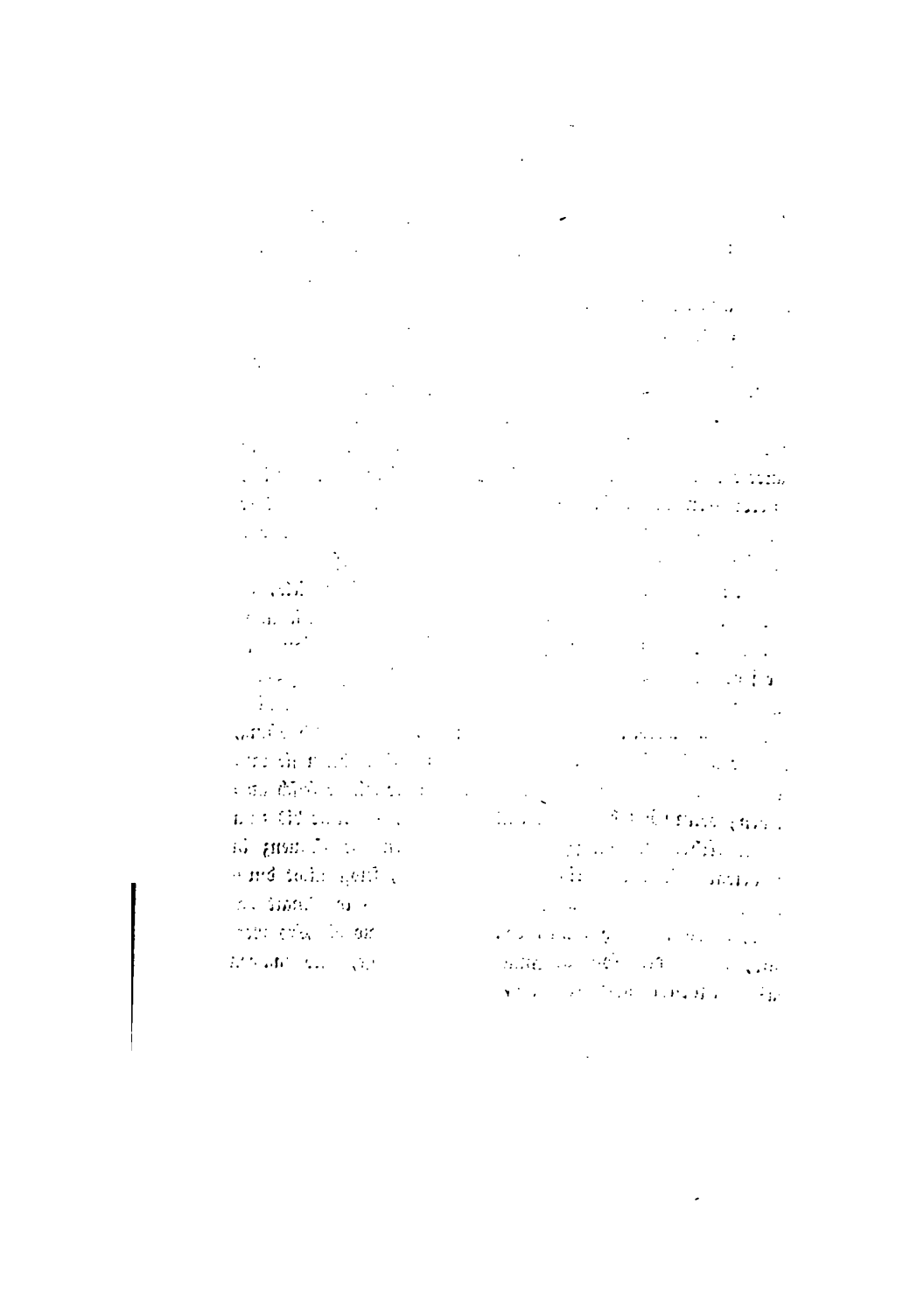
Es giebt für uns daher keine ekelhaftere Erſcheinung als Menſchen, die in ſtacheliger Eitelkeit bei jeder Gelegenheit den alten Rumpelkaſten ihrer Gefühle und Reflexionen auskramen in dem Wahne, daß ſie etwas Eigenes und Wahres zu Markte förderten. Vor ſolchen ſoll man ſich hüten. Denn da ſie etwas

Selbſterlebtes bringen, ſo wiſſen ſie es auch mit dem täuſchenden Firniß wirklichen Lebens wieder anzuſtreichen, wiewohl es innerlich längſt todt iſt.

„Wahrheit ſchafft Leben und drängt und treibt in ihrem Geiſte zu wirken und thätig zu ſeyn.“ Dieſer Drang, für die Wahrheit zu zeugen und zu wirken, iſt dem großen Haufen etwas ganz Unerklärliches und Unverſtändliches. Und deshalb hat ein ſolcher von dem Drange nach Wahrheit Beſeſſener einen ſchlimmen Stand der großen Menge gegenüber. Er wird nie von ihr anerkannt werden; ſie wird ſeiner Handlungsweiſe alle möglichen Motive unterlegen, nur nicht das Einzige, was ihn allein treibt, weil ſie ſelbſt keine Ahnung davon hat. Und es iſt wahr, ein ſolcher Menſch muß eine ſonderbare Erſcheinung ſeyn für den Selbſtſüchtigen, an todter Gewohnheit Klebenden. Jener miſcht ſich in Dinge, wozu ihn weder perſönliches Intereſſe noch ſpecielles Amt auffordern; er widerſpricht, wo ihn Niemand gefragt hat; er drängt ſich zum Zeugen, ohne aufgefordert zu ſeyn. Wo Alles in beſter Ruhe und herrlichſtem Schlendrian fortgeht, trägt er auf einmal Unruhe und Unfrieden hinein. Er kann in keiner heilen Haut ſitzen, wie man zu ſagen pflegt. Wenn ſeine eigenen Angelegenheiten am beſten gehen, zerſtört er ihr Gedeihen plötzlich durch Bedenken, an die Niemand gedacht hat. Ueberall ſetzt er ſich in Oppoſition; wo ihm Jedermann mit Wohlwollen entgegenkommt, ſtiftet er Händel und Streit. Er iſt der Plagegeiſt ſeiner Umgebungen, ſeiner Obrigkeit, und man kann nie dahinter kommen, was er eigentlich will. Gegen einen ſolchen unruhigen Gaſt ſollten ſich alle ruhigen Bürger verbünden und ihn mit gemeinſamer Kraft austreiben. Aber ſonderbar, er iſt nie ganz zu überwinden. Hat man den Angriff auf einer Seite zurückgeſchlagen, ſo attaquirt er ſchon wieder auf der andern. Nie iſt er ganz von Anhängern verlaſſen; er hat etwas Verführeriſches, gegen das die Wenigſten ihr Herz ganz

verſchließen können. Immer beſiegt, immer zurückgeſchlagen, iſt er zuletzt doch immer Sieger, wenn oft auch erſt ſpät, wenn er ſelbſt nicht mehr daran denkt, und wenn ihm auch nie die äußern Früchte des Sieges zu Gute kommen.

Ein ſolcher von der Wahrheit Beſeſſener mag das Alles recht gut einſehen, er mag noch ſo klar erkennen, daß er ſeine perſönlichen Zwecke immer und immer zerſtören muß, wenn er kein Anderer wird; dennoch kann er nicht anders. Er handelt ja nicht aus Vorſatz, aus Grundſatz, aus Raiſonnement, er handelt aus einem unwiderſtehlichen Grundtriebe, den er nicht unterdrücken kann, ſelbſt wenn er dann und wann der Narr wäre, es zu wollen. Das Streben nach Wahrheit iſt das Waſſer, was ſeine Lebensmühle treibt; verſiegt dieſes, ſo ſteht die Maſchine ſtill. Solcher Menſchen giebt es jetzt viele, es ſind eben jene Bundesmitglieder, und die Vorſehung hat ſie nicht umſonſt in die jetzige Zeit geworfen. Sie ſind der Sauerteig der jetzigen Zeit, dazu beſtimmt, das Todte zum neuen Leben zu erwecken. Als ſolche ſollen ſie ſich betrachten; ſie ſollen nicht kleinmüthig werden, wenn ſie ſich abmühen bis zur Erſchöpfung, und doch nicht ſichtbar vorwärts kommen. Und ſinken ſie tauſendmal ermattet dahin, ſie ſollen nur immer wieder friſch aufſtehen, denn Gott hat ihnen eine unerſchöpfliche Kraft bis zum letzten Athemzuge mitgegeben. Gott hat eine Conſequenz in ſie gelegt, die durch Nichts zu zerſtören iſt, ſelbſt nicht durch ſie ſelbſt. Gleich dem alten Schlachtpferde, das todesmatt daliegt, erheben ſie ſich immer von Neuem, ſobald die Trompete ruft, ſobald der Ton ihr Innerſtes durchdringt, und machen das Manoeuvre von Neuem mit.



Aus meinem Tagebuche.

Als ich die Schrift eines frommen Mannes geleſen.

Dieſe Schrift hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und doch enthält ſie nicht meine Ueberzeugung. Der Verfaſſer zeigt ſich als ein entſchiedener Myſtiker, Pietiſt, Orthodoxe oder mit welchem Spitznamen ihn ſonſt der große Haufen bezeichnen mag. Es wird ein ſprach- und begriff-verwirrender Mißbrauch mit dieſen Worten getrieben und ich will mir Rechenſchaft von dem Sinne dieſer Benennungen geben.

Der Verfaſſer iſt Myſtiker, wenn man unter Myſtiker einen Menſchen meint, der in der chriſtlichen Religion Myſterien annimmt, die von dem Verſtande allein weder erzeugt, noch begriffen und erfaßt werden können. Aber ein Myſtiker im eigentlichen Sinne des Wortes, der ſich beſonderer Inſpirationen rühmt und der in dieſem Wahne ſeiner regelloſen und willkührlichen Phantaſie die Zügel ſchießen läßt, ein ſolcher Myſtiker iſt er nicht. Und giebt es dergleichen überhaupt jetzt viele in Deutſchland?

Der Verfaſſer iſt Pietiſt, wenn man darunter einen Menſchen verſteht, der ſich beſtrebt, ſein ganzes Dichten und Trachten, ſein ganzes Denken und Thun mit einer gläubigen, frommen Grundſtimmung zu durchdringen, der ſich beſtrebt, die Liebe zum Mittelpunkt und Kern ſeines Weſens zu machen, von wo aus ſie alle äußerſten Glieder und Faſern ſeines Daſeyns mit Nahrung und Leben durchſtrömen ſoll. Er iſt Pietiſt, inſofern er ſein Verhältniß zu Gott zu läutern, zu cultiviren, zu vertiefen ſucht; er iſt Pietiſt, weil er ein Freund und Bedürftiger des Gebetes iſt. Allein er iſt kein Pietiſt, wenn man darunter einen Menſchen verſteht, der in weichlicher, ekelhaft verrückter Gefühlsſchwelgerei ſein Leben verpraßt. Ein

ſolcher Pietiſt hätte eine ſolche Schrift voll kräftigen Zornes und voll thatkräftigen Lebens nicht ſchreiben können.

Der Verfaſſer iſt auch ein Orthodoxe, wenn ein Mann, der von dem Sündenfalle, von der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, dem eingeborenen Sohne Gottes, von deſſen Menſchwerdung, Auferſtehung und Himmelfahrt, der mit einem Worte von der Wahrheit der Bibellehren, wie ſie von den Apoſteln und Evangeliſten verſtanden und wie ſie Luther richtig aufgefaßt, nicht wie ſie von einer unbegreiflich kurzſichtigen, willkührlichen, lügenhaften, den Deutſchen wenig Ehre machenden Kritik gedreht, gedeutelt und aufs Jämmerlichſte verſtümmelt ſind, im tiefſten Herzen durchdrungen iſt und an ihnen hängt mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Wenn ein ſolcher Mann, dem Chriſtus in jener wunderbaren Vereinigung Menſch und Gott zugleich iſt, Orthodoxe genannt werden muß, ſo iſt er einer. Aber er iſt kein Orthodoxe, wenn man darunter einen Mann verſteht, der das chriſtliche Glaubensbekenntniß nur zur Sache ſeines Gedächtniſſes gemacht hat und daſſelbe ohne lebendige Durchdringung mit ſeinem ganzen Weſen zum Gegenſtande zelotiſcher Rechthaberei und ſophiſtiſcher Sylbenſtecherei macht. Eine ſolche todte, verknöcherte Orthodoxie, ohne Liebe und ohne Leben, giebt ſich in dieſer Schrift nicht kund.

Der Name, den ich daher für den Verfaſſer in Anſpruch nehmen möchte, als den bezeichnenden und keiner ſchielenden Mißdeutung fähigen, würde der eines „Bibelgläubigen“ oder auch der eines Chriſten im wahren und redlichen Sinne des Wortes ſeyn, eines Chriſten, der nicht etwa einzelne herausgeriſſene Sätze aus der Lehre Chriſti anzunehmen für gut findet, ſondern eines Chriſten, der die ganze organiſche Einheit der Lehre Chriſti, wie ſie in der Bibel ausgeſprochen und gegeben, in ihrer Fülle und Weſenheit glaubt.

Ueber dieſen ſeinen Glauben aber kann ich nicht mit dem Verfaſſer rechten. Denn wiewohl ich mir eingeſtehen muß,

daß es mir bis jetzt nicht möglich gewesen, an die Geſchichte Chriſti, wie ſie in der Bibel ſteht, an ſeine Gottheit, an ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt u. ſ. w. lebendig zu glauben, wenn ich mir nicht verhehlen kann, daß die bibliſche Lehre von der Sünde und von ihrem Urſprunge und der daraus ſich entwickelnden Verſöhnungslehre durch Chriſtus ſogar mit meiner ganzen Welt- und Gottesanſicht im grellſten Widerſpruche ſteht und wohl immer im Widerſpruche bleiben wird, ſo bin ich dennoch weit entfernt, in dieſer Beziehung mit dem Verfaſſer zu rechten. Dem Verfaſſer iſt ſein Glaube eine Wahrheit, die ſeine Seele und ſein Leben durchdringt. Sein Glaube iſt keine krankhafte Einbildung, kein Ergebniß erhitzter Phantaſie und ſchwarzgallichter Hypochondrie, wie der rationaliſtiſche und indifferente Pöbel nur zu bereitwillig iſt, es auszuſprechen, ſobald ihm eine Lebensrichtung entgegentritt, die auf andern Grundlagen ruht als die ſeinige und die zu verſtehen oder anzuerkennen er zu faul oder zu ſtumpf iſt; nein, ſein Glaube iſt ihm höchſte Geſundheit, eine Grundanſchauung, in der ſich ihm das Leben mit allen ſeinen Erſcheinungen auf freudige, ungezwungene und naturgemäße Weiſe zur Einheit und Harmonie vermittelt.

Ich bin kein aſcetiſcher Sittenrichter; ich will die Menſchen nicht anders machen, als ſie ſind. Ich habe Nichts dagegen, wenn man nach ſinnlichen Genüſſen ſtrebt, wenn man die Sünde leicht nimmt und als ein nothwendiges Ingredienz des Lebens betrachtet. Ich habe Nichts dagegen, wenn man Tabagieen beſucht, Bier und Wein trinkt, wenn man ſpielt und liebelt, wenn man arbeitet, damit man ſich die Mittel zum Vergnügen ſchaffe, wenn man nach Ehre, Ruhm und Erwerb trachtet, wenn man Gott einen guten Mann ſeyn läßt und nur in ſeltenern, bedeutendern Momenten ſich zu ihm aufſchwingt, um ihn dann auf einige Zeit wieder zu vergeſſen. Ich habe Nichts dagegen,

wenn man ſich mehr im irdiſchen Leben herumtumelt, als im himmliſchen, wenn man das irdiſche Leben leicht nimmt und ſchön findet und ſeine lebhafteſten Empfindungen und Anregungen aus dem Treiben dieſer Welt ſaugt. Ich habe Nichts dagegen, wenn man an die Geliebte, an den Freund, an das Vaterland, an die Wiſſenſchaft, an ſeine Kinder, ja an ſeine L'hombre-Parthie oder an ſein Reitpferd und ſeinen Hund häufiger denkt und mehr darin lebt, wie in dem Gedanken an ſeinen Gott und an den Urquell alles Lebens. Ich habe Nichts dagegen, wenn das ganze Leben eine bewußtloſe Kette von Stimmungen iſt, von Reue und Erhebung, von guten Vorſätzen, die ſtets gebrochen werden, um ſie von Neuem zu faſſen. Ich habe Nichts dagegen, denn es war und iſt noch jetzt mehr oder weniger mein eignes Leben, und ich bin Gott Lob! von Selbſtverachtung darum doch weit entfernt. Auch in ſolchem mehr äußerlichen als innerlichen, in ſolchem mehr unbewußten als bewußten Leben iſt Gott. „Es muß auch ſolche Käuze geben," wie ich bin, und ich werde meine Lebensauffaſſung und mein ganzes Thun und Treiben nicht aufgeben, um ein Fremdartiges zu erſtreben, für das ich nicht organiſirt bin; ich bleibe lieber eine mangelhafte Natur als ein verkünſteltes Zerrbild.

Aber bin ich weit entfernt von niederdrückender Selbſtverachtung und freue ich mich trotz tauſend Mängel und Nöthen doch meines Lebens als ein Geſchöpf Gottes, ſo bin ich doch noch ungleich weiter entfernt von jener Selbſtvergötterung, von jenem Pöbelhochmuthe, der die eigne Alltäglichkeit als Norm aufſtellt, und Alles, was darüber hinausgeht, von ſich abweiſt und für „dummes, verrücktes Zeug" erklärt. Mehr Demuth, Pöbel! mehr Demuth! Weil du weiter Nichts kannſt, als ein regelmäßiges Leben führen, weil du redlich deine Tagelöhnerarbeit vollbringſt Tag für Tag, weil du keine Schulden machſt und Niemand beſtiehlſt und ermordeſt, weil du deine rohſten

Triebe im Gröbſten gebändigt und beſchnitten haſt und wohlgekämmt und wohlgebürſtet mit ganzen Stiefeln und ganzem Rocke auf der Straße wandelſt — weil du weiter Nichts kannſt als dieſes und ähnliche Gewöhnlichkeiten, deshalb ſollſt du dich freilich nicht ſelbſt verachten, aber du ſollſt auch auf dieſe guten aber höchſt alltäglichen Dinge nicht ſtolz ſeyn, wenn du Menſchen ſiehſt, die ein anderer Gott treibt, den du nicht verſtehſt; du ſollſt demüthig ſeyn und in deiner Demuth anerkennen, daß es Vieles giebt zwiſchen Himmel und Erde, wovon ſich deine beſcheidene Seele Nichts träumen läßt. Daß du dich zu Nichts hinaufzuſchrauben ſuchſt, wozu Gott dir die Fähigkeit verſagt hat, daran thuſt du Recht, daß du dich einfach in den natürlichen Schranken deines Daſeyns hältſt, ohne Das erſtreben zu wollen, was dir ewig verſagt bleiben muß, das iſt brav. Aber, daß du deine Zwergnatur als Norm auch für ſolche Menſchen hinſtellſt, die Gott nach größerm Maaßſtabe zugeſchnitten hat, daß du dich ärgerſt, wenn ein Anderer auch noch nach Anderm ſtrebt, daß du in neidiſcher Mißgunſt die Trauben ſauer nennſt, weil dir ihr Genuß verſagt iſt, und du dir ſo auch die Freude ihres Anblicks vergällſt, das iſt der häßliche Druck, der auf deiner Seele laſtet und dich zu keiner Art von Freudigkeit kommen läßt.

Dieſer neidiſche Pöbel, der ſich an keiner geiſtigen Schönheit unbefangen erfreuen kann, ſobald ſie nicht mit dem Buchſtaben ſeines engherzigen, trivialen Lebenskatechismus übereinſtimmt, wie haſſe ich ihn, wie ſehr iſt er mir in der Seele zuwider. Er iſt Deutſchlands Krankheit; in dieſer Befangenheit, in dieſer Mißgunſt, in dieſer unbeſcheidenen Ahndtheilung über jede divergirende Richtung liegt der Grund, daß wir keine Charaktere haben, an denen ſich das ganze Volk erbaut und entzückt; auch unſere größten Männer werden nur von einem kleinen Theile des Volkes mit Liebe in Ehren gehalten. Es exiſtirt keine Größe in Deutſchland, die nicht in jedem Kaffee-

künſtlich conſtruirt, ſondern deren ich mich nicht habe erwehren können, die ganz von ſelbſt durch das Leben in mir entſtanden ſind. Während ich ſtets im Geiſte meiner individuellen Lebensauffaſſung handeln, empfinden und leben will, werde ich doch ſtets die individuelle Wahrheit der entgegenſtehenden anerkennen und mich über ihre Entwickelung und ihr Fortſchreiten eben ſo erfreuen, als über die eigene.

Philalethes und D. Schleiden.

Hamburg, 1839. Bei Tramburg's Erben.

ſolcher Pietiſt hätte eine ſolche Schrift voll kräftigen Zornes und voll thatkräftigen Lebens nicht ſchreiben können.

Der Verfaſſer iſt auch ein Orthodoxe, wenn ein Mann, der von dem Sündenfalle, von der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, dem eingeborenen Sohne Gottes, von deſſen Menſchwerdung, Auferſtehung und Himmelfahrt, der mit einem Worte von der Wahrheit der Bibellehren, wie ſie von den Apoſteln und Evangeliſten verſtanden und wie ſie Luther richtig aufgefaßt, nicht wie ſie von einer unbegreiflich kurzſichtigen, willkührlichen, lügenhaften, den Deutſchen wenig Ehre machenden Kritik gedreht, gedeutelt und aufs Jämmerlichſte verſtümmelt ſind, im tiefſten Herzen durchdrungen iſt und an ihnen hängt mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Wenn ein ſolcher Mann, dem Chriſtus in jener wunderbaren Vereinigung Menſch und Gott zugleich iſt, Orthodoxe genannt werden muß, ſo iſt er einer. Aber er iſt kein Orthodoxe, wenn man darunter einen Mann verſteht, der das chriſtliche Glaubensbekenntniß nur zur Sache ſeines Gedächtniſſes gemacht hat und daſſelbe ohne lebendige Durchdringung mit ſeinem ganzen Weſen zum Gegenſtande zelotiſcher Rechthaberei und ſophiſtiſcher Sylbenſtecherei macht. Eine ſolche todte, verknöcherte Orthodoxie, ohne Liebe und ohne Leben, giebt ſich in dieſer Schrift nicht kund.

Der Name, den ich daher für den Verfaſſer in Anſpruch nehmen möchte, als den bezeichnenden und keiner ſchielenden Mißdeutung fähigen, würde der eines „Bibelgläubigen“ oder auch der eines Chriſten im wahren und redlichen Sinne des Wortes ſeyn, eines Chriſten, der nicht etwa einzelne herausgeriſſene Sätze aus der Lehre Chriſti anzunehmen für gut findet, ſondern eines Chriſten, der die ganze organiſche Einheit der Lehre Chriſti, wie ſie in der Bibel ausgeſprochen und gegeben, in ihrer Fülle und Weſenheit glaubt.

Ueber dieſen ſeinen Glauben aber kann ich nicht mit dem Verfaſſer rechten. Denn wiewohl ich mir eingeſtehen muß,

daß es mir bis jetzt nicht möglich gewesen, an die Geſchichte Chriſti, wie ſie in der Bibel ſteht, an ſeine Gottheit, an ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt u. ſ. w. lebendig zu glauben, wenn ich mir nicht verhehlen kann, daß die bibliſche Lehre von der Sünde und von ihrem Urſprunge und der daraus ſich entwickelnden Verſöhnungslehre durch Chriſtus ſogar mit meiner ganzen Welt- und Gottesanſicht im grellſten Widerſpruche ſteht und wohl immer im Widerſpruche bleiben wird, ſo bin ich dennoch weit entfernt, in dieſer Beziehung mit dem Verfaſſer zu rechten. Dem Verfaſſer iſt ſein Glaube eine Wahrheit, die ſeine Seele und ſein Leben durchdringt. Sein Glaube iſt keine krankhafte Einbildung, kein Ergebniß erhitzter Phantaſie und ſchwarzgallichter Hypochondrie, wie der rationaliſtiſche und indifferente Pöbel nur zu bereitwillig iſt, es auszuſprechen, ſobald ihm eine Lebensrichtung entgegentritt, die auf andern Grundlagen ruht als die ſeinige und die zu verſtehen oder anzuerkennen er zu faul oder zu ſtumpf iſt; nein, ſein Glaube iſt ihm höchſte Geſundheit, eine Grundanſchauung, in der ſich ihm das Leben mit allen ſeinen Erſcheinungen auf freudige, ungezwungene und naturgemäße Weiſe zur Einheit und Harmonie vermittelt.

Ich bin kein aſcetiſcher Sittenrichter; ich will die Menſchen nicht anders machen, als ſie ſind. Ich habe Nichts dagegen, wenn man nach ſinnlichen Genüſſen ſtrebt, wenn man die Sünde leicht nimmt und als ein nothwendiges Ingredienz des Lebens betrachtet. Ich habe Nichts dagegen, wenn man Tabagieen beſucht, Bier und Wein trinkt, wenn man ſpielt und liebelt, wenn man arbeitet, damit man ſich die Mittel zum Vergnügen ſchaffe, wenn man nach Ehre, Ruhm und Erwerb trachtet, wenn man Gott einen guten Mann ſeyn läßt und nur in ſeltenern, bedeutendern Momenten ſich zu ihm aufſchwingt, um ihn dann auf einige Zeit wieder zu vergeſſen. Ich habe Nichts dagegen,

Der Hamburger Correſpondent Nr. 80 enthält eine Recenſion oder eine Beſprechung zweier kleinen Schriften, die ohnlängſt bei Tramburg's Erben in Hamburg erſchienen ſind. Sie führen den Titel „Schreiben eines Laien an einen jungen Freund, der Theologie ſtudiren will“ und „Die Schlange im Hauſe des Herrn“. Die erſte dieſer Schriften iſt mit der Chiffre Philalethes unterzeichnet; die zweite ſcheint von demſelben Verfaſſer zu ſein, wiewohl ſie ohne Chiffre erſchienen iſt. Der Recenſent der beiden Schriften nennt ſich H. Schleiden, Dr. phil.

Es ſcheint uns damit der Anfang zu einem Kampfe gemacht, der wohl ſo leicht nicht wieder einſchlafen wird. In der Wiſſenſchaft exiſtirt dieſer Kampf ſchon lange, aber hier wird er mit großer Lebendigkeit auf das Gebiet der Oeffentlichkeit hinübergeführt, und zur Entſcheidung und zum Selbſtbewußtſein der Gemeinde gebracht. Dem Verfaſſer der erſten Schrift gebührt das Lob, daß er den Anfang gemacht und daß er zuerſt Dem das Wort geliehen hat, was ſchon lange in den Gemüthern ſich vorbereitet und herangewachſen war. Die Frucht war überreif, das leiſeſte Schütteln mußte ſie vom Baume fallen machen. Auch Herr H. Schleiden, Dr. phil., hat ſich dadurch verdient gemacht, daß er den hingeworfenen Handſchuh aufgenommen und dem Streite, der aus dem Schooße der Zeit mit Macht ſich herauszudrängen ſtrebt, Stoff und Nahrung gegeben hat. Das iſt aber auch das Einzige, was mir an der Beſprechung des Hrn. Dr. Schleiden gefallen hat. Der Inhalt ſowohl als die Art und Weiſe hat einen ſehr widerlichen Eindruck auf mich gemacht.

Philalethes und D. Schleiden.

Hamburg, 1839. Bei Tramburg's Erben.

Herr Dr. Schleiden macht ſich über den Styl von Philalethes luſtig. Ich geſtehe, daß mir derſelbe allerdings etwas rauh, polternd und ungefeilt erſcheint. Aber kein Unbefangener wird die erſte Schrift deſſelben leſen, ohne von dem warmen, ehrlichen, wahrheitsliebenden Charakter, der darin herrſcht, ſich auf höchſt wohlthuende Weiſe angeſprochen zu fühlen. Man merkt es dem Verfaſſer an, daß er nicht ſorgſam den Ausdruck überlegt und berechnet, ſondern daß er den überfluthenden Erguß ſeiner Stimmung und ſeiner Ueberzeugung giebt. Der Verfaſſer giebt ſich rückſichtslos, wie er iſt; ſeine Schreibart iſt ſeine Individualität. Er iſt zu aufrichtig, als daß er an mögliche Mißdeutungen denken und ihnen durch feine abgewogene Ausdrücke zuvorkommen ſollte. Er verläßt ſich auf die Totalität des Eindrucks, auf den allgemeinen Charakter der höchſten Wahrhaftigkeit, die in ſeiner Schrift ſich ausſpricht, und iſt weit entfernt von dem Gedanken an ein mißgünſtiges, buchſtabenmäkelndes Publikum. Der Verfaſſer iſt zu ehrlich für einen Schriftſteller heutiger Zeit; er hat ſich die conventionelle Ausdrucksweiſe, die auch einer mißwollenden, mäkelnden Kritik keine Blöße giebt, zu wenig angeeignet. Aber jedem offenen, für Wahrheit empfänglichen und für ſie freudig ſympathiſirenden Gemüthe wird eben die natürliche Art und Weiſe, wie der Verfaſſer ſich giebt und ſich gehen läßt, eine ihn liebe Erſcheinung ſein und an eine aufrichtige Freude über die Bekanntſchaft einer ſo edeln, ſichern und unbefangenen Individualität empfinden. Es wäre zu wünſchen, wenn unſere Schriftſteller mehr zu dieſer Unſchuld des Styls, in der ſich der ganze Menſch wie die jedesmalige Stimmung mit allen ihren Stimmen ſo klar abſpiegelt, allmählig wieder zurückkehrten. Herrn Dr. Schleiden's Darſtellungsweiſe iſt nun eben das Gegentheil von dem Style ſeines Gegners; wenigſtens hat er auf mich den Eindruck eines berechneten, preſſirten gemacht, der nicht aus dem Gemüthe ſtammt, der nicht an das Wahrheitsgefühl der Maſſe

ſern appellirt, ſondern der ſeine Wirkung inſtinktartig auf den großen Haufen ſtützt, auf den das Wort von Philalethes anzuwenden: „Dickthun iſt mein Leben.“ Je mehr Künſtlichkeit, Berechnung und conventionelle Phraſeologie in Hrn. Dr. Schleiden's Entgegnung ſich findet, deſto weniger Seele iſt darin.

Herr Dr. Schleiden ſagt: „Ich denke freilich, da, wo es ſich um Lebensfragen der Menſchheit handelt, wo die Ehrenhaftigkeit von Tauſenden auf dem Spiele ſteht, da müßte die Würde und der Ernſt des Gegenſtandes auch eine dem angemeſſene Form der Darſtellung in Anſpruch nehmen.“ Das iſt eine Phraſe, welche Den nicht beſtechen kann, der die Schriften wirklich geleſen. Ich meine, es ſpricht ſich in den beiden Schriften eine ſo ſtrenge, heilige Ernſthaftigkeit aus, wie ſie Hr. Dr. Schleiden bei aller Gravität ſeines Styles nie auszudrücken im Stande ſeyn wird. —

Ehe ich den Hauptpunkt in der Recenſion des Hrn. Dr. Schleiden berühre, muß ich noch ernſthaft rügen, daß er die Worte ſeines Gegners entſtellt, ob aus Mißverſtändniß oder aus Abſicht, muß er am beſten wiſſen. Philalethes tadelt nämlich das weltliche Treiben der Geiſtlichen, ihre Zerſtreuungsſucht, die mit ihrem Berufe, der eine ſtete, auf das Ueberirdiſche gerichtete Stimmung verlangt, im Widerſpruche ſtehe. Er nennt eine Parthie Whiſt und die Freuden der Geſelligkeit etwas ſehr Unſchuldiges; er hat auch ſelbſt Nichts dagegen, wenn ein Geiſtlicher ſich dem dann und wann hingiebt, nur müſſe es nicht auf Koſten jener höhern, frommen Stimmung geſchehen, die dem ächten Geiſtlichen in jedem Augenblicke ſeines Lebens Noth thut, damit er ſtets bereit ſey, ohne Unwahrheit und Heuchelei den Blick der Troſtſuchenden und Troſtbedürftigen nach oben zu richten, und damit ſeine Worte der Frömmigkeit auch ſtets der wahre Ausdruck ſeiner innern Stimmung ſeyen. Er meint, daß nur wenige glücklich organiſirte Naturen

Der Hamburger Correſpondent Nr. 80 enthält eine Recenſion oder eine Beſprechung zweier kleinen Schriften, die ohnlängſt bei Tramburg's Erben in Hamburg erſchienen ſind. Sie führen den Titel „Schreiben eines Laien an einen jungen Freund, der Theologie ſtudiren will“ und „Die Schlange im Hauſe des Herrn“. Die erſte dieſer Schriften iſt mit der Chiffre Philalethes unterzeichnet; die zweite ſcheint von demſelben Verfaſſer zu ſein, wiewohl ſie ohne Chiffre erſchienen iſt. Der Recenſent der beiden Schriften nennt ſich H. Schleiden, Dr. phil.

Es ſcheint uns damit der Anfang zu einem Kampfe gemacht, der wohl ſo leicht nicht wieder einſchlafen wird. In der Wiſſenſchaft exiſtirt dieſer Kampf ſchon lange, aber hier wird er mit großer Lebendigkeit auf das Gebiet der Oeffentlichkeit hinübergeführt, und zur Entſcheidung und zum Selbſtbewußtſein der Gemeinde gebracht. Dem Verfaſſer der erſten Schrift gebührt das Lob, daß er den Anfang gemacht und daß er zuerſt Dem das Wort geliehen hat, was ſchon lange in den Gemüthern ſich vorbereitet und herangewachſen war. Die Frucht war überreif, das leiſeſte Schütteln mußte ſie vom Baume fallen machen. Auch Herr H. Schleiden, Dr. phil., hat ſich dadurch verdient gemacht, daß er den hingeworfenen Handſchuh aufgenommen und dem Streite, der aus dem Schooße der Zeit mit Macht ſich herauszudrängen ſtrebt, Stoff und Nahrung gegeben hat. Das iſt aber auch das Einzige, was mir an der Beſprechung des Hrn. Dr. Schleiden gefallen hat; der Inhalt ſowohl als die Art und Weiſe hat einen ſehr widerlichen Eindruck auf mich gemacht.

Dieſe Schrift hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und doch enthält ſie nicht meine Ueberzeugung. Der Verfaſſer zeigt ſich als ein entſchiedener Myſtiker, Pietiſt, Orthodoxe oder mit welchem Spitznamen ihn ſonſt der große Haufen bezeichnen mag. Es wird ein ſprach- und begriff-verwirrender Mißbrauch mit dieſen Worten getrieben und ich will mir Rechenſchaft von dem Sinne dieſer Benennungen geben.

Der Verfaſſer iſt Myſtiker, wenn man unter Myſtiker einen Menſchen meint, der in der chriſtlichen Religion Myſterien annimmt, die von dem Verſtande allein weder erzeugt, noch begriffen und erfaßt werden können. Aber ein Myſtiker im eigentlichen Sinne des Wortes, der ſich beſonderer Inſpirationen rühmt und der in dieſem Wahne ſeiner regelloſen und willkührlichen Phantaſie die Zügel ſchießen läßt, ein ſolcher Myſtiker iſt er nicht. Und giebt es dergleichen überhaupt jetzt viele in Deutſchland?

Der Verfaſſer iſt Pietiſt, wenn man darunter einen Menſchen verſteht, der ſich beſtrebt, ſein ganzes Dichten und Trachten, ſein ganzes Denken und Thun mit einer gläubigen, frommen Grundſtimmung zu durchdringen, der ſich beſtrebt, die Liebe zum Mittelpunkt und Kern ſeines Weſens zu machen, von wo aus ſie alle äußerſten Glieder und Faſern ſeines Daſeyns mit Nahrung und Leben durchſtrömen ſoll. Er iſt Pietiſt, inſofern er ſein Verhältniß zu Gott zu läutern, zu cultiviren, zu vertiefen ſucht; er iſt Pietiſt, weil er ein Freund und Bedürftiger des Gebetes iſt. Allein er iſt kein Pietiſt, wenn man darunter einen Menſchen verſteht, der in weichlicher, ekelhaft verrückter Gefühlsſchwelgerei ſein Leben verpraßt. Ein

ſolcher Pietiſt hätte eine ſolche Schrift voll kräftigen Zornes und voll thatkräftigen Lebens nicht ſchreiben können.

Der Verfaſſer iſt auch ein Orthodoxe, wenn ein Mann, der von dem Sündenfalle, von der Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, dem eingeborenen Sohne Gottes, von deſſen Menſchwerdung, Auferſtehung und Himmelfahrt, der mit einem Worte von der Wahrheit der Bibellehren, wie ſie von den Apoſteln und Evangeliſten verſtanden und wie ſie Luther richtig aufgefaßt, nicht wie ſie von einer unbegreiflich kurzſichtigen, willkührlichen, lügenhaften, den Deutſchen wenig Ehre machenden Kritik gedreht, gedeutelt und aufs Jämmerlichſte verſtümmelt ſind, im tiefſten Herzen durchdrungen iſt und an ihnen hängt mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Wenn ein ſolcher Mann, dem Chriſtus in jener wunderbaren Vereinigung Menſch und Gott zugleich iſt, Orthodoxe genannt werden muß, ſo iſt er einer. Aber er iſt kein Orthodoxe, wenn man darunter einen Mann verſteht, der das chriſtliche Glaubensbekenntniß nur zur Sache ſeines Gedächtniſſes gemacht hat und daſſelbe ohne lebendige Durchdringung mit ſeinem ganzen Weſen zum Gegenſtande zelotiſcher Rechthaberei und ſophiſtiſcher Sylbenſtecherei macht. Eine ſolche todte, verknöcherte Orthodoxie, ohne Liebe und ohne Leben, giebt ſich in dieſer Schrift nicht kund.

Der Name, den ich daher für den Verfaſſer in Anſpruch nehmen möchte, als den bezeichnenden und keiner ſchielenden Mißdeutung fähigen, würde der eines „Bibelgläubigen“ oder auch der eines Chriſten im wahren und redlichen Sinne des Wortes ſeyn, eines Chriſten, der nicht etwa einzelne herausgeriſſene Sätze aus der Lehre Chriſti anzunehmen für gut findet, ſondern eines Chriſten, der die ganze organiſche Einheit der Lehre Chriſti, wie ſie in der Bibel ausgeſprochen und gegeben, in ihrer Fülle und Weſenheit glaubt.

Ueber dieſen ſeinen Glauben aber kann ich nicht mit dem Verfaſſer rechten. Denn wiewohl ich mir eingeſtehen muß,

daß es mir bis jetzt nicht möglich gewesen, an die Geſchichte Chriſti, wie ſie in der Bibel ſteht, an ſeine Gottheit, an ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt u. ſ. w. lebendig zu glauben, wenn ich mir nicht verhehlen kann, daß die bibliſche Lehre von der Sünde und von ihrem Urſprunge und der daraus ſich entwickelnden Verſöhnungslehre durch Chriſtus ſogar mit meiner ganzen Welt- und Gottesanſicht im grellſten Widerſpruche ſteht und wohl immer im Widerſpruche bleiben wird, ſo bin ich dennoch weit entfernt, in dieſer Beziehung mit dem Verfaſſer zu rechten. Dem Verfaſſer iſt ſein Glaube eine Wahrheit, die ſeine Seele und ſein Leben durchdringt. Sein Glaube iſt keine krankhafte Einbildung, kein Ergebniß erhitzter Phantaſie und ſchwarzgallichter Hypochondrie, wie der rationaliſtiſche und indifferente Pöbel nur zu bereitwillig iſt, es auszuſprechen, ſobald ihm eine Lebensrichtung entgegentritt, die auf andern Grundlagen ruht als die ſeinige und die zu verſtehen oder anzuerkennen er zu faul oder zu ſtumpf iſt; nein, ſein Glaube iſt ihm höchſte Geſundheit, eine Grundanſchauung, in der ſich ihm das Leben mit allen ſeinen Erſcheinungen auf freudige, ungezwungene und naturgemäße Weiſe zur Einheit und Harmonie vermittelt.

Ich bin kein aſcetiſcher Sittenrichter; ich will die Menſchen nicht anders machen, als ſie ſind. Ich habe Nichts dagegen, wenn man nach ſinnlichen Genüſſen ſtrebt, wenn man die Sünde leicht nimmt und als ein nothwendiges Ingredienz des Lebens betrachtet. Ich habe Nichts dagegen, wenn man Tabagieen beſucht, Bier und Wein trinkt, wenn man ſpielt und ſtichelt, wenn man arbeitet, damit man ſich die Mittel zum Vergnügen ſchaffe, wenn man nach Ehre, Ruhm und Erwerb trachtet, wenn man Gott einen guten Mann ſeyn läßt und nur in ſeltenern, bedeutendern Momenten ſich zu ihm aufſchwingt, um ihn dann auf einige Zeit wieder zu vergeſſen. Ich habe Nichts dagegen,

aus meiner Pfeife blaſe und Jagd auf Gedanken mache. Ich erbaue mich an Shakeſpeare's wunderbarer Schöpfungskraft und an Goethe's weiſem Dichtergenius; der Meſſias von Händel und der Kölner Dom erſchüttern das Innerſte meiner Seele. Ich fühle den Athem Gottes in dem Kleinſten und in dem Größten, was mich umgiebt. Das Walten Gottes in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, in dem Werden und Keimen der Gegenwart drängt ſich mächtig auf in meiner Seele; ſelbſt den Hamburger Correſpondenten leſe ich nicht ohne religiöſe Ahnungen. Meine Sehnſucht nach Gott iſt unerſättlich; ich erkenne ſie wieder in Allem, was mich drängt und treibt. Vor Allem erhebe ich mich in der Andacht anderer Menſchen, die demüthig ſich niederwerfen vor dem höchſten Weſen. Ihr Glaube ſey welcher er wolle, ich fühle immer den Gott in ihm, der auch mich durchdringt und belebt. Ich könnte fromm ſeyn mit dem Delawaren, wenn er den großen Geiſt anruft; ich könnte niederknieen mit dem Muſelmann, wenn er vor ſeinem Allah ſich in den Staub wirft. Und ich kann die tiefe Religioſität des wahren Chriſtenthums im innerſten Herzen empfinden, und mit Andacht den Worten eines bibelgläubigen Predigers lauſchen. Ueberall, wo der Menſch ſeinen Gott mit wahrem Herzen verehrt, da kann ich mich anſchließen. Aber wo mein religiöſes Bedürfniß keine Befriedigung findet, das iſt bei einer rationaliſtiſchen Predigt, bei einer Predigt, die den eigenſten Sinn eines tiefen und enggegliederten religiöſen Syſtems auf eine ſtumpfe und fühlloſe Weiſe verdreht. Durch eine rationaliſtiſche Predigt, die mühſam zuſammengeſtoppelt, geſchmacklos und unwahr zu gleicher Zeit iſt, vermag ich mich nicht zu erbauen. Wohl kann mich irgend ein einzelner Gedanke daraus anſprechen, wohl kann mich irgend eine Stelle daraus rühren, um ſo leichter als das Gotteshaus und die anweſende geſchmückte Menge mich ſchon feierlich geſtimmt hat, allein dann muß ich mich über den Redner

ſelbſt zu täuſchen ſuchen, dann muß ich mein Ohr verſchließen vor dem vielen Subjectiv-Unwahren, Gemachten, Fabrikmäßigen, dann muß ich vergeſſen die gewaltſame Weiſe, wie der Redner zu ſeinen guten Gedanken gekommen. Die Unwahrheit iſt es, die jede reine Erhebung ſtört, denn Gott iſt die Wahrheit. Und glauben Sie mir, mein Herr Doktor Schleiden, es geht Andern eben ſo, als mir. Eine ſchwache Anregung kann ein rationaliſtiſcher Prediger Denen geben, die ſich ſehnen, aber keine höhere, reine Befriedigung. Laſſen Sie ſich nicht täuſchen durch den Beſuch, deſſen ſich die Kirchen der rationaliſtiſchen Prediger erfreuen. Es geſchieht theilweiſe aus ſtumpfer Gewohnheit, größtentheils aber aus Abneigung gegen die bibelgläubigen Prediger, deren Glauben man ſich nicht hingeben kann. Man fiſcht ſich lieber einige wahre Brocken aus einem unwahren, geſchmackloſen Gemengſel heraus, als daß man Anſtoß an Behauptungen nimmt, gegen die der Verſtand ſich auflehnt. Das iſt auch der Grund, weshalb man rationaliſtiſche Prediger wählt — Abneigung gegen den ſtrengbibliſchen Glauben. Man will lieber das Indifferente, als den Irrglauben, den man nicht theilt. Aus wahrer Liebe und Verehrung, aus Hingebung an die religiöſe Kraft und Perſönlichkeit des Mannes wird gewiß ſo leicht kein rationaliſtiſcher Prediger ſein Amt erhalten, und wenn nur ein Funken von Ehrlichkeit und Selbſtkritik in ihnen iſt, ſo werden ſie es ſelbſt leicht erkennen, daß ſie ihr Amt nur der religiöſen Gleichgültigkeit und der Oppoſition gegen den poſitiven Glauben verdanken.

Und deshalb iſt der Vorwurf auch wahr, den ſie Philalethes gegen die Rationaliſten in den Mund legen, „daß ſie die Bibel nicht kennen, und daß ein großer Theil der Gemeinde die Bibel auch nicht kenne und ihren Inhalt nicht beurtheilen könne.“ Man lieſt nicht gern ein Buch, mit deſſen Hauptgrundſätzen man nicht einverſtanden iſt. Ich finde es ganz natürlich, daß ein rationaliſtiſcher Prediger zu ſeiner Erbauung

wenig in der Bibel lieſt; er muß überall, in jedem Kapitel, faſt in jedem Verſe Anſtoß finden, denn überall tritt ihm ein Wunder, oder eine Beziehung auf die Verſöhnung, die Rechtfertigung, die Auferſtehung u. ſ. w. entgegen, Alles Ideen, die er nicht theilt, die ihm ſogar zuwider ſind, weil er trotz dem immer ſich von Amts wegen mit ihnen herumſchlagen muß. Dem Bibelgläubigen iſt ſeine Bibel ſein Eins und ſein Alles; ein jedes Wort daraus iſt ihm das Wort Gottes; was Wunder, daß er eifriger daſſelbe lieſt und kennen zu lernen ſucht. Und da der Unterricht in der Religion ſeit einer geraumen Reihe von Jahren zum großen Theile in den Händen von Rationaliſten geweſen iſt, ſo hat man ſich auch nicht bemüht, der heranwachſenden Gemeinde eine genauere Kenntniß der Bibel zu verſchaffen, man hat viele Stellen der Bibel, welche Glaubensſätze ausſprachen oder ſich darauf bezogen, welche die Rationaliſten nicht theilten, ihr unbekannt erhalten und abſichtlich verſchwiegen. Bei dem rationaliſtiſchen Religionsunterrichte findet keine Bibelerklärung ſtatt, er führt nicht in das Leſen der Bibel ein und giebt keine Anleitung dazu, ſondern das Kind bekommt nur einige herausgeriſſene Brocken, die ſich mit der deiſtiſchen Anſicht der Rationaliſten vertragen. Ich kann mir nichts Ekelhafteres und Perfideres denken, als einen ſcheinbar und ex officio auf Bibel gegründeten Religionsunterricht, der den eigentlichen Inhalt der Bibel verſchweigt, verdeckt oder in Dunkel hüllt. Und auf dieſe Weiſe iſt ein großer Theil der jetzigen Gemeinde gebildet und Philalethes hat von ſeinem chriſtlichen Standpunkte aus ganz Recht, wenn er in der zweiten Schrift bei einem lebendigen Beiſpiele den unkundigen, getäuſchten Gemeindemitgliedern zu beweiſen ſucht, daß ſie weder die Bibel kennen, noch daß der in Rede ſtehende Herr geiſtliche Würdenträger ſie predige.

Hr. Dr. Schleiden ſcheint ſich überhaupt an der Oeffentlichkeit zu ſcandaliſiren und an dem Eingehen auf ſpecielle

Fälle, womit Philalethes dieſen Streit führt. Wenn aber Alles in unſerm lieben Vaterlande mehr nach Oeffentlichkeit hindrängt und jedes öffentliche Verhältniß vor das Forum und vor die Kritik der öffentlichen Meinung gezogen werden ſoll, ein Bedürfniß, worüber jetzt nicht nur die aufgeklärtern und wahren Patrioten ziemlich einig ſind, ſondern welches ſelbſt Hr. Dr. Schleiden, zufolge einer ſehr animirten Rede, die ich am 18. October von ihm gehört, anzuerkennen ſcheint, ſo möchte ſich doch wohl keines denken laſſen, welches ſo ſehr vor die Competenz der Gemeinde gehört, als eben das Glaubensverhältniß derſelben zu ihrem Prediger. Ein proteſtantiſcher Prediger iſt der öffentlichſte Charakter, den ich kenne; nicht nur Das, was er ſagt, ſondern auch ſein ganzer Charakter fällt der öffentlichen Beurtheilung ſeiner Gemeinde zu, denn Wort und Charakter ſtehen bei ſeinem Amte in ſo enger Verbindung, daß ſich das Eine gar nicht von dem Andern trennen läßt. Das Wort ſoll eine Wahrheit ſeyn auch in der Seele des Geiſtlichen, und ohne die Ueberzeugung von dieſer individuellen Wahrheit kann die Gemeinde ihrem Prediger kein Vertrauen ſchenken und er ſich keiner fruchtbringenden Wirkſamkeit erfreuen. Wie wenig die Gemeinde übrigens bis jetzt an dieſe Uebereinſtimmung des Wortes mit der Geſinnung und der That bei ſo vielen ihrer Geiſtlichen geglaubt hat, das bezeugt das Spottwort, was zum Sprichwort, und zwar vielleicht zum allgemein verbreitetſten im ganzen deutſchen Reiche geworden iſt: „Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken.“ Es hat ſich ein ſehr tiefes Mißtrauen bei der proteſtantiſchen Gemeinde gegen den innern Beruf vieler ihrer Geiſtlichen feſtgeſetzt, und es iſt daher gewiß an der Zeit, daß eine ſcharfe und ſtrenge Kritik über die einzelnen Erſcheinungen dieſer gänzlich öffentlichen Charaktere ergehe, und es iſt ein verdienſtvolles Werk von Philalethes, daß er den Anfang damit gemacht hat, ſo erbittert auch Diejenigen ſich dagegen auflehnen mögen, die

bisher im ruhigen, ungestörten Besitze waren oder auf einen solchen sich Hoffnung machten. Ich kann mir einen geschickten Arzt, einen geschickten Advokaten allenfalls denken, dessen Charakter nichts taugt, und der doch seine Geschäfte zum allgemeinen Nutzen verrichtet. Bei diesem kritisire ich die Amtshandlungen, und bekümmere mich nicht weiter um seinen Charakter, der in das Gebiet der Privatverhältnisse gehört. Aber bei einem Geistlichen kann ich diese Trennung nicht machen. Seine ganze Amtsthätigkeit fällt mit seiner persönlichen Individualität in Eins zusammen. Der Prediger und der Mensch sind Eins, beide Gebiete, das öffentliche, allgemeine und das individuelle, sind einander congruent. Und somit hat die protestantische Gemeinde Recht, wenn sie den Charakter ihres Predigers genau zu erkennen und ihn völlig durchsichtig zu machen sucht. Bei dem katholischen Geistlichen ist es freilich anders; er kann der größte Lump seyn und sobald er seine schwarze Amtstracht angelegt hat, so verehrt die Gemeinde dennoch alle seine Amtshandlungen und alle seine Worte, betrachtet Alles als einen Ausfluß der heiligen Kirche und vergißt völlig die Person, die unter dem Rocke steckt. Diese Unterscheidung ist sonderbar genug, und ein norddeutsches, protestantisches Gemüth kann sich unmöglich derselben hingeben. Ein protestantischer Geistlicher übrigens, dessen Person mit seinem Amte übereinstimmt, d. h. der nicht blos fromme Worte spricht, sondern auch darnach denkt, fühlt und handelt, der nicht blos predigt und ermahnt und hilft, weil er dafür bezahlt wird, sondern weil der Geist ihn dazu drängt und treibt, braucht solche öffentliche Besprechung seines Charakters nicht zu scheuen, sondern je mehr er erkannt wird, desto schöner und freudiger und erquickender wird seine Stellung zur Gemeinde. Wenn ihm auch dann und wann wegen Unmündigkeit und Kurzsichtigkeit der Gemeinde Unrecht geschehen sollte, zuletzt wird stets sein Werth erkannt und er immer mehr der theuerste Freund seiner Brüder werden.

Aber diejenigen Geiſtlichen, die den innern Unwerth durch äußern Nimbus zu verhüllen ſtreben, die ſich nicht einfach und demüthig zeigen dürfen, wie ſie ſind, denen ſteht allerdings eine ſchlimme Zeit bevor; je mehr der Sinn für Wahrheit ſich ſteigert und ſchärft, deſto mehr werden ſie verlieren, und ſie werden zuletzt herumgehen ein warnendes Beiſpiel für alle Diejenigen, die ohne wirklichen innern Beruf dem heiligſten und göttlichſten Amte, das es giebt, ſich widmen wollen.

Ich gebe zu, daß die Gemeinde nicht fähig iſt, über die Reſultate der Wiſſenſchaft zu urtheilen, wie Hr. Dr. Schleiden zu verſtehen giebt und dafür die gewichtigen Worte eines Schleiermacher citirt. Aber ſo weit darf die Unmündigkeit der Gemeinde doch nicht gehen, daß ſie nicht einmal ein Urtheil darüber fällen darf, ob ſie an die Offenbarung glauben wollt oder nicht, und darum handelt es ſich hier. Ueber den Glauben an Chriſtus, an den eingebornen Sohn Gottes, und die Erlöſung durch ihn vom Tode und von der Sünde, darüber muß auch dem Geringſten ein Urtheil zuſtehen; ob er dieſes annehmen wolle oder nicht, darüber muß auch das Bewußtſeyn des Unwiſſendſten entſcheiden können. Wenn dieſe Grundwahrheit, dieſes Grundbekenntniß des Glaubens nicht vor die Competenz eines jeden eignen Gewiſſens gehörte, wenn der Glaube an Chriſtus aufhören müßte, ſobald irgend ein rationaliſtiſcher Prediger der Gemeinde demonſtrirte, daß die Wiſſenſchaft ein anderes Reſultat geliefert hätte, dann wäre das ganze religiöſe Bewußtſeyn der Gemeinde nur ein albernes Gaukelſpiel, was es ſich nicht der Mühe verlohnte weiter anzubauen. Die feinere, genauere Bibelauslegung, ihre Conſequenz in jedem Worte und ihre mannigfaltige Anwendung und Deutung aufs Leben bleibe dem Geiſtlichen, der Theologie beſonders ſtudirt hat; aber die Wahl zwiſchen Bibelglauben und natürlicher Religion, die Erkenntniß der chriſtlichen Lehren in ihren wenigen, großen Grundzügen, die muß Jedem möglich

ſeyn, und die darf ſich auch der Unwiſſendſte nicht abſprechen laſſen. Die chriſtliche Religion, zumal die proteſtantiſche, iſt kein ausſchließliches, geheimes Eigenthum einer beſondern Prieſterkaſte; es gehören keine gelehrten Kenntniſſe dazu; ſie will innerlich erfahren ſeyn, und dieſe Erfahrung kann von Jedem gemacht werden, der die Anlage dazu in ſich trägt. Es ſollte mich nicht wundern, wenn Hr. Dr. Schleiden, der das öffentliche Beſprechen der Grundwahrheiten des Chriſtenthums durch Laien ſo ſehr mißbilligt, zuletzt auch das eigene oder gemeinſchaftliche Bibelleſen ohne Aufſicht eines rationaliſtiſchen Geiſtlichen verbieten würde. Der Katholicismus betrachtet allerdings ſeine Kinder als ſolche Unfähige, die die Bibel nicht verſtehen können; der erkennt nur die Fähigkeit ſeiner Geiſtlichen zu ihrem Verſtändniß an. Aber Luther hat nicht ohne Abſicht die Bibel überſetzt, und hat einem Jeden die Befugniß eignen treuen Forſchens in der Bibel und auf die Bibel zuerkannt. Um das religiöſe Bewußtſeyn der Gemeinde anzuſprechen, um ihre Selbſtthätigkeit aufzuregen, die leider, leider viel zu lange geſchlummert hat, dazu möchten gelehrte Compendien, bändereiche Unterſuchungen gewiß nicht paſſend ſeyn. Nein, eben ſolche Sendſchreiben, ſolche Flugſchriften, ſolche Tractätlein, die wenig einfache Sätze lebendig beſprechen, ohne eine Maſſe von Gelehrſamkeit mit ſich zu führen, über welche dem großen Haufen der Gemeinde allerdings kein Urtheil zuſteht, eben ſolche ſind allein im Stande, die geſchriebene Rede mit Nutzen vor die Geſammtheit der Gemeinde zu bringen. Nur lebendige Hauptreſultate der Wiſſenſchaft ſoll die Maſſe der Gemeinde erhalten, nicht den Gang und die Methode und die geſammte hiſtoriſche Entwicklung der Wiſſenſchaft mit ihrem ganzen Gefolge zahlreicher Frachtwagen von Folianten und ganzen Bibliotheken. Wenn Hr. Dr. Schleiden ſelbſt zugeſteht, daß es *Beruf unſerer* Zeit ſey, die Reſultate der Wiſſenſchaft auch *in's Leben einzuführen*, ſo möchte ich doch wohl wiſſen, welchen

andern Weg er mit der Feder dazu einſchlagen wollte, als durch eben ſolche kleine Volksſchriften, die in Form und Ton mit der Faſſungskraft der Mehrzahl harmoniren. Wir haben wahrlich nichts dagegen, daß er eine Zeitung zu ſeiner Entgegnung gewählt hat, aber der Unterſchied zwiſchen einem ſolchen Organe und zwiſchen einem gedruckten Sendſchreiben will mir nicht einleuchten, eben ſo wenig die Berechtigung auf ein hochmüthiges Prahlen mit Wiſſenſchaft, dieſem ſo ſehr gemißbrauchten Worte, während die ganze Entgegnung doch auf ein ſehr unwiſſenſchaftliches und noch dazu ſehr unkundiges Publikum berechnet iſt. Es iſt eine unredliche Verdrehung der Worte, wenn er ſeinem Gegner „Verachtung der Wiſſenſchaft" in den Mund legt und ihm jene Worte des Mephiſtopheles „Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft ꝛc." triumphirend zuruft, ſo beſprützt er abermals ſeinen Gegner mit Koth und höhnt ihn dann wegen des Schmutzes. Hr. Dr. Schleiden ſcheint überhaupt den Pöbelwahn, daß Bibelglauben ſich mit Vernunft und Wiſſenſchaft nicht vertrüge, in vollem Maaße zu theilen; davon ſollte ihn aber doch, wenn auch nicht die eigne Urtheilskraft, wenigſtens ein einziger Blick auf den jetzigen Zuſtand der theologiſchen Wiſſenſchaft und die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre geheilt haben.

Zur Kritik und zur Würdigung einer fremden Perſönlichkeit gehört eine gewiſſe Demuth, eine gewiſſe Selbſtentäußerung ſeiner ſelbſt. Man muß mit Wohlwollen in die fremde Perſönlichkeit eingehen können, ſie aufzufaſſen und zu verſtehen, ſich auf ihre Standpunkte und die Grundbedingungen ihres Weſens zu verſetzen ſuchen, auch wenn man nicht mit den Ueberzeugungen derſelben übereinſtimmt. Der Hochmuth, der nie aus ſich ſelbſt herausgehen kann und ſelbſtſüchtig nur an die eigene Meinung denkt und in kurzſichtiger Rechthaberei jede andere Anſicht mit unwürdiger Abſprecherei gleich todtſchlagen möchte, dieſer Hochmuth iſt zur Kritik gänzlich unbefähigt

Und Hr. Dr. Schleiden hat ein auffallendes Beiſpiel von dieſem geiſtloſen und liebloſen Hochmuthe gegeben. Da iſt nicht der entfernteſte Verſuch, ſich in die Perſönlichkeit des Gegners hineinzudenken, nicht der leiſeſte gute Wille, ihn mit Liebe in ſeinem Weſen aufzufaſſen. Er hat auch nicht ein einziges Wort von Philalethes, nicht ein einziges Motiv deſſelben verſtanden. Ihm iſt Alles von vorn herein Dummheit, Bosheit, Gemeinheit; die Offenheit und Schönheit der Geſinnung, die ſich für jeden Unbefangenen in den kleinen Schriften ausſpricht, der nicht von Selbſtſucht und Rache aus verletzter Eigenliebe verblendet iſt, hat er nicht geahnet. Aber von jeher, ſo weit wir die Geſchichte verfolgen können, war ein verderbtes, in ſeiner Entartung angegriffenes Pfaffenthum immer der grauſamſte, fanatiſchſte und verſtockteſte Feind.

Philalethes möge ſich durch ſolches grobes Mißverſtehen ſeiner Individualität; durch ſolche feindſelige Auffaſſung und Beſchmutzung ſeiner Motive nicht irre machen laſſen; ſie werden ſich noch oft wiederholen und er wird die Welt von einer Seite kennen lernen, deren Gemeinheit er früher nicht geahnet hat. Aber nur immer muthig fortgefahren; nur immer arglos und fröhlichen Muthes ſich in derſelben Weiſe ausgeſprochen. Zuletzt bricht ſich die Wahrheit immer Bahn, zuletzt wird jeder erkannt für das, was er iſt. So lange die Welt ſteht, iſt jedes ungerechte Urtheil noch zurückgenommen. Doch was brauche ich ihn zu ermuthigen? Ihn treibt ein Größerer, denn ich Wurm und meine ohnmächtigen Worte können kein Gewicht für Den haben, deſſen freudige Zuverſicht ſo unverkennbar ſich ausſpricht.

Daß ich keine Proſelyten für den Bibelglauben und für das Chriſtenthum machen will, iſt leicht zu erkennen, obgleich ich das raſtloſe Streben jener Chriſten, ihren Glauben unter ihren Mitmenſchen zu verbreiten, in höchſtem Grade billige und anerkenne. Der Glaube, der nicht nach allgemeiner Verbreitung ſtrebt, der das Heil und den Segen, den er ſelbſt empfan-

det, nicht auch ſeinen Mitbrüdern auf der ganzen Erde theilhaftig machen will, dem traue ich nicht. Je größer der Eifer für die Verbreitung, deſto ſtärker die intenſive Kraft, und es iſt ein Zeichen für die Armſeligkeit der Gegner, daß ſie dieſe ſo natürliche und folgerichtige Eigenſchaft des bibliſchen Chriſtenthums an ſeinen Anhängern tadeln und verſpotten. Nur muß dieſer Bekehrungseifer nicht zu falſchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, nur muß er nicht zufrieden ſeyn mit dem äußern Bekenntniſſe; er muß Niemand in ſeine Gemeinſchaft aufnehmen, von deſſen Durchdringung mit ſeiner Wahrheit er ſich nicht überzeugt hat. Und in dieſer Beziehung wird mannichfach gefehlt von jenen Gläubigen. Sie prüfen nicht ſcharf genug die Herzen und Nieren ihrer äußern Anhänger; ſie ſind nicht auf der Huth gegen Heuchler und Worthelden, und vergiften dadurch ihr Leben im Innern und geben ihren Gegnern nach außen Waffen in die Hand.

Alſo Proſelyten machen will ich nicht, denn ich bin ſelbſt kein Anhänger jenes Glaubens. Im Gegentheile möchte ich warnen, wie gegen jede Unwahrheit, ſo auch gegen die, die nur zu ſchnell gegen ihre innerſte Ueberzeugung ſich dem äußern Glaubensbekenntniſſe hingiebt. Ich möchte warnen Die, ſo heutigen Tages Theologie ſtudiren, vor der Autorität ausgezeichneter Lehrer, daß ſie ſich von derſelben nicht gefangen nehmen laſſen und fremde Autorität nicht verwechſeln mit innerſtem, eigenem Erlebniſſe. Auf den Univerſitäten iſt jetzt Gott Lob! kein einziger Rationaliſt im alten Sinne des Wortes mehr (einzelne abgeſtorbene Ueberreſte, die ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtehen und die längſt abgenutzt ſind, nicht mitgerechnet). Dem jungen Theologen wird jetzt nichts Anderes vorgetragen, als der wirkliche Inhalt der Bibel, ſei es nun vom gläubigen Standpunkte aus, ſei es vom ſpeculativen. Leicht zu erklären alſo, daß faſt Alle den Inhalt der Bibel als übereinſtimmend mit ihrer Ueberzeugung annehmen. Aber mit der bloßen A-

nahme iſt es nicht gethan. Ein ſolches doctrinaires ſich Anſtudiren des Bibelglaubens, ohne daß er in das innerſte Leben eindringt, ohne die ſchärfſte Selbſtprüfung, ob man Chriſtus nun wirklich im Herzen und nicht blos im Kopfe und im Gedächtniſſe habe, iſt nur eine neue Unwahrheit, wenn auch nicht eine ſo grobe, wie der Rationalismus. Es iſt meine Ueberzeugung, daß ſehr Viele unter Denen, die von der Univerſität zurückkehrend ſich für bibelgläubige Theologen halten, ſich nur ſelbſt täuſchen und die bloße Meinung für den innerſten Glauben halten. Zu einer innern Gemeinſchaft mit Chriſtus gehört mehr, als Collegia bei Lücke oder Marheineke gehört zu haben. Nicht Alle, die zu ihm ſagen: „Herr, Herr," ſind Chriſti wahre Jünger.

Alſo Proſelyten machen will ich nicht, vielmehr warne ich gegen Selbſttäuſchung und innere Unwahrheit. Aber gegen Eines will ich meine Stimme erheben, und ich will zu dieſem Kampfe mit beſſerm Rechte, als Hr. Dr. Schleiden in ſeiner Recenſion, alle Ehrenmänner, ſie ſeyen wes Glaubens ſie wollen, zur Unterſtützung aufrufen. Ich rufe zum Kampfe, zur endlichen Beſeitigung der großen Nationallüge, zur endlichen Beſeitigung des Rationalismus auf. Es macht der Wahrheit des deutſchen Charakters und der wiſſenſchaftlichen Kritik der Deutſchen keine Ehre, daß die religiöſe Anſicht, die man Deismus nennt, ſich ſo lange hinter der Maske des Rationalismus hat verſtecken müſſen. Wir haben viel aufzuräumen in unſerm deutſchen Vaterlande; von allen Seiten ertönen die Stimmen der Beſſern und dringen auf Reform, auf Abſchaffung des Unwahren und Schlechten in Geſetz, Sitte und Gewohnheit. Deutſchland wird ſich immer mehr ſeiner Rolle in der Weltgeſchichte, der Träger und Bildner aller tiefern Wahrheit zu ſeyn und das heilige Feuer der Menſchheit zu bewahren, bewußt. Eine innige, ſtolzere Vaterlandsliebe erwacht und fühlt, daß jetzt die Stunde der Wiedergeburt geſchlagen hat,

und das alte Traum-, Schein- und Lügenleben zum wirklichen Leben erwachen will. Wie aber kann es beſſer werden, wie iſt es denkbar, daß der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit ſich ſchärfe und ausbilde in der größern Maſſe des Volkes, ſo lange noch jene große Gewohnheitslüge im ſchwarzen Rocke unter uns umherwandelt? So lange das tiefſte Verhältniß des Menſchen, ſein Verhältniß zu Gott, noch mit einem Gewirre von jeſuitiſchen Reſervationen, unbeſtimmten, verſteckten Begriffen, dunkeln, perfiden Andeutungen, mit einem Gewebe von Lüge und unehrlicher Accommodation verhüllt und vergraben iſt, wie iſt es möglich, daß in alle andere Verhältniſſe des Lebens Wahrheit und Gerechtigkeit komme? Ohne innere Klarheit, ohne innere Aufrichtigkeit zu Gott iſt auch keine Aufrichtigkeit in äußern Beziehungen zu denken. Dem Deiſten, der ſeinen Gott durch lügenhafte, rationaliſtiſche Umwege und mit erborgten Redensarten verehrt, dem traue ich auch nicht, wenn er ſeinem Freunde die Hand drückt, wenn er ſeine Geliebte küßt, wenn er ſeinem Vaterlande Treue ſchwört, wenn er den Eid auf Geſetz und Verfaſſung leiſtet. Ich traue ihm nicht, denn es kann eine Redensart ſeyn, von der er ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft abgelegt hat. Wer ſelbſt gegen Gott nicht wahr ſeyn kann, der kann es in keinem Verhältniſſe. Der tiefſte Quell der Wahrheit iſt in ihm einmal mit der Lüge verſetzt, und alles Andre muß daher dieſen Beigeſchmack der Lüge bekommen. Ich traue ihm nicht, bei keinem Verſprechen, was er mir giebt; es iſt Zufall, wenn er es hält, denn er weiß ſelbſt nicht, was er ſpricht. Sein ganzes Weſen hat kein Fundament, alle ſeine Aeußerungen haben kein Fundament; Alles beruht auf augenblicklicher Einbildung, auf zufälliger Erregung, auf willkührlicher Annahme. Er iſt einmal gewohnt, gegen ſich ſelbſt unredlich zu ſeyn, er wird es auch gegen Andre ſeyn, ſelbſt wenn er nicht will und ſich deſſen nicht bewußt. Eine von der Lüge *ungetrübte* Aeußerung ſeines Weſens iſt eine Unmöglichkeit.

Es giebt ſo viele warme, tüchtige Herzen, die nach einem beſſern Zuſtande der Dinge in unſerm Vaterlande ringen, und die ſich um die religiöſen Verhältniſſe der Zeit doch gar nicht kümmern und ſie ganz unbeachtet laſſen, weil ſie mit ſich ſelbſt darüber im Reinen ſind. Aber ſie bedenken nicht, daß alle ihre Beſtrebung, all' ihre Hoffnung vergeblich iſt, wenn nicht Wahrheit des Charakters erzeugt wird. Keine Inſtitution kann ſich halten, keine Maaßregel kann zur Ausführung kommen, wenn ſie es nicht mit Menſchen zu thun hat, die der Wahrheit und der feſten Geſinnung fähig ſind. Und dieſe Geſinnungswahrheit, dieſe Einfachheit und Sicherheit im Wünſchen, Sprechen und Handeln, ſie muß auf das ganze moraliſche Seyn des Menſchen gegründet ſeyn, wenn ſie möglich ſeyn ſoll. Es hängt dieſes Alles genau mit einander zuſammen; und ſo lange nicht ein lebendiger Abſcheu gegen die religiöſe Unwahrheit und ein entſchiedener Kampf gegen lügenhaftes Pfaffenthum in unſerm Volke ſich kund giebt, ſo lange wir noch ohne innerſte Kränkung in gewohnter Stumpfheit die jeſuitiſchen Textverdrehungen der Rationaliſten ruhig mit anhören, ſo lange glaube ich auch nicht an eine wahre Entrüſtung, an einen lebendigen Abſcheu gegen den ungerechten Richter, gegen den falſchen Zeugen, gegen den betrügeriſchen Staatsdiener, gegen den hochmüthigen Ariſtokraten. So lange bleibt es immer nur gekränktes Privatintereſſe, nicht gekränktes Wahrheitsgefühl.

Darum nicht Die ſollt Ihr bekriegen, die eines andern Glaubens wie Ihr, doch aber eines wirklichen und redlichen Glaubens ſind. Wollen ſie Euch auf gewaltſame Weiſe ihren Glauben aufdringen, ſo tretet ihnen entgegen, aber bedient Euch zu dieſem Zwecke nicht jenes Zwittergeſchlechtes, das Ihr ſelbſt nicht achten könnt. Der ehrliche Mann kämpft mit ehrlichen Mitteln, und er bekämpft die Unredlichkeit überall, wo *er ſie findet*, wenn ſie ſich auch in ſeine eignen Reihen eingeſchlichen *hat*. Er ſieht ſie immer und überall als ſeinen

ſchlimmſten, als ſeinen einzigen Feind an, denn er weiß, daß ſie ſeine eignen Hände bindet und ſeine eignen Anhänger heimlich vergiftet und meuchelmordet. Darum wendet Euch nicht gleichgültig ab von dem Kampfe um religiöſe und kirchliche Verhältniſſe, ſondern bekriegt auch hier die Lüge, wie Ihr es im bürgerlichen und politiſchen Leben thut; der Sieg, den Ihr dort erfechtet, er wird Euch auf Eurem eignen Gebiete zu Gute kommen, und ohne die Lüge auch dort, in den Herzen der Menſchen überwunden zu haben, werdet Ihr nie auf Eurem Gebiete Herr über ſie werden. Wenn Ihr Euch der Religion wegen auch nicht darum kümmert, ſo kümmert Euch der Wahrheit wegen und aus nobler Geſinnung darum.

Und jetzt ſchließe ich dieſe kleine, flüchtige Schrift, indem ich mich noch einmal ſpeciell an Sie wende, mein Herr Dr. Schleiden, der Sie, wie ich weiß, auch Candidatus reverendi Ministerii ſind. Nachdem Sie, wie Sie glauben, Ihren Gegner Philalethes und mit ihm alle Myſtiker, Pietiſten u. ſ. w. abgefertigt und für immer todt geſchlagen haben, endigen Sie mit den Worten: „Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“

Wahrſcheinlich wiſſen Sie, von wem dieſes Gebet herrührt, wer es zuerſt ausſprach und bei welcher Gelegenheit er es that. Wenn Sie es nicht wiſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen. Jeſus ſprach dieſe Worte, als er von ſeinen Feinden an's Kreuz geſchlagen wurde. Da, unter den furchtbarſten Schmerzen, einen gewiſſen, nahen, qualvollen Tod vor Augen, da dachte er nicht an ſich, ſondern da betete er für ſeine Feinde: „Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Sie betrachten Jeſus ja ebenfalls als einen Menſchen, mein Herr Candidat des Predigtamtes, und ſo werden Sie mit mir deſto eher übereinſtimmen, wenn ich annehme, daß die ganze Geſchichte der Menſchheit uns kein Beiſpiel einer ſo unendlichen, *heiligen, anbetungswürdigen* Liebe aufweiſt, als dieſes Gebet

Jeſu. Wo lebt der Menſch, der ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht an die Bedeutung dieſer Worte denken kann?

Und nun, mein Herr Candidat des Predigtamtes, wie gebrauchen Sie dieſe Worte? Sie gebrauchen ſie als den Ausdruck des concentrirteſten Spottes und Hohns, den ſie Ihrem Gegner damit in's Geſicht ſchleudern wollen. Oder haben Sie wirklich an den „Herrn" dabei gedacht, und an das „Vergeben"? War Ihr Gemüth wirklich voll heiliger Liebe erfüllt ſtatt von häßlicher Leidenſchaft? Läugnen Sie nicht, es würde Ihnen Nichts helfen. Wenn ich eine Jury von hunderttauſend Menſchen zuſammenriefe und Jeder ſagte nach ſeinem Gewiſſen aus, nicht ein Einziger würde Sie in Schutz nehmen, nicht ein Einziger würde die Frechheit haben zu behaupten: Herr Dr. Schleiden, Candidat des Predigtamtes, hat dieſe Worte Jeſu im Sinne des Gekreuzigten gebraucht.

Es iſt möglich, daß es viele Menſchen giebt, die ſich an dieſen ſcheußlichen, empörenden Mißbrauch der Bibel, an dieſe gräßliche Entweihung, Beſudelung der erhabenſten Schönheit nicht im Mindeſten ſtoßen, die da meinen, der talentvolle Verfaſſer der Recenſion im Hamburger Correſpondenten könne darum doch ein Mann ſeyn voll feiner Gefühlsweiſe, voll äſthetiſchen Sinnes und voll Verſtändniſſes des Geiſtes der Bibel und des Charakters Jeſu. Es iſt dieſes ſehr möglich, und ſogar ſehr wahrſcheinlich, und es iſt nicht die erſte Erfahrung der Art, die ich von der entſchiedenſten Stumpfheit eines großen Haufens gemacht habe. Meine Anſicht aber bleibt darum doch die, daß ein Menſch, der dieſe Worte auf ſolche Weiſe gebrauchen kann, einen Beweis von faſt — unter menſchlicher Rohheit geliefert hat, und daß demſelben nie bei Leſung jener Worte auch nur der leiſeſte Hauch von jener unergründlichen Liebe an's Herz geweht ſein kann, welche ſie enthalten, denn *ſonſt würde* er ſich daran erinnert haben und die Feder würde *ihm ſtill geſtanden* ſeyn.

Wenn Sie ſpäter vielleicht einmal, mein Herr Candidat des Predigtamtes, von der Kanzel herab jene Worte Luc. 23, 34 der andächtigen Gemeinde vorleſen, ſo erinnern Sie ſich vielleicht dieſer kleinen literariſchen Rüge, die Ihnen deshalb geworden.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

DD 204 .F4
Politische, kirchliche und lit
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 958 597

DD
204
F4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

APR 14 1970